

ommerborn, Hans Kroppmann

42

1247

Pastor  
Hans Kroppmann



Ommerborn

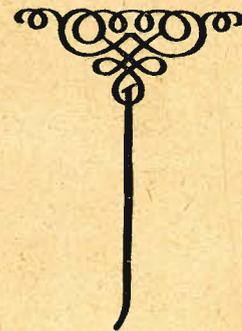
Pastor  
Sans Kroppmann

---

Zeitgeschichtlicher Roman

von

J. C. J. Ommerborn  
(Karl Christiansen)



---

Verlag  
Bücherei Montanus, G. m. b. H., Barmen-Wichlingh.

42/1247

(K)

N<sub>1</sub>

Bibliothek  
f. neuere Sprach. u. Mus.  
Frankfurt a. M.

## Erstes Kapitel.

Es war im Jahre 1863, da bekam das arme Kroppmanns Lies in Lempe seinen ersten Jungen und war überglücklich. Das Lies hatte bis tags vorher in der Tuchfabrik von Gebrüder Larsch gearbeitet, leidenschaftlich darauf gesehen, daß es die Arbeitswoche voll kriegte. Von den zwei Taler Wochenlohn mußte das kleine Weiblein nicht nur sich selber und den Jungen durchbringen, sondern auch seinem Kroppmanns Jul, dem Vatter des Jungen, hie und da was schicken, denn der stramme Infantrist stand in Saarlouis und kam, wie er oft genug schrieb, ohne einen Zuschuß nicht durch. Freilich hatte der gut schreiben, das arme Lies mußte es aufbringen, und hat nie einen Taler lieber aufgebracht als für seinen strammen Jul in Saarlouis. Nun lag das junge Weiblein, das nicht größer war als ein Backfisch von vierzehn Jahren, in dem schlechten dünnen Flockenbett unter dem Dach und war selig. War selig, daß es glücklich überstanden hatte. „Daß die heilige, schmerzhaftige Gottesmutter ihm einen so überaus prächtigen, echt bergischen Jungen geschenkt.“ Das Lies stammte selber aus einer deftigen bergischen Sippe, wußte, was ein junger Kerl wie sein Erstgeborener bedeutete. Jeden Augenblick hob das kleine Mütterlein den Zipfel des Kattuntuchs auf, um nach dem patshigen Bubengesicht zu sehen.

„He is grad wie sein Vatter, de Kroppmanns Jul!“ wispelte es sinnig in sich hinein, als wäre damit wonders was gesagt. Die Hewelsche, das heißt die Hebamme, mußte sofort nach Saarlouis schreiben, tat es gern, dem Lies zu gefallen.

„Schreibense meim Mann, dat sein Jung schwarze Haar hat, nit wahr, he hat doch schwarze Haar?“ diktierte das

Lies. Der Jul in Saarlouis hatte nämlich ebenfalls schwarzes Kraushaar.

„Schwatt wie Kohlen, Lies, schwatt wie en schwatte Kiersche!“ rief die alte Nobersche aus dem zweiten Stock mit einem braven Mutterblick. Von ihr stammten die steinalten, aber schneeweißen Leinenlappen, die dem Lies anstatt der Windeln dienten. Wo sollte das arme Lies auch Windeln herkriegern? Eine andere Nobersche besaß eine Ziege, und mit deren Milch sollte der Jungjung zu Kräften gebracht werden, denn das Lies war blutarm, bei aller Destigkeit, es lag jedenfalls an der Ernährung und an der jahrelangen Fabrikarbeit bei Gebrüder Larisch. Die alte Lengermannsche aus dem Nebenhaus, ein robustes Mannweib, der jeder mehr als drei Schritt aus dem Wege ging, hatte ihre Kinderwiege hergeliehen, dadrin sie selber ihre sechs Jungen gebettet und gewiegt. Das alte Kistlein war mit gelbem Oker hübsch und manierlich gestrichen.

Die alte Lengermannsche wußte mehr als andere Lempere Weiber; wenn sie was sagte, dann horchten die andern immer besonders auf. Das tat jetzt auch das kleine Lies. Die Lengermannsche hatte ja mit ihrer Mannesstimme behauptet: „Da haste en richtigen Prachtjung in de Welt gebracht, Lies, en richtigen Kroppmann, wenn de so voran jeht, dann jeht he voran, dat sag ich dich! Lies, lueck bloß, wat de Schwattkopp en hoge Stirn hat, ich slaub, de hat arg viel Teistesjaben im Verstandskasten, Lies, wat soll de Jung dann eijentlich werden, Lies, haste dadrüber auch als nachjedacht?“

Das Lies sah drein wie ein Mensch, der das große Los in der Kölner Dom-Lotterie gewonnen hat. Die müden Augen bekamen einen fieberhaften Glanz, so ging das hohe Glück dem Lies auf die Seele.

„Die heilige schmerzhaftige Mutter hat mich zu dem lieben Jung verholsen, die schmerzhaftige Mutter wird mich auch beistehen, dat ich den Jung aufzieh, ornlich und jut, ja, ja, ornlich und jut, dat slaub ich steif und fest, Moder Lengermann!“

Die alte Lengermannsche war nicht römisch katholisch wie

das Lies, sie war reformiert, wie die meisten Lempere Arbeitsleute; aber sie ging nur gelegentlich in die Kirche, denn sie mußte schwer schaffen, um ihre verwaisten Kinder durchzubringen. Für die sieghaftige Glaubenszuversicht der kleinen Mutter schien sie volles Verständnis zu haben, denn sie erwiderte so mütterlich wie sie nur konnte:

„Jo, jo, Lies, da haste recht, wenn deine schmerzhaftige Mutter wat kann, dann sollse dich auch beistehen, denn du bis en arm Dier, ja, dat bisde!“

„Jo, dat kannse und dat tutse, Moder Lengermann!“

Das arme Lies konnte es nicht lassen, auf diese Weise seine sieghaftige Glaubenszuversicht noch einmal zu besiegeln. Das heißt, das letzte Wort hatte bis dahin noch kein Mensch bei der alten Lengermannsche gekriegt, auch das Lies nicht.

„Jo, jo, Lies, dat kannse und dat tutse, ich jönn et dich von Herzen, ich bin nit so, dat weißde!“

Damit behielt die brave Lempere Moder wieder recht, und das Lies konnte es sich gefallen lassen, denn die Lengermannsche war wirklich nicht so.

\* \* \*

Nach zwei Wochen wurde der kleine Jungbürger in der römischen Kirche getauft, auf den Namen Johannes Josef. Die jüngere Nobersche trug den Täufling; nicht als ob es auf den harten Taler Hebammengeld angekommen wäre, den das arme Lies auf diese Weise nicht zu bezahlen brauchte, die Nobersche machte sich auch so ein Vergnügen daraus.

Eine merkwürdige Geschichte war es mit dem Vater, dem Kroppmanns Jul aus Saarlouis. Noch gestern kam von ihm ein Brief, daß er wegen Kriegsgefahr keinen Urlaub kriegen konnte, und nun tauchte er auf einmal trotz alledem auf. Das heißt, er war bei seiner Mutter abgestiegen, schlief die erste Nacht auf der Anusthöhe in derselben Siebelstube, wo er solange als Junggeselle geschlafen, ohne sein junges Weiblein zu benachrichtigen. Und nun marschierte er zwischen seiner Mutter, der alten Kroppmannschen und seiner Schwester Albertine aus der mütterlichen Wohnung schnurstracks in die Kirche und an das Taufbecken.

Der forsche Infantrist machte allgemeines Aufsehen. Die Taufnoversche, die den Säugling hielt, meinte von der Seite:

„No, Jul, nu wirsde wohl bald die Knöpfe kriegen!“

„Wer is denn nu eijentlich Padd?“ fragte Fräulein Albertine ein wenig spitz.

„Wir zwei Noverschen, Fräulein Tinchen, dat sehnsde doch woll, denk ich!“

Das befremdete offenbar den Vater Jul. Er wirbelte den dicken Schnauzer durch die Finger und rief barsch: „Ja, wie kommt mich dat dann?“

Die andern mochten wohl wissen, um was es sich handelte, man mischte sich nicht drein. Das heißt, die allzeit kuraschierte alte Lengermannsche brachte es nicht fertig, der stolzen Albertine, die sie in der Seele nicht ausstehen konnte, den Trumpf zu lassen. Sie sah dem Infantristen gradenwegs in die Augen. Sie war Manns genug, es mit den drei Kroppmanns aufzunehmen, auch mit der Klobigen Alten und dem hahnenstolzen Tinchen.

„No, weißde, Jul, so brauchdsde mich nu doch grad nit ze kommen, warum fragsde dann nit dein Lies, die is doch dem Jung seine Mutter!“

„Och wat, Mutter, wer is Mutter, der Jul is der Vatter, basta!“ Die alte Kroppmannsche war wirklich grobkörnig. Ihr breiter Brustkasten ging mächtig auseinander, wenn sie sich aufregte. Gerade hieb ihr die mannhafteste Lengermannsche ins Garn: „Vatter hin, Vatter her, Mutter is Mutter!“ da kam der Herr Pfarrer, ein Greis im Silberhaar, um den Taufakt zu vollziehen. Er drückte dem strammen Soldaten die Hand.

„Num bist du bereits Vater, Julius Kroppmann! Hoffentlich weißt du, was das zu bedeuten hat!“ Er hatte nämlich den jungen Vater selber getauft und zur ersten Kommunion gehabt.

„Dat weiß unsereins schon, Herr Pastor!“

„Na also! Dann erziehe deinen Sohn in den rechten Wegen Gottes, bete zur schmerzhaften Mutter und Sorge für deine Frau! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In alle Ewigkeit. Amen!“ antworteten die katholischen

Frauen, als ginge es nur sie an. Der Kroppmanns Jul sah arg verärgert aus. Dem weißhaarigen Herrn Pfarrer war er schon immer gern aus dem Wege gegangen, der wußte das. Komisch, muß man hier wieder sagen: denn der junge Vater ging nicht etwa mit den Taufgästen nach Hause zu seiner Frau Lies, sondern mit Mutter und Schwester nach der Anstuhöhe zu der Kroppmanns Wohnung. Erst nachmittags um sechs Uhr fand er sich bei der Taufnachfeier in der armseligen Bodenkammer ein, und zwar allein. Mutter und Schwester waren nicht mitgekommen. Er kam mehr als forsch an den von der Lengermannschen entliehenen Großvaterstuhl, wo man dem armen schwachen Lies mit einigen Stokentkissen ein Festlager hergerichtet hatte.

Das Lies sah seinen Jul offen und freundlich an.

„No, Lies, wie is et, wie jeht et dich, wie jeht et uns denn noch?“ fragte er.

„Danke, Jul, mich jeht et, Jott sei Dank, jut, dat weißde ja!“

„No ja, also!“ Der stramme Soldat ließ die großen stolzen Augen über die vielen Festgäste gehen, lauter Plus- und Koppmädchen aus der Larsch'schen Tuchfabrik. Wohlgefällige Mädchenblicke trafen und beäugten ihn, er hatte eine heiße Seele, die jeden Blick bis in die Tiefen verstand. Manche der jungen Frauenzimmer wurden unter seinen Augen rotübergossen, lächelten ihm zu; andere, darunter die Bachhaus Adele, mit der er vor Jahren einmal verlobt gewesen, hielten sich ein wenig auffallend für sich. Und das alles erkannte der stramme Kriegsmann mit kundigem Verständnis. Durch die Bodenkammer huschten allerlei Gedanken, geheimnisvoll, verschlagen, Gedanken der Sünde und der Tugend. Und alle umkreisten den stolzen Lemper Jungen, und alles wußte er und verstand er.

„Hastde dann nir zu trinken, Lies?“ fragte er lächelnd.

„Du denks immer bloß an dat Drinken, Jul! Wat meinsde woll, wo ich dat herkriegen soll? Ich steh mit mein Kind doch mutterseelenallein in die Welt! Et jibt fleich en juten Topp Kaffee, dann hastde wat zu trinken!“ Das Lies sah jeht gar nicht besonders erbaut aus.

„No, anders hab ich et ja auch jarnit jemeint, Lies! Du bis immer gleich so komisch, ja, dat bisde!“

So rechtfertigte sich der Kroppmanns Jul, sah wieder viel mehr nach den jungen Wechtern, das heißt den Mädeln, als nach seiner Frau und dem Jungen. Er roch ja wohl den Braten und begriff, daß irgendeiner, am Ende die mannhafteste Lengermannsche, dem Lies alles brühwarm hinterbracht hatte, was in der Kirche vorgekommen war. Und daß er nachts auf der Knusthöhe kampiert, statt in dem armseligen Heim vier Treppen unter dem Dach bei den Seinen. Ob er nun die mannhafteste Lengermannsche zufällig darauf angesehen, oder ob das robuste Lemper Mutterherz der tapfern Alten es nicht länger aushielt, kurz, sie fragte den Jul auf den Kopf:

„Komsde jrad vom Bahnhof, Jul?“

„Ach wo, vom Bahnhof, ich hab bei meine Leute jeschlafen, ich bin in die Nacht ankommen, ich war hundsmüd und wollt das Lies nit heraustrommeln, dat könnense sich doch wohl denken, Frau Lengermann!“

„Ha so, ja, ja, ich jlaub et dich ja!“ Dabei sah jeder, daß die mannhafteste Lengermannsche sich ihre Gedanken über den verlogenen Jul machte.

Eins der Plüsweiter fragte: „Hasde denn nu deinen jungen Hannes auch als in die Augen jekuckt, Jul?“

„Warum, wie meinsde dat, Lotta?“

„Du bis en komischen Vatter, Jul, nimm et mich nit übel!“

„Ja, wat will man machen, wenn der Mensch nu mal so komisch is?“

Nun mischte sich die alte Lengermannsche aufs neue mächtig in die immer ungemütlicher werdende Stimmung:

„No, nu wollen wir aber mal jemütlich en Kindtaufstäsken trinken. Jott und alle Welt nochmal!“

Sie kommandierte fast wie ein Unteroffizier, und alles nahm sich zusammen. Die jungen Fabrikkolleginnen des Lies hatten allerlei schöne Sachen zusammengetragen. Die eine stiftete ein Pfund Kandiszucker, die andere einen Bund Burger Brezeln, eine dritte ein Pfund Kaffeebohnen, andere legten für zwei feine Zuckerbäckerkuchen zusammen und so weiter, es war ein wirkliches Festessen. Das Lies selber hatte nichts

herzugeben brauchen als die armselige Dachstube; und auch die putzten die verschiedenen Norderschen dermaßen heraus mit Stühlen und Tischen, daß man meinte, was wonders hinter den Kroppmanns steckte. Die Nordersche aus dem zweiten Stock hatte den Fußboden weiß gescheuert und Sand darauf gestreut, das Kaffeegeschir gehörte dem alten Küster, der kam dafür nachher auf ein halb Stündchen. Und jetzt ging die Lengermannsche mit der mächtigen Kaffeekanne an den Tassen vorbei, bediente alle Gäste, als wäre sie die wirkliche Taufgroßmutter.

Der Kroppmanns Jul war der einzige männliche Gast, wenn man so sagen darf. Er kam bald in Stimmung, setzte sich zu diesem und setzte sich zu jenem, und immer waren es offenbar solche Gäste, zu denen er von früher her in gewissen Beziehungen gestanden. Das mochte auch das Lies wissen. Sein Gesicht sah gar nicht besonders festfroh aus. Der Jul unterhielt mit seinen Schnurren und Kissen die ganze Gesellschaft. Man kam bald aus dem Lachen und Jibbeln nicht mehr heraus, besonders die Jungen hörten auf ihn. Aber sogar die härbeißige und tugendhafte Lengermannsche ließ sich dann und wann zu einem beifälligen Nicken verleiten, lachte sogar mit ihrem Baß, es war ein Lachen, als wenn einen Haufen dicker Kartoffeln die Treppen hinunter kugelte.

Das Lies rief schon mal in den Trubel hinein einen der Gäste an: „Sag du, kuck mich doch mal nach den Jung!“

Das tat denn auch jedermann auf dem Fleck. Nötig wäre es nicht gewesen, denn der junge Schreier lag im Nebenraum in dem otergelben Wiegenkistlein, hielt die Patschpfoten vor sich hin und sinnierte.

„Sag du, Lies, dein Jung wird janz jewis noch Professer! Dat sag ich dich, Lies, ja, ja, Jul, ich meint deinen Jung!“ rief eine Junge.

„Soll woll sein, warum auch nit, Jeistesjaben hat de Krulenstoppen, dat sieht man ihm an!“ rief eine andere Junge.

„Wenn mr solchen Vatter hat, Jul, weißde noch, wie du die Adele immer Gedichtches gemacht has?“ rief eine Dritte, auch eine Junge.

Die Bachhaus Adele, seine frühere Verlobte, würde über

und über rot, nahm einen Schluck Kaffee. Die andern sahen das, schauten mit einem Halbblick nach dem Lies, das saß da wie auf glühenden Kohlen und mußte wohl Sieber haben, denn der Kopf und die Augen sahen danach aus. Aber es blieb nun doch bei der gemüthlichen Ruhe, der Jul schlug mit seiner unerschöpflichen Fülle von Witzgen alles zu Boden, was nicht mitmachen wollte.

Schließlich meinte die mannhafte Lengermannsche: „Ich glaub fast, dem Jul is de Koffe in die Krone festiegen, wat?“

„Nee, dem is wat anders in die Krone festiegen, Lengermannsche!“ rief die Nordersche aus dem zweiten Stock. Was sie eigentlich hatte sagen wollen, blieb ungesagt. Aber jedermann wußte drum. Daher kam auch das Jibbeln und Sich-anstoßen und kamen die merkwürdigen Blicke hin und her. Immer handelte es sich ja um den Kroppmanns Jul.

Kurz und gut: die Nachmittagsstunden verliefen genau so wie alles im Leben der Lemper Arbeitsmenschen zu verlaufen pflegte. Man ließ die Kaffeekanne nicht kalt werden und die Schnäbel nicht rosten. Der Jul erzählte zum Schluß noch, wie er einmal fast in die Lage gekommen wäre, die Köchin seines adeligen Herrn Hauptmanns zu heiraten, wenn er gewollt, und alles spergte, wie man sagt, Nase und Maul auf. Je dicker die Kroppmannschen Lügen waren, desto mehr Glauben fanden sie. Das war schon in den Kinderjahren so gewesen. Endlich kommandierte die Lengermannsche:

„Kinders, der Koffie is auf, dat Lies is marode, de junge Hannes will sein Futter haben, am besten machen wir Schluß, die olle Kroppmännche und das Albertinchen und der Küster kommen ja doch nit mehr!“

Alles brach auf, noch immer lachend und jibbelnd und sich anstoßend und mit dem strammen Infantristen Blicke austauschend. Man empfahl sich noch zu der zweiten Kroppmannschen Taufe und verschwand.

Als die Gäste bis auf den letzten Mann gegangen waren, setzte der Jul sich zu dem Lies an den Großvaterstuhl, legte einen Arm um die Lehne, fragte noch dies und das, was sie gern hörte. Am Ende holte er sich den Patschjungen, wollte mit ihm dumme Streiche machen, als wäre der schon Jahre

alt; nahm von der Lies gern Belehrung an über die Tatsache, daß der kleine Kerl erst vierzehn Tage alt sei und sprang dann auf einmal mit den Worten vom Stuhl:

„Nu muß ich aber nach Haus, Lies, ich muß doch morgen in alle Herrjottsfrüh wieder weg nach Saarlouis, ich kann doch meine Leute nit ganz ohne Abschied lassen! Um elf Uhr komm ich wieder zu dich, Lies, nit wahr, dat weißde doch?“

Das Lies hörte das alles an, sagte nicht ja noch nein, aber es kannte ja doch seinen Jul Kroppmann. Und der Jul verstand ihr Schweigen, sonst hätte er nicht noch aus der Tür so albern und maulig zu sagen brauchen:

„Leg dich in die Klappe bei dein Jung, un luek nit so dumm in die Welt!“

Und dann kam alles, wie es kommen mußte. Der Kroppmanns Jul ging zu seinen Leuten auf die Knusthöhe, saß eine halbe Stunde bei der Mutter und bei der Schwester Albertine, hielt ihnen gegen das arme Lies die Stange, schwadronierte über seine Ehe, daß es eine Art hatte. Und als um zehn Uhr die Schulkameraden kamen, eine große Pulle mit Schabau mitbrachten, echten Braselmanns, da zog die ganze männliche Rotte in den Kroppmanns Garten, aufs Gras und zechte sich sternbagemvoll.

Sträulein Albertine kam einmal, um zum Rechten zu schauen, der Jul ranzte sie aber albern an, und sie ging zu Bett, ebenso wie ihre Mutter. Das Singen und Kollern der lustigen Kumpanei aber schallte noch bis weit in den neuen Morgen hinein über den Knusthöher Hügel. Sollte man es sagen? Um zwei Uhr kam das arme kranke Lies herangeschlichen, seufzend und wenig fest auf den Beinen und holte sich seinen Jul. Der wollte natürlich zuerst gar nicht mit und suchte auch sein Eheweiblein „in die Klappe“ zu ekeln. Aber da legten sich die Kumpane ins Mittel. Jedermann achtete das fleißige Lies, scheute sich vor dem sittlichen Ernst und weil sie so seltsam dreinschauen konnte, wenn etwas nicht im rechten Gleis lief. So nahm man denn den betrunkenen Soldaten in die Mitte und brachte ihn in sein armseliges eigenes Ehereich unter dem Dach. Das Lies schlich hinterher wie ein Hund. An der Haustüre riet

ihr einer der Kumpane zum Besten: „Du mußt et nit so genau nehmen, Lies, der Jul is doch nu mal Soldat, und wenn man zum erstenmal Vatter is, dann luecht man nit so genau nach die Kirchturmsuhr. Bring deinen Jul int Nest. Se muß in paar Stunden wieder weg, wer weiß, ob du ihn so rasch wiederkriegst! Schlaf jut, Lies, nir for unjut!“

Der Jul war bereits hinauf, und die kleine Ehefrau nickte müde. Wie sie endlich oben ankam, lag der Kroppmanns Jul gestiefelt und gespornt, wie er war, im Bett und nahm die ganze Breite ein. Der kleine Hans in seinem okergelben Wiegenstülein sah dem Spielwerk von der Seite aus zu und sinnierte. Das Frauchen machte über beide Kroppmänner das Kreuzzeichen und legte sich in den Großvaterstuhl der Lengermannschen.

Am frühen Tag war der Soldat schon früh auf den Beinen. Der gesunde junge Körper widerstand dem Alkoholgift noch. Aber verkatert und verdrießlich sah der Jul drein. Sogar das Gequiekle seines Jungen ärgerte ihn. Er setzte sich endlich an den Tisch, überschaute die armselige Speisebude und seinen Jungjung, ließ sich den guten Kaffee schmecken, nahm einen mächtigen Brocken Kuchen, ließ sich von der kleinen Frau einen Klumpen Kandiszucker in die Tasse werfen und schmauste mit vollen Backen. Das brachte ihn ein wenig in Wärme.

Mit lauenden Backen fragte er unverfroren, wie er war:

„Sag du, Lies, wat ich sagen wollt, kannsde mich nit en paar Daler Jeld mitgeben, ich hab keinen roten Heller in der Tasche, ich denk, du kannst mich an ein paar Füchse verbelfen!“

„Aee, Jul, dat kann ich nit, du weiß, dat ich dat nit kann, wo soll ich arm Mensch an ein paar Daler Jeld kommen, als wenn et ein paar Pfennige wären, ich muß sowieso wieder in die Fabrik hinter den Plüsdisch, du weiß, dat mich kein Mensch einen Heller für meinen Jungen gibt, wo soll ich arm Fraumensch en paar Daler für dich herkriegeln, ich flaub, du bist nit recht jescheit, Jul!“

„Ja, nu gib dein Tequatsche auf, ich hab als jenug, ich

muß nu eben zu meine Leute springen, et is hohe Zeit, hasde alles einjepackt?“

„Du kanns dat Paket jut tragen, Jul, ich denk, dat du unterwegs nit zu hungern brauchst, ich hab dich alle Reste einjepackt, wat noch übrig jeblieben is!“

„Na, also, adjüs Lies, warum heulsde denn nu eijentlich?“

Das kleine Lies hatte wirklich dicke Tränen in den Augen. Der Jul polterte die Treppen hinab und rief von unten herauf noch einmal:

„Adjüs, Lies, adjüs!“

## Zweites Kapitel.

Die Sache zwischen den Kroppmanns Leuten und dem Lies hing folgendermaßen zusammen:

Fräulein Albertine, eine junionische Schönheit, arbeitete von Kind auf ebenfalls in der Tuchfabrik Gebrüder Larsch und „hatte was zu sagen“, das heißt, sie war Meisterin über die Plüsbude. In dieser Bude plüsten ein halbes Duzend junger Frauenzimmer unter ihrer Aufsicht mit einer Stahlpinzette die Flaufen, „Plüsen“, aus den fertigen Tuchstücken. Zu dieser Arbeit gehörten gute Augen und ein steifer Nacken, zwei Eigenschaften, in denen kein anderer das kleine Lies übertrumpfte. Die „Wechter“, das heißt die Mädchen, mußten das von dem Werkmeister Josten oft genug hören. Uebel nahm das Lob der kleinen fleißigen Arbeiterin keine Seele, das Lies hatte scheinbar keine Feinde außer der Meisterin, dem Fräulein Albertine Kroppmann. Aber an der erwuchs ihr eine wirkliche Widersacherin, offen unter den Augen und mehr noch im Geheimen. Ein ganzer Wall von feindlichen Ursachen türmte sich mit der Zeit zwischen diesen beiden jungen Frauenzimmern auf, ohne daß das Lies es hindern konnte.

Es gab Leute in der Larsch'schen Fabrik, die behaupteten schlankweg, daß ein so schönes, hochgewachsenes vornehm ausschauendes Fräulein, wie das Kroppmanns Tin, nie und nimmer mit einem so kleinen, unscheinbaren, grundbraven

und steiffrommen Lies Freund sein könne. Warum wohl? So komisch es den Leuten selber vorkam, das unscheinbare Lies hatte ein merkwürdiges Geheimnis um sich und in sich: es war ein durch und durch vornehmer Mensch, ein durch und durch keuscher Mensch, ein Mensch, in dessen Nähe sich keines der Larsch'schen Lästermäuler wagte, man genierte sich vor dem Lies. In der ganzen Larsch'schen Tuchfabrik gab es nur ein Wecht, vor dem alles und jeder Respekt hatte, vom Kontor bis in die Walkerei, und das war eben das kleine Plüswecht, das Lies, das in Lempe ohne Vater und Mutter und ohne irgendeinen Verwandten dastand.

Das war das merkwürdige Geheimnis in ihr und um sie. Man erlebte es täglich, ohne mehr als nötig darüber nachzudenken, war im Grunde zufrieden, daß das kleine Lies ein so grundbraves, sauberes Menschenkind blieb, schon durch seine Anwesenheit allen wohlthat.

Nur ein Mensch, die einzige Feindin, machte sich allerlei Kopfzerbrechen über das Geheimnis der kleinen Lies, seit jeher, seit Jahren bereits. Was Fräulein Albertine Kroppmann sich über die stille fleißige Plüserin für Gedanken machte, ging fürwahr nicht auf eine Kuhhaut. An der stolzen Schönheit fraß der Neid über das keusche Glück der Untergebenen, schon weit vor der Zeit, wo der Kroppmanns Jul, der schlanke windige Spinner, sich in das kleine Weiblein verliebte. Es war soweit gekommen, daß der eigentliche Chef der Firma, Herr Eduard Larsch, der gute Augen haben mußte, sich den Werkmeister Josten beiseite nahm und sagte:

„Sehen Sie mal zu, Josten, daß Sie dem kleinen Lies einen andern Posten geben! Ich denke dabei nicht allein an einen bessern Verdienst, obschon sie es gebrauchen kann, die Hauptsache ist die, daß ich das brave stille Ding aus der Nähe der Albertine bringen möchte. Ich will die verlogene Anschwärzerei der Meisterin nicht mehr anhören, es ist mir zuwider! Vielleicht tum Sie das Lies in die Flickstube, die guten Augen und die Gewissenhaftigkeit hat sie ja dazu, also schauen Sie mal zum Rechten, verstanden?“

„O, dat will ich schon machen, Herr Larsch, dat will ich schon machen! Janz jern sogar! Wissensse, Herr Larsch,

wenn ich drüber zu sagen hätt, dann schmiß ich das vermaledeite Fraumensch, die Kroppmanns Tin, Hals über Kopp aus die Fabrik! Mich jehz die Falle schon über, wenn sie mich morjens vor dem Kaffee über den Weg läuft!“

„Na ja, Josten, nu habense Ihrem Aerger mal gründlich Luft gemacht, um das andere kümmernse sich nicht, meine Leute stelle ich bekanntlich selber an und entlasse sie auch selber, nit wahr?“

Werkmeister Josten war so verdrießlich über die Abfuhr, daß er spornstreichs in die Fabrik und in die Plüsbude lief und dem Lies sagte:

„Sag du, Lies, du kanns mal mitkommen, ich will dich an andere Arbeit stellen, komm mal mit, halt die Schürze nur an!“

Fräulein Albertine war ganz bestürzt.

„Aber Meister Josten, wie könnense mich denn eine von meine Arbeiterinnen so mir nir dir nir vom Stück wegnehmen?“ rief sie in ihrer Würde gekränkt.

„Komm du nur, Lies, dich hat hier keiner wat zu sagen als der Meister Josten, komm du nur!“

Der Werkmeister hatte seit langem keine so helle Genugtuung erlebt wie in dieser Minute. Die andern Plüsweiter eicherten in sich hinein, und Fräulein Albertine stand so aufgereggt vor ihrem Tisch, als hätte man sie an der Nase gezogen.

„Ich werde mich sofort an Herrn Eduard wenden, dat will ich nu doch mal sehen, dat wird ja immer netter, dat will ich doch mal sehen!“

„Komm du nur, Lies!“

Ob die Meisterin den Gang zum „Herrn Eduard“ gefunden hat, ob sie sich hat belehren lassen oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Das kleine Lies schaffte seitdem am Flicktisch, hatte das Stopfen der Risse in den fertigen Tuchstücken bald so gründlich heraus, daß Herr Larsch ihr wöchentlich einen ganzen Taler am Lohn zusetzte. Das war damals viel Geld. Das Lies stand nun im festen Lohn fast der Plüsmeisterin gleich. Fräulein Albertine bekam die Woche nur noch zwanzig Silbergroschen mehr als sie. Allerdings bedeutete das immerhin noch einen Respektsunterschied. Aber

es machte die Kluft zwischen den beiden Widersachern vollends zu einer Kluft, wenigstens soweit es auf die stolze Meisterin ankam. Das Lies sagte überhaupt nicht viel, mochte es gehen wie es wollte, es hielt sich in allen Dingen an seine schmerzhafteste Gottesmutter.

So haben wir einen guten Grund zu der Feindschaft gesehen. Aber doch nicht den eigentlichen Grund. Der lag viel tiefer. Das stolze Fräulein war nämlich Mutter eines Mägdeleins, und es hieß im allgemeinen, das heißt unter vier Augen, der Vater dieses Kindes sei Herr Eduard Larsch, der Tuchfabrikant. Warum nun gerade das kleine Lies damit zu tun haben soll? Die Sache lag eben tiefer.

Die Fabrikwechter jener Zeit in Lempe gehörten zu den windigen, nahmen es mit der sittlichen Unbescholtenheit nicht besonders ernst. Darum stand es keinem der Larsch'schen Wechter zu, über die gefallene Meisterin abfällig zu urteilen. Fräulein Albertine brauchte sich vor keiner zu genieren. Mit der kleinen Lies war das anders, grundanders. Deren Sauberkeit wurde der gefallenen Sünderin zum ununterbrochenen Vorwurf. Mehr als das stolze Fräulein einem Menschen zu sagen vermochte. Und weil das Lies schlecht und recht seinen Weg ging, weil es keinem Menschen in den Sinn kam, das ungewaschene Maul an der saubern Schürze dieser Arbeiterin abzuwischen, weil das Lies sich um nichts kümmerte, was die neidische Meisterin ihr in den Weg zu legen suchte, weil Gottes Schutzengel um sie waren, darum fuhr der unsaubere Neidteufel immer tiefer in die stolze Feindesseele, heizte ein, was er konnte. Fräulein Albertine Kroppmann haßte das kleine Lies von ganzer Seele und litt unter diesem Haß mehr als sie sagen mochte. Alle Welt wußte das.

Es gehörte zu den merkwürdigsten und doch alltäglichsten Geheimnissen Lempes, daß der Kroppmanns Jul sich in das kleine Lies verliebte. Und zwar in ganz anderer Weise als er bisher von der Liebe zu den Lemper Wechtern gelebt. So tief und bindend, daß er sie zum Eheweibe begehrte, sich mit ihr verlobte. Das Verlobungsjahr, auf das das Lies hielt, wurde für Fräulein Tin zu einem Jahr teuflischer Leiden, teuflischen Tiefstandes. Wenn es ihr möglich gewesen

wäre, dann hätte sie die Heiratsgeschichte ganz gewiß hintertrieben, so viel suchte jedermann hinter der leidenschaftlichen Hasserin. Aber es war ihr nicht möglich. Das Lies hatte seinen strammen Spinner herzlich lieb, obschon er fast einen Kopf länger war als sie. Nach dem Jahr wurden sie Mann und Frau, der greise Pastor von der römischen Kirche traute sie. Alles gestaltete sich der Hasserin zur Sünde. Daß das saubere Weiblein in dem Verlobungsjahr keusch geblieben, bei aller Scheelsucht, bei aller spinnenhaften Aufpasserei, bei allem windigen Gelüst des Bräutigams, das marterte die stolze Juno, daß sie fast die roten Backen einbüßte. Daß eines Tages die beiden vom Traualtar kamen, das Lies im Myrtenkranz wie ein reingebliebene Jungfräulein, worauf der ehrwürdige Pastor mit unbarmherzigen Blicken sah, das brachte die Stolze, Unreine schier um den Geschmack am Leben. Und seit diesem Bankrott der Juno klappte der unüberbrückbare Abgrund zwischen den beiden Schwägerinnen.

Wenn nur nicht der schöne Jul ein so windiger Patron gewesen wäre. Er hatte nichts, und das Lies hatte nichts, und die Arbeiterarmut stand am Traualtar als Zeuge. Die beiden jungen Leuten mußten sich auf allerlei gefaßt machen. Dazu kam, daß dem ungebändigten Roß, dem Jul, die Ehefessel auf einmal wider den Geschmack ging und er über die Stränge schlug, wo er konnte. Vor aller Leute Augen. Das Lies litt unsäglich darunter.

Eine Zeitlang hielt der Jul mit seinem Lies. Eine Zeitlang. Er blies der schwesterlichen Verleumderin mehr als einmal gut männlich den Marsch und mied das mütterliche Haus auf der Ansthöhe. Eine Zeitlang. Nach einem halben Jahr lag er wieder ganz in den Fesseln der schönen Schwester, kammerte so oft wie möglich auf der Ansthöhe, kümmerte sich nicht um die Not seiner kleinen Frau, aß sich übersatt an den mütterlichen Töpfen und — wurde auf einmal als Soldat eingezogen. Es war 1863.

Das Lies schluchzte schon mal heiß auf und in seine Schürze hinein. Aber dann trug es still und betete zu seiner schmerzhaften Mutter Maria.

Fräulein Albertine hatte gute Augen, die Augen einer Schlange. Und indem sie dem Bruder Pakete und manchen Taler Geld schickte, schlug sie aus der Armut der kleinen Schwägerin Kapital, machte ihr den Jul abspenstig. Ohne die Albertine wäre der Jul ein ganz anderer Ehemann geworden, darüber gibt es keine Meinungsverschiedenheiten. Auch das Lies wußte es. Es arbeitete und arbeitete, grämte und härmte sich, und die Albertine heizte ihrem armen Herzen ein. Wenn das Lies meinte, der Jul habe sein Futter draußen, dann meinte die Tin, ein junger Kerl müsse auch schon mal einen Kognak haben und habe auch nicht nötig, vor jeder Schürze Reißaus zu nehmen. Und kein anderer als die Tin steckte dahinter, als dem armen Lies allerlei zugetragen wurde über den Lotterwandel seines Jul draußen bei den Soldaten, offenbar daumendick aufschnitt, obgleich es sowieso mehr als genug war. Das Weiblein glaubte vergehen zu müssen vor Scham und Entrüstung und dachte mehr als einmal daran, ob es noch Zweck habe, zur schmerzhaften Mutter zu beten. Wenn die sich nicht dreinmischte, wer sollte sich dann dreinmischen? Schließlich kam es dahin, wo wir den Kroppmanns Jul erkannt haben, daß er sein junges Weib mitsamt seinem Prachtbuben floh, als gebe ihn das ganze himmelhohe Glück in der armseligen Dachstube nichts an, als gehöre er nach wie vor in das Kroppmannsche Häuschen auf der Knusthöhe und in die Mitte laufender, lärmender Kameraden aus alter Zeit.

\* \* \*

Damals gingen im preussischen Vaterlande allerlei Kriegsgespenster um, und die Lebensmittel waren brandteuer. Lies schaffte fleißig in der Larsch'schen Tuchfabrik, ging jeden Mittwoch und jeden Sonntag, die Gott kommen und werden ließ, in die Frühmesse, alle vier Wochen aber ins Hochamt. Den kleinen Hannes verpflegte ihr die Tobersche, die brave Lengermannsche, und der Junge ging voran wie ein Füllen.

Einmal meinte der Herr Pastor: „Sag du, Lies, ich hab dir längst schon mal ins Gewissen reden wollen, du bist das bravste, fleißigste und christlichste Weib in der ganzen

Gegend! Du plagst dich brav und tapfer für dein und deines Jungen Stück Brot, zuviel hast du für deinen Kopf nicht, das sehe ich dir am Gesicht ab! Dein kleiner Kerl braucht für deine Verhältnisse zu viel! Nun habe ich längst daran gedacht, dir eine Freimilchkanne aus der Armenkasse zu verschaffen, sei still, es braucht dir von mir aus nicht weh zu tun, es ist nun einmal so im Leben, daß der eine mehr hat als der andere, und du bist nicht so, daß du dir den Kopf darüber unnötig zerbrichst, das weiß ich, du arbeitest lieber, aber ich hätte dir ganz herzensgern die Milch für deinen Buben besorgt! Doch hat die Sache einen Haken! Deine Schwiegermutter hat sich erbötig gemacht, deinen Buben zu sich zu nehmen und ihn zu erziehen, bleib nur still Lies, ich weiß ja, wie du darüber denkst und kann es dir im Grunde nicht übel nehmen, aber siehst du, die Armenkasse steht auf dem Standpunkt, daß du eher verpflichtet bist, das Angebot deiner Schwiegermutter anzunehmen, als die Freimilch zu beziehen! Es gibt ja allerdings viel Armut in Lempe, und gerade bei der teuren Zeit, willst du nicht einmal in deines treuen Gottes Namen dir die Sache durch den Kopf gehen lassen? Weißt du, dein alter Seelsorger darf dir das schon sagen, Lies, auch dem bravsten und saubersten Christenmenschen steht der Hochmut und der Nichtzorn nicht gut an, du weißt, was ich sagen will, Lies, und du denkst am Ende: wo ist denn das arme Lies in seinem Leben hochmütig gewesen oder hat gerichtet? Aber ich sage dir noch einmal: du weißt, wo ich hinaus will, es läuft ja auch im Grunde auf Hochmut und Nichtzorn hinaus, wenn du dich an den Sünden deiner Schwägerin stößt, denn du willst doch gerade aus dem Grunde deinen Jungen nicht in das Kroppmannsche Haus geben, nicht wahr, Lies?“

„Herr Pastor, das kann ich nicht, nee, dat kann ich nie und nimmer, ich kām zu liegen, wenn ich meinen Jungen aus die Händ jeben müßt, und dazu . . . nee, Herr Pastor, dat kann ek nech!“

„Na ja, Lies, gedacht habe ich es mir ja, und wie gesagt, ich kann's dir im Grunde nicht übel nehmen! Hüte dich vor Hochmut, es gibt vielerlei verkappten Hochmut, und wo der

sich einmal eingestressen hat, da kann die heilige Mutter Gottes nicht mehr Fürbitte einlegen! Also gut, besinn dich drauf, du weißt, daß dein alter Pfarrer es nur gut mit dir meint, ich stehe übrigens in allen Dingen, wo du etwas wissen willst, zu deiner Verfügung!“

Das Lies konnte nicht ja sagen. Eher hätte es den Glauben an die schmerzhafteste Mutter eingebüßt als den Aberglauben an die Tatsache: „Aee, dat kann ek nech . . . nie un nimmer!“

Der Junge wuchs heran. In einigen Monaten kam der Jul wieder heim. Wenn das auch nicht angetan war, die Siegeszuversicht des armen Weibleins zu stärken. Es kannte seinen Jul durch und durch, hatte in den drei Soldatenjahren vollends gesehen, was es an ihm besaß. Viel darüber reden tat es nicht. Aber denken desto mehr. Und das viele Denken hatte es müde gemacht in allen himmelanstrebenden Hoffnungen auf die Zukunft. Eins war geblieben, trotz allem Beten, trotz allem Glauben, all der Arbeit und aller Entsaugungsfreudigkeit: daß Fräulein Albertine den Sieg davontrug.

Auf einmal, es war gerade in den Tagen, wo der Kropfmanns Jul den letzten Brief vor seiner Heimkehr schrieb, kam der Krieg Preußens gegen Dänemark, und der Jul mußte auf die Düppeler Schanzen.

Ueber das Vaterland und über das industriereiche Städtchen Lempe kam die Kriegsarmut, die Tuchfabriken standen still, und auch das Lies mußte feiern. Sie schlug sich eine Zeitlang ehrlich durch, tat bei den Lemper Herrschaften Hausdienste. Bis es eines Tages in seinem dünnen Fähnchen und in der rauhen bergischen Luft einen Schnupfen bekam und aus dem Schnupfen eine langwierige Krankheit wurde. Die Lunge tat dem Lies weh, der alte Armendoktor zuckte die Achseln. Vor allen Dingen verlangte er, daß das Lies in ordentliche Pflege kam und sich nicht um den fetten Hannejung zu sorgen brauchte.

Was war da zu tun? Ein Krankenhaus gab es damals in Lempe noch nicht, Verwandte hatte das Lies nicht, außer denen des Jul. Und so kam das Kommando über seinen Kopf: „Die Schwiegermutter hat sich angeboten, das Lies mißsamt

dem kleinen Jungen aufzunehmen, also hat Patientin zu folgen. Tut sie das nicht, so hat sie selber den Schaden davon. Das heißt, dann konnte das Weiblein in seiner Speicherbude verkommen, und der Junge wurde ihr abgenommen.

Ein Lemper Kind ist gewohnt, dem, was schwarz auf weiß steht, zu gehorchen wie einem Gottespruch selber.

Es muß auch gesagt werden, daß das kleine Frauchen sich im Grunde nicht beklagen konnte. Die alte Kropfmannsche, ein Hünenweib mit breiten Hüften und einer männlichen Stimme wie die Lengermannsche, pflegte die Schwiegertochter nach besten Kräften. Die Kropfmanns konnten sich immerhin etwas mehr leisten als andere Leute aus ihren Kreisen, dafür sorgte schon Fräulein Albertine. Mittags bekam das Lies seine Tasse „Bulljong“, es bekam weißes Brot, vor allem bekam es ein gutes Bett, das Bett, darin der Jul geschlafen hatte, bis er heiratete. Und vor allem verfügte die mächtige Frau über einen merkwürdigen Mutterinn, der das stille Weiblein behandelte, als wäre es wirklich noch ein Kind, ein krankes, unbeholfenes Kind, das nichts zu tun hat zu seinem eigenen Besten, als zu gehorchen.

Aber das Lies redete kein Wort. Nie. Tagelang, wochenlang und noch länger lag es da in seinem guten Bett, nahm, was man ihm gab, war folgsam wie ein Kind, aber es schwieg, hielt die Augen gesenkt, just, als habe es Scheu vor der weißgetünchten Kammer und dem riesigen altmodischen Kleiderkasten aus Urväterzeit.

Die alte Kropfmannsche war offenbar ein gutmütiges Weibsbild. Sie ließ der Schwiegertochter das Schweigen, aber hie und da meinte die Kranke an den mehr als großen Säusten der Schwiegermutter zu fühlen, daß sie innerlich verboßt war. Sie meinte es wenigstens, und auf seine eigene Meinung hat das Lies zeitlebens das Meiste gegeben.

Unterdessen fragte das Lies auch nach seinem Hansjungen, natürlich.

„Wo es minen Jungen, Frau Kropfmann, kann ek dann nech mol minen Jungen te saien kriejen, dat es doch komisch!“ sagte das Lies.

„Dein Jungen is in jute Hände, seine Tante sorjt für ihn,

er kriegt regelmäßig seine Hippenmilch, und wenn du wieder so weit bis, dat du laufen kannst, dann kann dein Jungen auch laufen!“

Das Lies sprach Lemper Platt, und die Kroppmannsche sprach Lemper Hochdeutsch.

Am Tag drauf fragte das Weiblein wieder; und redete nun auch Hochdeutsch.

„Also sehen darf ich meinen Jung nit, Frau Kroppmann?“

„Rege dich nit auf, de Herr Armendoktor hat dich alle Aufrejung verboten, du bis die Frau meines Jul, ich bin deine Schwiegermutter, die Armenkasse hat dich in mein Haus getan, du mußt nu vernünftig sein un nit maulen, et jeht ja doch alles seinen Weg, dat hat dich auch de Herr Pastur jesag!“

Die Hin- und Herrede wiederholte sich alle paar Tage, so oder so. Das Lies schwieg weiter. Aber es kam schlecht auf die Beine.

Von dem Jul hörte man in Lempe noch weniger als von den Kriegereignissen. Telegraphen gab es damals nicht, und die Post, die die Brieffschaften aus dem Wuppertal holen mußte, bewegte sich fast langsamer als eine Schnecke. Dann traf ein Regimentschreiben ein. Der Infantrist Julius Kroppmann war verwundet, lag da und da im Lazarett. Das war alles.

Das Lies schwieg weiter und sann. Eines Tages, es war ein Sonntag, besuchte die alte Lengermannsche das Lies. Und ihr schüttete das kranke Weiblein sein ganzes Herz aus, das war ja übergroß, zum Kochen.

„Lengermannsche, dat sag ich Ihnen, ich lieg hier wie im Zuchthaus, ich lieg hier wie ein Verbrecher, ich lieg wie an de Kette, ich bin grad wie eine Ausjestoßene, als wenn ich Jott weiß wat auf dem Jewissen hätt, ich darf mich nit mal regen noch wegen, ich muß mich knuffen un puffen lassen wie eine aus Brauweiler, ich krieg meinen eijenen Jungen nit mal zu sehen, meinen eijenen Jungen hat dat Frauenzimmer mit Beschlag belegt, ich weiß nit, ob he lebt oder stirbt, ich werd noch verrückt, wenn dat nit bald anders wird, ich möcht auffspringen un meinen Jungen holen, ich möcht

so weit laufen wie meine Beine mich tragen, ja, dat möcht ich, ich bin so verbohrt, dat ich jarnit mehr beten kann, et nimmt nie un nimmer ein jut End, nee, dat tut et janz jewiß nit, wie kann dat auch en jut Ende nehmen, Frau Lengermann!“

„Du bis en arm Dier, Lies, ja dat bisde! Mit deinem Jung stolziert dat Fräulein Tin durch janz Lempe, dein Jung is so fein wie ein Schüppen Bur, wo dat Tin bloß immer dat Jeld her hat? Dat Frauenzimmer hat doch auch kein Arbeit, un jesparr haben die Kroppmanns nir, ich kenn doch die Kroppmanns! Die Fricks Sanne behaupt, dat die Tin von dem Herrn Eduard Larsch sein fest Monatsgehalt kriegt, du kannst dich ja denken, wie dat jemeint is, Lies, dat Mädchen der Tin is ja doch . . ., na, du weiß ja, wie et jemeint is, Lies!“

Das kranke Lies hörte aufmerksam zu. Das, was die Lengermannsche ihr da unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, war dem Lies nichts Neues. Aber es ging ihm durch Mark und Bein, regte seinen Haß auf gegen die Feindin, zerstörte alle Möglichkeiten der Versöhnung in Grund und Boden, ja brachte das Weiblein geradezu wieder auf die Beine.

„So, meinense dat die Tin mit sein Schanzeld meinen Jungen staats macht?“

„Ich meine nir anderes als wat du meinst, Lies! Deine Schwiegersche hat nu einmal einen Aff an dem Prachtjungen jefressen, de Jul is ihr Bruder, die zwei haben immer aufeinander jehalten wie die Kletten, paß auf, ob dat Tin nit mit dem Jul unter eine Decke steckt! Ja, ja, paß auf, Lies, paß auf, dat du nit dieser Tage deinen Hannes los wirs!“

Das kleine Weiblein lag da wie auf glühenden Kohlen. Sie senkte die Augen, sann und sann, und die Aobersche vertiefte sich einen Augenblick in die alten „Napoliumbilder“ an den Wänden, Erinnerungen an die Zeit, wo der Korse auch das Bergische Land beherrschte.

„Wat soll ich nu machen, Lengermannsche? Ich bitt Ihnen, wat soll ich arm Mensch machen? Ich werd noch doll im Kopp!“

„Mach, dat du bei Kräften kömms, un dann mach, dat du

raus kömms aus die Bude, anders kann ich dich nix raten, Lies, wie lang hasde denn deinen Jungen nit mehr jesehen?“

„Jesehen, jesehen? Den hab ich noch nit vor die Augen gekriegt, solang ich hier lieg!“

„En Sünd und Schand is et, ja en Sünd un Schand, dat sag ich!“

Nun sannnen beide vor sich hin. Bis die alte Noberfche aufpakte, resolut wie sie war, mit ihren dicken Pantinen aus dem Zimmerchen und über die Diele und die Treppen hinunter tappte, daß es nur so durchs Haus schallte.

Das Lies allerdings hörte nichts von dem, was nun geschah, vielleicht dachte es sich das Seine. Sie kannte doch die bärenstarke mannhafte Lengermannsche wie sich selber, die „ging dem Deubel nicht aus dem Wege, wenn sie im Recht war“. Unten bei den Kroppmanns ging es dann nicht ohne her. Die Noberfche traf es gerade, wie sie es sich wünschte. Die alte Kroppmannsche stand am Kübel, wusch die frisch ausgemachten Kartoffeln; Fräulein Albertine saß am frisch geschauerten Tisch, unterhielt sich mit den beiden Kindern, ihr Töchterchen, wie eine gemalte Putte, fein und schön, auf dem einen, und den kleinen dicken Prachthannes auf dem andern Schoß. Das Brockmanns Tin verstand ausgezeichnet zu schneiden, hatte die beiden Kinder im Zeug, daß es eine Art hatte, den einen genau so angezogen wie die andere, in rotweiß karierten Kleidchen und blau besetzten Lätzchen. Als die Lengermannsche eintrat, bildeten die Drei eine rührende Gruppe, die beiden Kleinnenschlein hatten die Armechen um den Hals der schönen Tin geschlungen, die fetten Pausbacken schmiegteten sich links und rechts an die Backen der Mutter und Tante.

„Jun Dag beisammen, da is ja de kleine Putter, ich will en mal en bissen bei seine arme Mutter bringen, die is doch auch noch da, mein ich, nit wahr?“

Fräulein Albertine sah erstaunt auf den großen Gast, rührte sich aber nicht weiter. Aber die alte Kroppmannsche richtete sich von ihrem Kartoffelkübel in die Höhe, die klobigen Männerfäuste auf den Kübelrand gestemmt, sah bedenklich auf den Besuch.

„Wat meinense?“ fragte sie gedehnt und gar nicht entgegenkommend.

Aber die Lengermannsche verstand sich auf Menschen. Und in solcher Lage war sie grundsätzlich kurz angebunden.

„Zu meinen is hie nix, Frau Kroppmann, das Lies will seinen Jungen, ich will ihm seinen Jungen bringen, sei so jut, Tin!“ Mit den letzten etwas weniger horkigen Worten trat sie auf das Fräulein zu.

Nun ging die Sache doch nicht glatt ab.

„Lengermannsche, dat Sie mich die Poten von Sachen läßt, die Sie nix ansehen, verstanden? Ich rat dich nit, Tin, dat du den Jungen herjibst!“

Dabei stand die mächtige Kroppmannsmutter in ihrer vollen Persönlichkeit aufrecht da, sah aus wie eine Löwin.

„Komm du mal bei die Lengermannsche, Jung, wir zwei wollen mal bei deine arme Mutter jehen!“ Damit langte die Noberfche nach dem kleinen Hannes.

Das Fräulein wollte die Feindin abwehren, es gelang ihr nicht, sie stand sogar mitsamt ihrem eigenen Kindlein in Gefahr, zur Erde zu rollen. Die alte Kroppmannsche tat einen Sprung auf die Gruppe zu, griff nach dem Hinterhals der Lengermannschen, bekam aber im selben Augenblick von der eine so gefalzene gut bergische Ohrfeige ins Gesicht, daß sie aus dem Gleichgewicht kam, über den Kartoffelkübel flog. Es war ein kurioses Bild, fürwahr. Offenbar hatte es auf die beiden Kindlein eine verschiedenartige Wirkung. Das Kleine der Tin schrie auf und klammerte sich an die große Tin fest an, der Hannes aber hielt es mit seiner Befreierin, umarmte die tapfere Lengermannsche, sah überhaupt aus, als verstünde er die Zusammenhänge der Geschichte. Die Noberfche siegte also auf der ganzen Linie, eilte mit ihrer Beute zu der kleinen Lies. Hinter ihr her schrie man noch was vom Schandarm und Brauweiler, aber das war der Lengermannschen vollständig wurscht. Sie warf oben die Türe zu, verriegelte sie für den Fall, daß der Feind wieder vorrücken sollte. Das tat der allerdings nicht. Es blieb auffallend ruhig da unten. Das Lies aber herzte und küßte seinen kleinen Hannes,

konnte nicht satt werden. Bis sie auf einmal rundheraus erklärte:

„Tu bin ich wieder gesund, Lengermannsche, ich steh auf, ich seh mit meinen Jung un mit Ihnen aus die Kroppmanns Klabuse, ich seh in meine eigene Bude, ja, dat tu ich, ich bin gesund!“

„Wenn du kannst, warum nit, Lies? Ich will dich jedenfalls jern dabei helfen!“

Gesagt, getan. In einer Viertelstunde verließen die drei Verbündeten das Haus auf Nimmerwiedersehen. Als sie in dem kleinen Bodenkammerheim in der Klostergasse ankamen, heizte die brave Lengermannsche den Siegerländer Ofen des Lies an, kochte einen halbwegs guten Kaffee, holte eigenhändig beim Bäcker an der Ecke für zwei Silber Groschen frische Brötchen. Und dann saßen sie gemeinsam am Tisch, schwägten sich warm und gesund. Als die Lengermannsche die Vorgänge in der Kroppmanns Bude erzählte, mußte das Lies lachen, daß ihm die Tränen über die Backen rieselten und der Jung jauchzte, die Aobersche aber lachte den Bass dazu.

\* \* \*

Die Dänen wurden geschlagen, und der Kroppmanns Jul kam eines Tages in der Postkutsche nach Hause. Er hatte einen Stelzfuß. Das preußische Vaterland war damals noch nicht so reich, auch fehlte ihm sonst manches, um sich in rechter Weise der Kriegsstrüppel anzunehmen. Der Jul bekam aus einer Sammlung hundert „Berliner Taler“ und lag mehr als ein Jahr lang bei seinen Leuten, tat nichts, gewöhnte sich an den Stelzfuß und hatte bald wieder dicke rote Backen. Bei seiner Frau ließ er sich nur selten blicken. Nur Sonntags, wenn das Lies daheim war, nachdem es die ganze Woche bis in die Nacht hinein mit Schrubber und Bürste sein bischen Brot erarbeitet, fand er sich wohl mal ein, das Lies mußte dann aufstischen.

Das stille Menschenkind war noch stiller geworden. Es war so seine Art, alles zu sehen und anzusehen, nie die Stimmung seines Herzens Herr werden zu lassen, sich rasch und turagiert wie die Lengermannsche, drein zu finden, sich immer

wieder in die Arbeit hineinzuflüchten und sich den ganzen Tag und die sechs Wochentage auf den einen Sonntag zu freuen, wo es seinen Jungen und hie und da auch den Jul um sich hatte. Daß sie nachts allein in dem dünnen Bett neben ihrem kleinen Hannes lag, sich satt weinte, das wußte am Ende außer der braven Aoberschen keine Lemper Seele.

Eines Tages besuchte der Herr Pastor das Lies und hatte was zu fragen.

„Ich muß mich doch mal nach dir umsehen, Liese, du kommst nicht mehr in die Messe, beim heiligen Tisch des Herrn fehlst du schon mehr als ein Jahr lang, was ist das mit dir? Du bist doch nicht auf schiefen Wegen, Liese, wie?“

Besonders das „Wie?“ tat es dem kleinen Weiblein an. Nach diesem „Wie?“ fiel auch die Antwort aus.

„Auf schieve Wege geht das Lies überhaupt nit, Herr Pastor!“

„No, no, so war das nicht gemeint, Liese, bleiben wir doch ruhig!“

„Ich dank Ihnen auch für den Besuch, Herr Pastor, für die Kirch hab ich nu keine Zeit mehr übrig, ich muß arbeiten! Sie wissen, daß ich meinen Jungen füttern muß, un dat kein Mensch dem Lies einen roten Heller davor jibt, nit als ob man dadrauf spekulieren tät, nein, das Lies kann noch arbeiten, Jott sei Dank, aber ich hab mein Leben lang soviel jebet't un jetan, un hab dabei nir als Jammer un Elend un himmelschreiendes Unrecht erlebt, dat ich et leid bin!“

„Liese, Liese, was muß ich da hören? Schämst du dich denn nicht vor der schmerzhaften Mutter?“

„Ich bin selber en schmerzhaftige Mutter, Herr Pastor, ich hab soviel Schmerzen durchmachen müssen, dat ich jenug hab! Lassense mich ruhig meinen Weg gehen, Herr Pastor, ich tret keinem Menschen auf die Beine, ich will bloß arbeiten un meinen Jungen durchbringen! Wenn ich eines Dags wieder in die Messe gehen sollt, ich weiß et noch nit, jetz hab ich keine Zeit dazu, ich muß arbeiten un meinen Jungen durchbringen, nehmente et mich nit übel, Herr Pastor, ich weiß ganz jewiß, dat Sie et jut mit die Leute meinen, auch mit dem Lies, ja,

dat weiß ich wohl, lassense mich meinen Weg jehen, et jehst ja doch wie et jehen soll!“

„Du tußt mir in der Seele leid, Liese, ich möchte dir gerne helfen, aber du lässest dir nicht helfen, sonst wärst du bei deiner Schwiegermutter geblieben! Die ist gar nicht so übel wie du vielleicht denkst, man muß sich als junges Ding von alten erfahrenen Leuten schon mal was sagen lassen! Ich fürchte, daß du deinen Trogkopf noch einmal bitter bereuen mußt, hoffentlich ist es dann nicht zu spät! Dein Mann ist auch auf dem besten Weg zum Abgrund, wenn der mehr an seiner Frau hätte, würde er anders werden, es ist traurig mit euch Leutchen!“

„Mein Mann hat seine Leute, Herr Pastor, ich hab keinen Menschen auf der Welt, ich hab nir gegen meinen Mann, nein, dat hab ich nit, aber ich kann ihm nit helfen, er hat nu einmal seine Leute, wat soll ich machen, ich kann ihm nit helfen, et jehst ja alles seinen Weg!“

Der alte Herr mußte unverrichteter Dinge abziehen. Man darf glauben, daß es ihm herzlich leid tat. Aber er wußte auch aus guten Gründen, daß er hier nicht helfen konnte.

Der Kroppmanns Stelzfuß sollte anfangs in der Larsch'schen Fabrik spulen. Aber er erklärte eines Tages rund heraus, daß sei nichts für einen Kerl wie der Jul Kroppmann, er könne das Sitzen nicht vertragen. Die paar Groschen aus der Armenkasse verbrauchte er für Tabak und Schnaps, seine Schwester hatte ihm sogar zu Kleidern verhelfen müssen, so abgebrannt war er. So lag er seinen Leuten so lange zur Last, bis die es leid waren.

Nach dem Krieg rafften sich die Lemper Tuchfabriken wieder auf. Das Vaterland brauchte viel für die Armee. Aber da kam der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1866, und nach kurzer Sturmzeit in der Tuchindustrie hörte alles wieder auf. Die Kroppmanns lebten wieder von dem „Monatsgeld“, das Herr Eduard Larsch der Tin auszahlte und das reichlich bemessen war. Alle Welt wußte längst drum und woher und wozu. Das Lies hielt sich tapfer an seiner harten Putzarbeit, der kleine Hannes gedieh bei der Lengermannsche, obgleich die fast nichts dafür nahm. Der Kroppmanns Jul

aber ging mit der Ziehharmonika über die bergischen Höfe, spielte und focht zusammen, was er brauchte. Sein Gesicht sah noch gesunder aus als früher; man fütterte ihn bei seinem Konzert und Ballmärschen offenbar ganz gut. Das blanke Geld, die vielen Drei- und Vierpfennigstücke, die „Welmkes“ und Groschen, die er auf den Geburtstags-, Kindtaufs-, Hochzeits- und anderen Festen bekam, brachte er durch. Sein Bett hatte ihm die Kroppmannsche gelassen.

Die Oesterreicher wurden geschlagen; der Jul spielte in Engellusen bei einem Saufgelage wie immer die Ziehharmonika, kam wegen seiner schönen Schwester Albertine in eine Rebbelei mit den Spinnern und Walkern, ließ sich den Kopf heiß machen, warf einem besonders finnickigen Kerl die Harmonika an den Schädel, und dann waren die Puppen am tanzen, wie man im Bergischen sagt. Es war eine geheimnisvolle Geschichte, ein Durcheinander, wo der eine den andern nicht mehr kannte. Kurz und gut, der Kroppmanns Jul blieb liegen; nachts um vier Uhr brachte man ihn sterbend zu seiner Lies; die Lunge war ihm durch einen furchtbaren Messerstich zerschnitten worden. Nach drei Tagen begrub die Armenkasse ihn mit militärischen Ehren.

Das arme Lies stand mit seinem Jungen an dem Grab, still und blaß. Der Präsident des 64er und 66er Vereins, der dickbauchige Aneipwirt Ochsenkamp, bei dem der Jul zeitlebens manchen Taler vertan hatte, hielt auf den „so schmählich dahingemeuchelten deutschen Helden“ eine schwungvolle Rede, nachdem der katholische Herr Pastor seine Sache kurz und bündig gemacht hatte. Zu Flinten und zu einer Fahne waren Lempe und der neugebackene Kriegerverein damals noch nicht groß genug, auch schritt kein Musikkorps vor dem Leichenwagen. Aber man hatte echte Kriegermützen und ein halbes Dutzend Landwehrkapis und Seitengewehre aufgetrieben und mit Pomp arangiert. Und als die Vereinsmitglieder auf das Kommando des Präsidenten die Hacken zusammenklappten und „Helm ab zum Gebet!“ kommandiert wurde, sah es recht ergreifend und großartig aus. Jedenfalls hatte Lempe an dem Tage mit dem Stelzfuß seinen ersten eigenen Krieger begraben. Das sagten alle, die daran be-

reiligt waren, und es waren viele gekommen, es traf sich ja gerade mit dem Sonntag. In der Nähe des Lies und seines Jungen flüsterte jemand schluchzend:

„De arme Kerl, wenn de bloß en ander Weib jehabt hatt, dann wär alles andersch jekommen; jo, de arme Kerl!“

Das Weiblein hörte es deutlich genug, wußte auch, daß es kein anderer Mensch auf Gottes Erdboden gesagt haben konnte, als die Kroppmannsche, obgleich sie sich auch nicht umsah. Und es ging mit seinem Jungen wieder nach Hause, holte den einzigen Brief, den sie noch von ihrem Jul hatte, den aus dem dänischen Krieg, hervor, nahm sich sein Kind auf den Schoß und las:

„Meine liebe, gute Lies! Du bist ja doch die beste und bravste unter die Sonne, die Menschen mögen über dir denken, was sie wollen, du bist und bleibst die beste unter die Sonne. Du bist viel zu schade for mir, ich kenn mir selber genau, der Kroppmanns Jul ist nicht wert, daß er so eine brave Frau hat, nein. Aber ich denke, daß einmal andere Zeiten kommen, warum sollen keine andere Zeiten kommen? Halte bloß den braven lieben Kopf hoch, liebe Lies und vergess nie deinen noch immer gesunden Julius Kroppmann.“

Merkwürdig, als sie das zweimal oder dreimal gelesen hatte, sagte sie zu sich selbst:

„Wenn der kleine Jung Teistesjaben hat, wie die Leute sagen, dann hat er sie von seinem Vatter. Der Jul war nit ohne, nee, dat war he nit; he mocht sonst sein, wie he wollt. Alles andere is nu verjeben un verjessen . . . ja, dat is et; nit wahr, Jung . . . Jo, et is en Elend mit arme Leute, Jung jo!“ Es sah dabei dem Jungen ins Gesicht, und der tat, als hätte sie recht, so zu reden. Es mochte an seinen Geistesgaben liegen, daß er so altvernünftig dreinschauen konnte.

Am nächsten Tage ging das Lies wieder an die Arbeit. Das kleine Frauchen sah ganz gut aus. Die Herrschaften, wo sie wusch und schrubhte, versorgten sie ehrlich mit Speis und Trank, gaben ihr auch hie und da abgelegte Kleidungsstücke für sich und den Jungen, und wenn die ungeübten Finger auch nicht danach standen, so gerieten die Höschen und Röckchen

doch, die sie eigenhändig abends oder Sonntags daraus zu recht schneiderte. Darüber war sich ganz Lempe einig.

Unterdessen sammelten sich die Wochen und Monate zu Jahren, die Jahre vergingen, nahmen diesen oder jenen Menschen, wie sie auf Erden gewandelt, mit, ließen andere leben. Die Kleinen wuchsen heran, mit ihnen die Freuden und Sorgen.

Zu den Verstorbenen der letzten Jahre gehörte zuerst der Tuchfabrikant Herr Eduard Larsch. Er war Junggeselle und ohne nähere Verwandten, und ganz Lempe wußte auf einmal, daß er sein ganzes Vermögen dem Fräulein Albertine Kroppmann und deren Töchterlein hinterlassen hatte. Die Kroppmanns waren die reichsten Leute der Stadt, ja, der ganzen Umgegend geworden. Statt in die Fabrik zu gehen, zogen die drei Leute in das feine, massive Herrschaftshaus auf dem Klotzberg, und vom Klotzberg aus begrub man bald nachher die alte Kroppmannsche. Zuletzt hatte keiner sie mehr „Kroppmannsche“ genannt, alle Welt kannte nur noch die Madam Kroppmann. Sie wurde nicht etwa in der Nähe ihres Sohnes Julius begraben, sondern in einer vornehmen Familiengruft. Fräulein Albertine konnte sich das jetzt leisten. Auch bekam das kleine Lies keine Einladung zum Begräbnis; überhaupt umstanden nur wenige Leute den schweren Eichensarg. Aber der Herr Pastor hielt der Verstorbenen inmitten zweier Kapläne aus der Nachbargemeinde eine große Leichenrede. Fräulein Albertine konnte sich das leisten. Sie stand in schwarzer Seide an der Gruft, weinte in das feine, blütenweiße Taschentuch hinein; alle sahen es. Als die Leichengäste auseinandergingen, blieb der Herr Pastor noch ein Weilchen bei ihr stehen und wollte sie trösten. Vielleicht fühlte er dann, daß das nicht nötig war. Denn er fügte ernst hinzu: „Haben Sie eigentlich Ihre Schwiegerin Elise nicht eingeladen, Fräulein Kroppmann?“

Früher nannte er sie wie jeden andern mit dem Taufnamen Albertine.

„Ach, die wäre ja doch nicht gekommen, Herr Pastor!“

„Ja, ja, ja, ja, das mag wohl sein, diese Liese!“

\* \* \*

Bald mußten die kleinen Abo-Schützen in die Schule. Auch die kleine Albertine und der kleine Johannes Kropmann. Höhere Schulen gab es damals in Lempe noch nicht, und auch das nun so reiche Kind der früheren Plüsmeisterin mußte entweder eine Elberfelder Privatschule oder die Elementarschule in Lempe besuchen. Fräulein Albertine wählte „vor der Hand“, wie sie sagte, das Letztere. Und so kamen die beiden Kropmanns Kinder unter dasselbe Schuldach des alten Herrn Lehrers Ofen.

Nach Verlauf der ersten Schuljahre nahm der Herr Lehrer das kleine Lies beiseite und sagte ihm:

„An deinem Jungen erlebst du was, Liese, er ist der beste aller meiner Schüler! Der Junge hat ganz bedeutende Geistesgaben. Schade, daß du ihn nicht studieren lassen kannst; ich hätte ihn gern nach besten Kräften darauf vorbereitet! Kann denn deine reiche Schwägerin nichts tun?“

„An die is nit ze denken, Herr Lehrer;

„Naja, ich will jedenfalls mal mein Bestes an dem famosen Burschen tun; wer weiß, ob Gott nicht doch noch andere Absichten mit ihm hat! Gott befohlen, und mög es dir gut gehen, Liese!“

Schließlich kam der dritte Krieg innerhalb sechs oder sieben Jahren, gerade, als hätte die ganze Welt alles an Händen zusammengesucht, was in den Ecken und Winkeln der Geschichte umherlag, um es dem preussischen Volk an den Kopf zu werfen. Der Krieg war viel blutiger als die beiden ersten zusammen. Die Verwundeten und Gefangenen flogen von den französischen Schlachtfeldern über ganz Preußen, auch bis in das kleine Städtchen Lempe. Die Rot- und Blaubrosen, soweit es französische Gefangene waren, Offiziere, spazierten, das Käppi auf dem Ohr, die Hände in den Taschen und die Zigarette im Mundwinkel, in den Straßen herum; die Gemeinen mußten unter der Aufsicht der preussischen Landwehr arbeiten, meistens draußen an den neuen Landstraßen oder in Steinbrüchen oder so. Das Städtchen Lempe kam auf diese Weise zu dem seit dreißig Jahren geplanten Eisenbahnstrang zum Wuppertal und zu einem sauberen Bahnhof. Aber dabei blieb es gar nicht. Gegenüber der alten katholischen

Elementarschule fing man eines Tages an auszusachten und neu zu bauen, und bald wußte jedermann, daß die Lemper Reichen durchgesetzt hatten, was bisher keiner für möglich hielt, den Bau einer städtischen höheren Töchterschule.

Es gab in Lempe neuerdings, übrigens auch von alters her, Leute, die mit gar nichts zufrieden waren, was der Stadtrat tat. Lempe war von Napoleons Zeiten her Kreisstadt, der adlige Herr Landrat wohnte seit einigen Jahren in einem der guten Häuser, die die Stadt von dem Fabrikanten Larsch geerbt hatte. Jene unzufriedenen Leuten nun machten sich seit einiger Zeit ein Vergnügen daraus, der Stadt vorzuwerfen, sie habe der alleinigen und rechtmäßigen Erbin des Herrn Larsch, eben dem Töchterlein der Albertine Kropmann, ein gut Stück Erbe entzogen. Bis in den Stadtrat hinein schwirrte der leidige Streit. Und als die Stadt dazu überging, die höhere Bürgertöchterschule zu bauen, geriet Lempe „in Brand und Flammen“. Einer der Stadträte, ein sogenannter Achtundvierziger Demokrat oder „Dommkratt“, wie die Lemper sagten, gründete eine eigene Zeitung, um gegen die Ungerechtigkeit der Lemper Reichen anzugehen. Diese Ungerechtigkeit fand man hauptsächlich darin, daß die Stadt das Larsche Erbteil dazu benutze, den Reichen eine höhere Töchterschule zu verschaffen. Es bildeten sich zwei Parteien, von denen es die eine mit der kleinen Albertine und die andere es mit der Stadt hielten. Anfangs gab es einige Leute, die mit der Einbildung haufierten: es handele sich bei der ganzen Geschichte nur um den Kampf der Reichen gegen die Armen. Aber das gab sich bald wieder, denn es wäre Dummheit gewesen, die reiche Albertine Kropmann zu den Armen zu zählen. Kurz und gut, die hohe Schule kam noch vor Ende des Krieges unter Dach und Fach, wurde eingeweiht, die Töchter der Reichen flogen aus der Elementarschule des Herrn Ofen oder der lutherschen Klasse in die gegenüberliegende herrliche Schulvilla. Statt der Lehrer unterrichteten jetzt dort nur hohe Herren Professoren, so erzählte man sich.

Woher der Wind es gebracht, wußte keiner, aber eines Tages wußte ganz Lempe, daß das Geheimnis der höhern Töchterschule nur einen Grundsinne hatte, „die Albertine Krop-

mann steckte dahinter, hatte es durchgesetzt, daß ihr kleines Tinchchen in Lempe in die höhere Schule gehen konnte und nicht mehr zwischen den Armen zu sitzen brauchte.“ Die Mär war allerdings ein wenig waghalsig; aber ein echt Lemper Kind liebt gerade die gewagtesten Schaueremären, und es gab keine Macht im ganzen bergischen Lande, die ihnen ausreden konnte:

„Das Kroppmanns Tin hat ganz Lempe im Sack; das Fraumensch hat die Stadt gezwungen, seinem Tätzsch, sollte heißen Lätzsch, eine Extraschule vor die Nase zu setzen, damit es nicht nach Elberfeld braucht und nicht zwischen den Lemper Proletenblagen zu sitzen braucht.“ Seitdem hieß das Tinchchen nicht anders als „Kroppmanns Lätzsch“. Die neue Zeitung des Achtundvierziger Fortschrittlers bekam eine andere Richtung, schwor auf die Gerechtigkeit und Weisheit der Lemper Regierung. Fräulein Albertine Kroppmann aber, von der sich bis dato alle vornehmen Kreise der Stadt peinlichst fern gehalten, wurde durch die merkwürdige Schulbaugeschichte nach und nach eine Gleiche unter Gleichen, das heißt eine Reiche unter Reichen. Man konnte mit ihr verkehren, hieß es. Trat sie doch in der Tat so nobel und vornehm auf, daß ein Prinz von Burtshude sich nicht zu genieren brauchte, neben ihr in der Lederkalesche oder in dem Prachtschlitten mit den hochbeinigen Füchsen zu sitzen. Eines Tages verlobte, verliebte und verheiratete sich die Kroppmanns Tin mit einem Herrn Kubik, dem Sprossen eines der ältesten, vornehmsten Lemper Geschlechter. Daß er zwanzig Jahre älter war als sie, das machte nichts, auch nicht, daß er fünfzig Jahre verlebter war, als die blühende, reichgewordene Proletarierin, ebenso nicht, daß er, wie man sagt, arm war wie eine Kirchenmaus. Vornehm war er und über alle Begriffe nobel. Herr Kubik nahm über das kleine Tinchchen gerne die Vaterschaft, gab ihm seinen Namen und wurde vermittels Kauf Kompagnon der Tuchfabrik Bendermann am Walkmühlerteich. Eines brachte der nornehme Herr Stiefvater nicht fertig, dem armen, hübschen Albertinchchen den Spottnamen Kroppmanns Lätzsch abzuwaschen. Den klebte man dem armen Ding an, so oft es sich öffentlich sehen ließ.

### Drittes Kapitel.

Der Krieg gegen Frankreich machte aus Preußen und den vielen deutschen Vaterländlein ein großes deutsches Kaiserreich, das von der Etsch bis an den Belt und von der Maas bis an die Memel grenzte. Herr Kubik behauptete zwar im Lemper Kasino, das stimme keineswegs, denn Preußen sei und bleibe Preußen, von ihm aus wenigstens. Aber der alte Nachtwächter Jakobi wußte es besser, und alle Welt gab ihm recht darin, daß Preußen und das Deutsche Reich ein und dasselbe sei, daß Preußen vom Etsch bis an den Belt und von der Maas bis an die Memel herrsche. Wenn der alte Nachtwächter diese Weisheit unter seinen Kollegen in der Knippshildschen Kneipe begründete, waren alle fest davon überzeugt, mochte der Herr Kubik im Kasino sagen, was er wollte.

Deutschland hatte also die Franzosen geschlagen und die Unsumme von fünf Milliarden Franken bekommen. Darum gab es in den Lemper Tuchfabriken sehr viel zu tun, denn die Armee mußte neu gekleidet werden. Die Leutchen, die das erstemal in der Bürgerschulfrage gegen die Stadt protestierten und dann durch die Verwicklung der Geschichte den Wind verloren hatten, warfen sich jetzt auf eine andere Politik; sie protestierten gegen die Fabrikanten, brachten es zuwege, daß man den Arbeitern bedeutend mehr Lohn bezahlte. Auf diesem Wege kam Lempe zu seiner „Partei“. Die noch nicht so recht dahinter kamen, was es damit auf sich hatte, sahen doch an den erhobenen Köpfen und den Denker Gesichtern gewisser Lemper Leute, daß etwas im Stock war. Das Versammlungslokal der „Partei“ lag nach der Hofseite des Knippshildschen Wirtshauses an der Kölnerstraße; bald wurde der Name „Parteilokal“ so bekannt wie ein bunter Hund; man ließ das eine wie das andere laufen, als gehörte es in die Reihe.

In dem Parteilokal allerdings ging es sehr ernsthaft zu. Die Post brachte regelmäßig aus Elberfeld ein Bündel Zeitungen, die behandelte man sehr geheimnisvoll, verteilte sie, las sie mit gespannten Gesichtern, stellte sie im Parteilokal zur

Debatte. An dem Abend, alle vierzehn Tage, wo die „Parteigenossen“ sich bei dem Knippsschild trafen, ging es hoch her, so hoch, daß der alte Nachtwächter Jakobi einigemal ganz energisch Ruhe gebieten mußte. Die zwanzig Mann da drinnen in dem Parteilokal allerdings waren bereits ganz geschliffene Politiker geworden, sie suchten den widerborstigen Nachtwächter hie und da herein zu locken, aber der ging der Geschichte aus dem Wege, wie einer Seuche. Keine zehn Pferde hätten ihn noch einmal in die Knippsschildische Bude gebracht, sagte er. Die Parteigenossen schimpften ihn dafür einen pfäffischen Dickkopf und finen Mucker. Es gab auch Leute, die hinter dem kleinen Wachtmann mehr suchten.

Seit diesem und jenem die erhobenen Köpfe der Parteigenossen auffielen, der Spinner und Weber und Waller und Färber und Rauher, wie die einzelnen Tuchmacherberufe alle hießen, seitdem soviel und vielerlei über die Partei schwätzten, seit die neue höhere Bürgerschule für Knaben und Mädchen an der Kaderstraße stand, seitdem ging über den breiten Berglegel Lempes ein anderer Wind. Die Arbeiter trugen Sonntags Hüte auf den Köpfen, statt der bisher üblichen altüberlieferten schwarzen Seidenkappen, trugen gestärkte weiße Vorhemden mit roten Schlipsen, statt den ebenso altüberlieferten blauleinen Kitteln, und die Joppen kamen in Mode. Die Fabrikwechter, die hübschen bergischen Frauleut, hatten Sonntags zierliche Hutgebäude auf dem Kopf, eine Neuheit, die anfangs die vornehmen Lemper Damen arg aufregte und einen Bund zur Erhaltung der guten alten Sitte ins Leben rief. Der alte Bürgermeister von Lempe dankte ab; an seine Stelle kam ein schnauzbärtiger Herr mit einem Kneifer und dem Dokortitel, eine Sache, die in der Tat noch nicht da gewesen war seit Menschengedenken. Denn was hatte ein Bürgermeister mit der Doktorei zu tun?

In der Tat, es wehte ein anderer Wind. Einige alteingesessene Kramläden ließen die Fenster größer machen, hängten Damenkleider, Stoffe und Modehüte aus; die Absätze an den Stiefeln in dem einzigen Schaufenster der Stadt waren auf einmal um das vierfache höher, als seit fünfzig Jahren. Was aber das Merkwürdigste war: das Kropp-

manns Lätzsch wurde regelmäßig in einer feinen Chaise bis an die höhere Bürgerschule gefahren und ebenso wieder abgeholt. Das bildhübsche junge Ding sah aus wie ein Fürstensproß, kein Kind aus den reichen Lemper Häusern konnte es ihm gleich tun an Eleganz.

So hatte sich alles sehr verändert, und die Menschen gewöhnten sich erst nach und nach daran. Man grübelte wohl mal darüber nach, wo der neue Wind hergekommen; aber man traf meistens daneben. Der alte Jakobi behauptete steif und fest, es seien die fünf Milliarden aus dem Revolutionsparis. Was daher kam, das konnte ja nicht gut tun.

Mit dem alten Nachtwächter Jakobi kam auch das Lies zusammen, ohne, daß es diesen Weg gesucht hätte. Im Grunde gehörte auch das zu den geheimnisvollen Umwälzungen in Lempe. Denn das fleißige Weiblein stand eines Tages vor der Tatsache, daß es sämtliche Arbeitsstellen verloren hatte. Die Herrschaften erklärten einfach, man habe die Sache etwas anders eingerichtet, habe Dienstmädchen genommen, bedürfe keiner Puzfrau mehr. Das arme Lies war wie aus den Wolken gefallen. Es mußte doch leben, mußte doch seinen tapfer heranwachsenden Jungen durchbringen, mußte doch Pacht bezahlen, überhaupt, es war doch ein Mensch wie jeder andere; warum setzte man es nun mit einem Ruck aufs Trockne? Aber der gute Schutzgeist, der bisher immer die Hand so treu über das Lies gehalten, der war auch jetzt, in der Stunde neuer Not, bei der Hand. Der Nachtwächter Jakobi hatte den Kroppmanns Jul und die ganzen Kroppmannschen Verhältnisse von Kind auf gekannt und kannte auch das Lies. Als Luthersch kam er mit den Katholischen sonst nicht in zu nahe Berührung; aber sein warmes Wohlwollen für das Lies verleugnete er nie. Seit er einen Enkel in der Elementarschule hatte, der der beste Freund des jungen Hannes geworden war, erhielt er mancherlei Bericht über das brave Weiblein, denn der Hannes Kroppmann kam hin und wieder in des Nachtwächters merkwürdiges Heim, um dem „Kollegen“ bei den Schularbeiten zu helfen. Der starke Jakobis Jung betete den klugen Kroppmanns Hans wie ein Wunder an, hätte sich für ihn totschlagen lassen.

Kurz und gut, der alte Nachtwächter verstand es, den jungen Hannes über seine Mutter auszufragen. Und drei Tage nach jener argen Stunde hatte er mit dem lutherschen Pastor eine Unterredung, die folgendermaßen ausging:

„So meinen Sie wirklich, daß ich mit der Frau Liese Kroppmann als Haushälterin gut fahre, Jakobi?“

„Da lassier ich für, Herr Pastor; das Lies ist ein menschengewordener Engel. Wenn ich jünger war und hätt zwischen eine Reiche und die Lies zu wählen, dann nähm ich die Lies; auf der ruht Gottes Segen!“

„Ja, wenn Sie das meinen, lieber Jakobi, dann will ich mich mal danach umsehen; es wäre das erstemal, daß eine katholische Haushälterin in mein Haus kommt!“

„Sie werden es dem alten Jakobi noch Dank wissen, Herr Pastor!“

„Das sollte keinen mehr freuen, als mich selber, lieber Jakobi. Also, wenn Sie die Frau Kroppmann mal zu sehen bekommen, schicken Sie sie bitte her!“

„Den Weg mach ich extra; dat is mich die Mühe wert!“

So kam es also. Das Lies stand in seinem Leben zum erstenmal mit seinen beiden Füßen auf der Schwelle des lutherschen Pastorats.

„Also sie sind die brave Frau Liese Kroppmann, von der man so viel Gutes und Schönes hört?“ sagte der Herr Pastor freundlich und gab ihr die Hand.

„Ich bin die Frau Liese Kroppmann, ja!“

„Sie sind katholisch, nicht wahr?“

„Ich bin katholisch jetauft, jawohl, Herr Pastor!“

„Und die meinen, daß Sie in einem lutherschen Hause die Stelle einer Haushälterin bekleiden können, ohne Gewissensbedenken?“

„Ich weiß, wat Sie meinen, Herr Pastor. Aber ich kann in ein luthersch Haus jradsojut schrubben und waschen wie in ein katholisch Haus, denk ich! Warum sollt ich da nit auch Haushältersche sein können in ein luthersch Haus?“

„Auf dem Standpunkt stehe ich allerdings auch, liebe Frau Elise. Und wenn Sie keine Gewissensbedenken haben, habe ich auch keine! Der alte Jakobi, der sie eifrig emp-

fohlen hat, erzählte, daß Sie als Mädchen eine fleißige Kirchenbesucherin gewesen sind; hat Ihre Ehe Sie davon abgebracht?“

„Och, ich hab dadrüber so meine eigene Gedanken, Herr Pastor; wenn et mir mit die Haushälterstelle zu tun hat, möcht ich lieber dadrüber schweigen!“

„Nein, es hat gar nichts miteinander zu tun. Wenn Sie in die katholische Kirche gehen wollen, steht Ihnen von mir aus nichts im Wege, und meine Frau hat auch nichts dagegen einzuwenden! Also dürfen wir Sie wohl als neue und gern aufgenommene Hausgenossin begrüßen?“

„Ich hab einen Jungen, Herr Pastor!“

„Das hat Jakobi mir gesagt. Wenn Sie wollen, so bringen Sie den lieben Kerl rubig mit hierher. Wir haben von unserm Einzigem, den Gott uns in jungen Jahren wegnahm, ein fertiges Bett zur Verfügung. Das stellen wir Ihnen gern für Ihren Jungen zur Hand. Sollten Sie es aber anders wollen, so sind sie ganz Mutter, nicht wahr?“

„Herr Pastor, ich möcht mein Kind am liebsten zu mich nehmen; de Jung jeht bei Herr Lehrer Oken in die Schule; ich möcht ihn nit jern da weg nehmen, denn de Herr Oken meint es jut mit dem Jung!“

„Sie sind und bleiben die Mutter. Herr Oken ist ein braver Mann; wenn Sie meinen, daß er Ihren Sohn behalten will, er kann ja schließlich nichts einwenden, denn Ihr Kind ist katholisch; aber wir sind hier in Lempe, ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?“

„Ich versteh Ihnen ganz jut, Herr Pastor; wir wollen et mal drauf ankommen lassen!“

„Jawohl, das ist das rechte Wort; wir wollen es mal drauf ankommen lassen und zwar in unseres Gottes Namen. Der alte, brave Jakobi berichtete mir auch über die schweren Wege, die Sie schon in so jungen Jahren haben gehen müssen; ist es Ihnen dabei nicht oft zum Bewußtsein gekommen, daß eine heilige, göttliche Vaterhand über Ihnen gewaltet hat?“

„Ja, ja, et muß wohl sowat sein; wo wär ich arm Lies sonst wohl jeblieden?! Wenn bloß die Menschen nit so wären!“

„Ja, da haben Sie recht, wenn nur die Menschen nicht so wären! Aber das soll uns nicht mehr anfechten. Also seien Sie uns willkommen! Wir zahlen Ihnen jährlich bei ganz freier Station zweihundert Mark und kommen auch für Ihren Sohn recht gerne auf! Meine Frau ist grundgut, und was die mit Ihnen weiter abzumachen hat, das ist für sich. Also?“

„Ich bin ganz zufrieden, Herr Pastor; et is viel mehr, als ich jedacht hab; Gott mög mich die Kraft geben, Ihnen zu dienen; et soll mich selber Freude machen; dat Lies arbeit jern! Also, mein Jung kann mit int Haus kommen, ich mein: in die Pastorat?“

„Jawohl, es freut mich, daß Sie so an Ihrem Kinde hängen, liebe Liefel!“

„Ich hab nir anderes im Leben!“

„O doch, Sie haben Ihren ewigen Vater droben, der auch über Ihren lieben Jungen wacht und jedes Gebet doppelt und dreifach segnet, das eine Mutter für ihr Kind hinaufsendet.“

„Ich dank Ihnen, Herr Pastor; ich jlaub fast, dat ich mal in Ihre Predigt komm; ja, dat jlaub ich fast!“

Da kommt grade meine Frau nachhause. Also hier, das ist unsere neue Hausgenossin, und das ist meine Frau Therese.“

\* \* \*

Herr Lehrer Oken wußte genau, was er an dem Hans Kroppmann als seinem besten Schüler lobte. Der Bursche verfügte über ein auffallendes Gedächtnis, flog über die Ecken und Kanten, an denen die meisten andern sich stießen, sich Verdrußbeulen und Schamwunden holten, hinweg wie ein junger Vogel, bevaterete mit seiner hellen Klingstimme bald die gesamte Schülerschaft und war bei all dem ein ausnahmsweise tiefer Denker und Nachdenker, der nie mit einem Sprung in die Fragen und Antworten seines Umkreises hineinsetzte, nie sofort ja oder nein sagte, sondern bei allem und jedem etwas nachzudenken hatte. Als er einmal bei einer Schulfeier Gedichte auswendig lernen und vortragen mußte, ertappte der Herr Lehrer Oken ihn darüber, wie er

aus dem Kopf das Vorgeschriebene ergänzte, ohne es zu wollen und ließ ihn gewähren. „Junge, du bist der geborene Dichter!“ sagte er ihm vor der ganzen Schule auf den Kopf. Natürlich äßten das die Kameraden gelegentlich nach, bis sie es wieder vergaßen.

Die beiden Lemperschulen, die gemischte Elementarschule und die höhere Bürgerschule lagen sich schräg gegenüber. Nur die Landstraße trennte sie. Aber die so grundsätzlich geschiedenen Menschenklassen kamen nie zueinander. Die höheren Bürgerkinder hatten ihren Spielplatz in dem feinen, hintenhinaus liegenden Park, und da lag auch der Eingang zu den Klassen. Die Kinder der andern spielten und tollten hinter der Landstraße in der Nähe des Schlammlochs, wo die Lemperschulabwässer sich sammelten und gährten. So klappte eine ganze Welt zwischen hüben und drüben, eine schier unüberbrückbare Welt.

Eines Tages hatte der kleine Hans Kroppmann sich an der guten Kost des lutherschen Pfarrhauses den Magen verbissen. Herr Oken schickte ihn wieder heim. Der Junge schlich verdrießlich über die Landstraße und kam gerade an der Bürgerschulgasse zurecht, als dort die feine Kubische Chaise hielt und das feine kleine Fräulein auslud. Das Tintchen war ja seine leibliche Nichte; die kurze Zeit in der Okenschen Schule hatten sie sich gut vertragen. Seit zwei Jahren sahen sie sich dann nicht mehr.

Der schlanke zehnjährige Bub stand da, staunte das feine Kind an wie ein Wunder. Er staunte so sehr, daß er sogar sein Leibschneiden vergaß. Bis das feine Fräuleinchen bei einer Wendung, gerade in dem vornehmen Eisenportal, den Kopf wandte und ihn ebenfalls entdeckte.

Im selben Augenblick läutete die Schulglocke zum Beginn des Unterrichts. Aber das Tintchen dachte nicht an die Pünktlichkeit; es sprang von der Treppe herunter, eilte auf den Vetter zu und rief ihm entgegen:

„Na, Hannes, wie geht es dir denn? Mensch, bist du lang und breit geworden!“

Der Bursche war wie gebannt, starrte auf das feine Kind, war über und über rot, gab dann die seltsame Antwort:

„So wird man eben, Tinchen; du bist schöner, als alle miteinander!“

Nun wurde auch das Kind über und über rot, stand vor ihm, stupfte ihn mit der feinbehandschuhten Hand auf den Magen, sagte: „Schwäger!“

„Arweh doch! Ich hab es ja im Magen; darum geh ich ja nachhause!“

„Hasde Hunger, Hans? Wart mal einen Augenblick! Ich stifte dir eine feine Schinkenstulle, aber eine famos, sage ich dir, Junge!“

„Laß das nur; ich habe selber zu essen. Hunger leiden wir nicht.“

„Ach, du mit deinen lutherschen Brocken; was wirsde besonderes kriegen! Hier nimm; ich habe noch mehr von der Sorte! Na, willsde nicht?“

„Ich sage dir doch, daß ich selber zu essen habe. Ich habe mir doch den Magen verdorben! Herr Oken schickt mich nachhause; ich muß jetzt weg.“

„Ach Quatsch, sei doch froh, daß du mich wieder mal zu sehen kriegst; man kriegt sich ja überhaupt gar nicht mehr zu sehen. Sag, du, du sollst mal mit mir zu uns fahren, in der Kalesche, du wirst staunen, einfach staunen, das sag ich dir!“

„Das ist nicht nötig, Tinchen; wir kommen schon aus.“  
Jedesmal, bevor er den Mund aufthat, sah er ein Weilchen vor sich hin.

„Du gefällst mir gar nicht mehr, Hannes; du bist doch nicht stolz?“

„Ach wat, worauf sollt ich stolz sein?“

„Dat mein ich auch. Also, willsde die Schinkenstulle nicht nehmen?“

„Du, es hat längst geläutet; du mußt nachsitzen; paß nur auf!“

„Quatsch, nachsitzen! Das ist bei unsereins nicht; das ist bloß bei euch.“

„Ach so, ja, dat soll wohl sein; ja, das soll wohl sein. Ich muß nun weg; ich habe mir den Magen verdorben, sagt Herr Oken.“

„Sag, du, bist du eigentlich auch luthersch geworden? Junge, dann mag ich dich aber nicht mehr sehen; si donc. Das ist nichts für anständige Leute.“

„Warum?“

„Weil alle anständigen Leute katholisch sind, oder weißde das nicht, Hans? Du bist doch sonst so klug, hab ich gehört. Sag, was willsde eigentlich werden; du willst doch gewiß was lernen?“

„Lehrer werd ich!“

„So einer wie der Oken?“

„Das wollt ich schon.“

„Das ist nichts für einen feinen Kerl; du bist doch mein Vetter. Warum wirst du nicht Professor?“

„Das ist nichts für arme Leute, oder weißt du das nicht?“

Das feine Kind sah ihn einen Augenblick offenen Mundes an. Dann sagte es mit seltsamem Bedauern:

„Och ja, ihr seid arme Leute; vielleicht wirsde mal reich. Du hast doch Geistesgaben, hab ich gehört; du, das wäre fein, Hans; meinsde nicht?“

„Warum?“

„Dann könntest du doch eine Frau heiraten.“

„Dat können arme Leute auch, oder meinsde nit?“

„Ja, das ist aber doch nichts Gescheidts. Geld muß der Mensch haben; reich sein ist viel vornehmer. Du solltest mal zu uns kommen; o, du würdest die Augen aufreißen, Jung!“

„Früher bist du arg arm gewesen, Tine, arg arm.“

„Ach, du bist en Schwäger, ja, das bisde, aber ein richtiger!“

„Wenn du arm wärst, hätte ich dich tausendmal lieber, Tin.“

„So, das ist aber doch komisch. Also hasde mich überhaupt nicht lieb?“

„Doch, das hab ich doch. Du bist die Schönste in ganz Lempe; ich habe sogar ein Gedicht drauf gemacht, meinsde nit, Tin?“

„Was, ein Gedicht; kannsde denn auch dichten? Du,

das will ich aber unbedingt haben; ich gebe dir was dafür, unbedingt. Hast es im Tornister?“

„Ne, dat hab ich nit; es ist auch gar nichts für dich!“

„Aber du hast doch gesagt — — —“

„Ja, das ist etwas anderes; das ist eine vollständig andere Sache.“

Diesen Satz sprach der zehnjährige Bursche gedehnt und klar, wie ein wirklicher Schulmeisterlehrling. Wer wollte wissen, warum?

„Du, wenn du mir das Gedicht nicht gibst, bin ich böse.“

„Es hat ja keinen Wert, Albertine.“

„Wat hat keinen Wert; bisde jetippt, Jung?“

„Arme Leute sind arme Leute. Ich halte es mit den armen Leuten; das tut der Herr Pastor Krause auch!“

In diesem Augenblick stapfte der schwere Kürassierstiefel des Pedells über den Hof. Der Mann kam auf die beiden in sich versunkenen Kinder zu, klobig, grimmig, ein echter preussischer Pedell.

„Der Herr Ordinarius läßt Sie sagen, dat et längst geleitet hätt, kleenet Freilein. Wat is mich det aber da für eener? Soll ich ihm mal Beene machen — aber schleinigst?“

Die Kinder stoben auseinander. Das Mädchen in die Schulvilla, der Junge straßenauf.

„Na, deine Visage hab ik mir aber mal jemerkt. Son Lumpensammler! Ne, wat sind mich dat doch vor Jeschichten! Det muß unbedingt dem Herr Professor jeldet wern. Sowat — et is doch iberall, wie in Berlin ooch!“

Der Kürassiertritt wandte sich entrüstet rückwärts. Noch im Portikus der Schulvilla wandte er sich um, dem längst verschwundenen Burschen nachzusehen.

\* \* \*

Am nächsten Tage setzten sich die Herrschaften Kubik bereits über die Affäre auseinander. Der Ankläger mußte sich an den vornehmen Herrn Stiefvater selber gewandt haben. Herr Kubik fragte bereits bei Tisch:

„Hast du nachher eine Minute Zeit, Albertine?“

„Nur wenn es dringend nötig ist; ich will mit meiner Tochter ausfahren!“

„Es ist dringend nötig.“

Der gewohnte Verlauf des Familienverkehrs mußte wohl bei den vornehmen Leuten nicht sehr viel Wärme haben, sonst würde das reservierte Verhalten des Hausherrn gegenüber dem Töchterlein der Mutter aufgefallen sein. So ging das einsilbige Mahl vorüber wie immer. Herr Kubik tat den ausgezeichneten Speisen die gebührende Ehre an, wie immer; Mutter und Kind wahren hielten sich über allerlei Sachen, die nur beide angingen, wie immer, und der Herr Stiefvater und Gatte sahen in merkwürdiger Verhaltenheit vor sich, wie immer.

Frau Albertine hob nach einer Viertelstunde die Tafel auf, stellte sich mit einem Blick zur Verfügung.

„Die Kleine hält sich wohl solange in der Nähe auf; ich denke auf sie zurückzukommen,“ sagte Herr Kubik.

„Aber was ist denn eigentlich los?“

„Bitte, das wollen wir unter vier Augen bereden, bitte!“

Er machte eine elegante Handbewegung nach der Salontüre. Frau Kubik befahl dem Kinde: „Also bleibe mal im blauen Salon!“ und folgte dem Herrn Gemahl in den roten Salon.

„Liebe Frau, es handelt sich um eine äußerst bedenkliche Sache. Der Herr Professor der höhern Bürgerschule hat sich bei mir wegen Albertinchen bitter beklagt.“

„Wieso?“

„Bitte, ich komme gleich darauf. Es muß da irgend ein weitläufiger Verwandter der Kleinen in der Stadt herumspuken, offenbar der Sohn einer Tagelöhnerin. Der Bursche läuft hinter unserer Kleinen her, so auffällig und belästigend, daß eine sittliche Gefahr besteht. Er belästigt sie sogar auf offener Straße, unmittelbar vor der Schule, also angesichts der sämtlichen Kinder wohlstandiger Eltern Lempes. Unser ganzer Ruf kommt in Frage, wenn wir nicht sofort und rüchhaltlos dazwischensfahren.“

„Was erzählst du mir da für eine Geschichte; bist du denn schon so früh im Kasino gewesen?“

„Bitte, bitte, nicht diesen Ton; ich bitte dich dringend.“  
Du weißt, daß ich diesen Ton nicht vertragen kann; es geht mir auf die Nerven!“

„Ach was, du solltest dich schämen, in diesem verrückten Ton über mein Kind herzufallen. Wenn der Professor über meine Tochter was zu sagen hat, soll er sich an mich wenden; ich bin die Mutter; das bitte ich mir aus, verstanden! Was wollte denn der Professor?“

„Ich beherrsche mich; du siehst es; ich tue alles, um die Würde meines Hauses zu wahren. Du bist bei mir in einem wohlstandigen Hause, bitte, bitte. Du hast in mir einen wohlstandigen Lemper Bürger geheiratet, liebe Albertine!“

„Was soll das alles heißen? Sage doch, was du willst!“

„Unser Kind läßt sich von jenem Bettelbuben auf offener Straße die Cour schneiden. Ich sagte dir doch, daß die ganze anständige Schule Zeuge war.“

„Bettelbuben? Du meinst doch nicht am Ende den Sohn meines verstorbenen Bruders?“

„Bedaure, ich bin nicht in die Familienverhältnisse deines Bruders eingeweiht. Ich weiß nur, daß ein ganz gewöhnlicher Bettelbube unserm Kind in fleghafter Weise zu nahe getreten ist. Das Kind ist elf Jahre alt, also in einem Alter, wo wohlstandige Eltern sich die denkbarste Mühe geben, auf die Zucht der Kinder zu achten. Schließlich darf ich doch wohl verlangen, daß auf mich ein wenig Rücksicht genommen wird, auf meinen gesellschaftlichen Ruf, auf meine Ehre, auf — —“

Frau Albertine machte kurzen Prozeß, wandte sich zu der Türe und rief: „Tinchen, Tinchen, hörsde nicht, Tinchen!“

„Aber bitte, bitte, liebe Albertine, ich bin sowieso nervös!“

„Entschuldige, liebe Mama; ich war im blauen Salon!“

„Also komm mal her. Was höre ich da von dir; was war das für ein Bettelbub?“

„Bettelbub? Was für ein Bettelbub, Mama?“

Herr Kubik war ans Fenster getreten, sah hinaus; sagen konnte er in dieser Situation offenbar nichts mehr.

„Dein Professor hat erzählt, du liegest dich auf offener Straße, dicht vor der Schule, und wo alle Schüler dabei sind, die Cour schneiden; was ist das?“

„Ich? Ich soll mir auf offener Straße, dicht vor der Schule und daß alle Schüler es sehen konnten, die Cour schneiden lassen von einem Bettelbub — ich?“

„Stelle dich nicht so dumm; etwas Wahres wird schon dran sein. Also raus mit der Wahrheit; du weißt, daß ich Lügen unter keinen Umständen dulde!“

„Ach, das wird wohl der Hans Kroppmann gewesen sein, mein Vetter Hans Kroppmann. Aber das ist doch kein Bettelbub, Mama, und vom Courschneiden kann man da doch nicht quatschen; der arme Jung hatte sich den Magen verdorben an dem lutherschen Brot; der olle Oken hat ihn deswegen nachhause geschickt. Ich wollte ihm eine von meinen Schinkenstullen geben. Das werde ich doch wohl dürfen? Der Vetter Hans ist ein braver Junge. Er ist doch mein Vetter, und alle sagen, daß er Geistesgaben hat und noch Professor werden wird; so klug ist der Hans. Wie kann der Professor denn sagen, mein Vetter Hans sei ein Bettelbub und tät mir die Cour schneiden?“

„Also das ist alles?“

„Sonst habe ich mit keinem andern Jungen gesprochen, Mama; du darfst es mir glauben; du weißt, daß ich dich nicht belüge!“

„Dann mach, daß du dich anziehen läßt; du weißt, daß wir ausfahren wollen.“

„Gern, liebe Mama, gern.“

Hinaus war sie. Frau Albertine wandte sich mit einer hochmütigen Halbbewegung nach dem Herrn Gemahl.

„Hast du mir noch etwas zu sagen?“

Er schwieg. —

„Dann belästige mich aber in Zukunft nicht noch einmal mit solchen albernen Schwätzereien!“ Damit verließ Frau Albertine Kubik den Salon.

Herr Kubik sah noch lange fassungslos nach der Türe, durch die die hochgewachsene, in der Ehe noch schöner ge-

wordene Frau gegangen. Endlich raffte er sich zusammen, ging in sein Arbeitszimmer und schrieb folgenden Brief:

„Liebe Albertine!

Ich bin noch immer fassungslos und weiß nicht, was ich sagen oder denken soll. Es ist mir, als stände ich vor einem Abgrunde. Wir sind nun ein Jahr verheiratet, und ich habe alles getan, was meine Ehe erträglich zu machen im Stande war. Ich weiß heute aber, daß ich, hätte ich alles vorher gewußt, nie gewillt gewesen wäre, auch nur einen der Tage der Ehe mit Dir zu ertragen. Denn Du hast mich tiefer gedemütigt, wie jemals ein Mensch einen andern demütigen kann. Du weißt, daß ich Dir nichts vorwerfe, aber ich bin auch kein so minderwertiger Mensch, daß ich Deine Art und Weise zu dulden brauchte. Um es einmal gerade heraus zu sagen: wir hatten einander nichts vorzuwerfen, und eben darum habe ich Dich als Ehefrau genommen und Dir und Deinem Kinde die bürgerliche Ehre gegeben, bitte, bedenke: die unschätzbare bürgerliche Ehre. Wenn Du heute deutlich genug auf dem Standpunkt stehst, daß Du mir das mit jenem Kapital bar bezahlt hast, das Du mir zum geschäftlichen Betrieb vorstrecktest, und ich weiß, daß Du das tust, so begehst Du ein Verbrechen an meiner Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit und überschreitest das Maß dessen, was Du wirklich wert bist, in unerhörter Weise. Ich kann nun nicht anders, als Dir anheimstellen: entweder einigen wir uns auf eine festliegende Formel und bleiben eifrig bemüht, den andern innerhalb dieser Formel zu achten, oder wir machen der ungesunden Sache ein Ende. Ich bin zwar älter als Du, aber doch noch jung und vornehm genug, an einem widerstrebenden Weibe nicht zu Grunde gehen zu wollen. Was Du in meine Hände gelegt hast, ist unverkürzt vorhanden. Leider kann ich das in entgegengesetzter Hinsicht nicht sagen, denn ich habe durch meine Ehe mit Dir das Maß der Selbstachtung eingebüßt, das mir bis vor einem Jahre stets unendlich mehr galt, als

ein Kapital. Jetzt bitte ich Dich, zu wählen. Es bleibt Dir überlassen, wann und in welcher Form Du mir Deinen Entschluß kundgeben willst. Bis dahin bin ich Dein Ehemann

Kubil.“

Diesen Brief verschloß und versiegelte er und legte ihn auf den Tisch des kleinen Damensalons und eilte ins Freie. Die Gatten sahen sich vor dem nächsten Mittag nicht. Das Zusammenleben war längst so, daß das nicht auffiel. Zu diesem Mittag fehlte Tintchen an der Tafel. Als Frau Albertine mit keiner Silbe auf den Brief einging, fragte Herr Kubil: „Hast du meinen Brief gelesen, liebe Frau?“

„Natürlich habe ich den gelesen!“

„Ja, und was sagst du denn dazu, Albertine?“

„Was soll man dazu sagen?! Ich bin nicht gewohnt, mich auf Sifematenten einzulassen.“

„Was? Was ist das?“ Er war sahl wie Asche geworden. Die stolze Frau aber aß seelenvergnügt ihren feinen Nachtisch. Er stand nervös auf, machte einen Gang durch den Speisefalon und nahm wieder Platz.

„Ich tue mir übermenschliche Gewalt an, um ruhig zu bleiben, Albertine. Bitte, bringe mich nicht um meinen Kopf. Ich frage dich hiermit auf Ehre und Gewissen: was hast du auf meinen Brief zu sagen?“

„Och, wat jehzt mich dat Jequatsche an! Punktum!“

Er würgte den Stiel herunter, starrte auf den Teppich, erhob sich wieder, ging zum Fenster und lehnte an den grünen Ledersessel.

„Albertine, so geht es nicht mehr! Entweder du verstehst die Pflichten der Ehegattin dem Gatten gegenüber oder du lässest dich darüber belehren. Ich muß dir gegenüber meine Ehre wahren, hast du mich verstanden?“

„Wat jehzt mich deine Ehre an; ich hab bloß mit die meinige zu tun!“

„Wie stellst du dich denn, wenn ich die Ehescheidung beantrage?“

„Das wird sich schon finden.“

„Wünschst du, daß die Ehe geschieden wird, und willst du mir das schwarz auf weiß bestätigen?“

„Ich habe dir schon mehr als einmal gesagt: was geht mich dein Gedöhs an!“

„So werde ich die Scheidung beantragen! Nach dem neuesten Zivilgesetz ist jede Ehe scheidbar.“

„Wir sind katholisch getraut.“

„Das ist mir unter diesen Umständen gleichgiltig; das Gesetz scheidet auch die katholische Ehe!“

„Schneide dich nur nicht in die Finger!“

„Pfui Teufel — du — du Kropfmann — du!“

„Jetzt machsde dich hier raus — verstanden — oder ich ruf den Järtner! Du kanns von nun an im Kasino essen; ich will dich hier nicht mehr haben, punktum!“

Sie rauschte wieder hinaus in ihrer ganzen junonischen Pracht, und er starrte ihr nach wie einem Gespenst. Eine Stunde später suchte er seinen Rechtsanwalt auf. Die Ehe wurde nicht geschieden. Das Tinchen nahm die Mama aus der Lemper Bürgerschule und brachte sie nach Elberfeld.

\* \* \*

In dem lutherschen Pfarrhause herrschte heiliger Gottesfriede. Frau Liese wurde in der köstlichen Luft ein neuer Mensch. Sie sagte selber hie und da: „Ich bin wie neu geboren — ja, dat bin ich.“

Ein stilles Kraftgefühl lag über ihrem ganzen kleinen Menschen. Wenn sie abends nach getanem Tagwerk ihren breitbrustigen Jungen zum Schlafzimmer geleitete, um mit ihm gemeinsam zu Nacht zu beten, auf katholische Weise natürlich, dann fragte sie zum Schluß jedesmal:

„Hasde heut auch Freud jehabt, Jung?“

„Jawohl, Mutter, ich freue mich riesig, mehr als ich sagen kann.“

„Jott sei Lob und Dank; o du heiliger Vatter im Himmel, wat bin ich arm Mensch froh. Ne, wat bin ich froh! Jute Nacht Jung; der Herr Jesus jeb dich eine jute Nacht!“

„Und meiner lieben Mutter. Schlafe gut, Mutter, schlaf gut!“

Oft saßen die Pastorgatten und Frau Liese abends noch ein Stündchen beisammen. Wenn die Sommer Sonne über dem Lemper Hügel lag, hüllte sie die blanken Spiegelscheiben des Pfarrhauses in geheimnisvolles Gold.

„Na, Frau Liese, hat auch heute die Kraft ausgereicht?“ fragte der Pastor.

„Wie immer, Herr Pastor; ich werd ja wieder jung.“

„Das habe ich auch bereits gefunden. Sie sind wie eine Siebzehnjährige geworden.“ Die Frau Pastor sah ganz zufrieden drein bei diesem Urteil.

„Wenn ich gerecht sein will, meine Liebe, dann muß ich dankbar sagen, daß auch wir beiden Alten durch unsere Liese gesegnet werden. Ich wenigstens kann nicht anders, als bekennen: so wohl habe ich mich seit Jahren nicht gefühlt.“

„Wir wollen unsere Liese zwar nicht eitel machen, aber Recht soll Recht bleiben, lieber Mann. Die Liese hat uns der Herr geschickt.“

„Und der Silius, ist er in den Federn?“

Das Liese wußte längst, wer unter dem Silius gemeint war, wenn sie auch hartnäckig Sidibus verstand. „Ich danke, Herr Pastor, der Sidibus, mein Jung, der wächst wie ein junger Baum — wie ein Baum.“

„Der junge Kerl hat fabelhafte Geistesgaben; ich habe noch keinen jungen Burschen gekannt, dem die Sprachen so fließend eingehen. Wenn unser Herr weiter Gnade gibt, kann der Hans mit siebzehn Jahren sein Abiturium machen.“

„Ja, meinense? Dat soll woll sein, Herr Pastor, wenn Sie et sagen. Ich weiß zwar nit, ob ich et sagen darf, aber wissense, wat der dumme Jung mich jestern jesagt hat?“

„Da bin ich aber ehrlich neugierig, Frau Liese.“

„Er will partu Pastor werden; ja, dat sagt der Jung — denkense doch!“

Nun sahen sich die beiden Gatten an. Ein heiliger Blick voll Ehrfurcht und Ergriffenheit.

„Weiß er denn, was das heißt, Frau Liese?“

„Ob der det weiß, Frau Pastor; ob der weiß, wat he sagt?! Dat sag ich Ihnen: der sagt nit so hin; dat hat

he schon immer so gehabt. Er will unbedingt Pastor werden wie der Herr Pastor Krause, so sagt he; ja, dat sagt he nu einmal. Ich weiß nit, wat draus werden soll."

"Also er will evangelischer Pastor werden?"

"Ja, anders will he nit, de Jung, der — —"

"Das müssen wir unbedingt vor den heiligen Herrn droben bringen, Kinder. Wir wollen darum beten!"

Die drei Menschen knieten nieder; der würdige Gottesknecht betete mit heiliger Hingabe, legte die neue Sache in die Hände dessen, der in allen Fragen eines Lebens entschied. Er schloß mit den Worten:

"Du hast uns beiden Alten den Sohn genommen; du hast uns in unserm lieben Hans einen Ersatz gegeben; nun wirfst du uns in deiner Güte auch gerne das geben, was da sein muß, um weiterzukommen. Dein heiliger Name sei gepriesen."

Herr Pastor Krause faßte seine Aufgabe an dem jungen Menschenkind mit hohem Ernst auf. Er wollte diese Arbeit vor seinem Gott verantworten können. Wenn der destige bergische Kopf des Hans Kropfmann die gar nicht leichten Wissenschaften aufnahm, wie der Schwamm das Wasser, wenn der würdige Erzieher sah, wie der junge Kopf die Stoffe und Bücher verarbeitete, wie die jungen Kinderaugen einen verinnerlichten Glanz erhielten durch die Begeisterung für das, was sie sahen, dann mahnte, bändigte der Pastor in heiliger Besorgnis; denn im Grunde war dem alterfahrenen Seelenkennner und Evangelisten alles menschliche Wissen nichts mehr als Stückwerk und Stammeln dessen, was nur der innerste Kern der Seele begriff.

"Wenn du einmal so aufnahmefähig vor deinem Gott und Heiland dastehen wirst, wie jetzt vor den Wissenschaften, dann, mein lieber Junge, wird die ganze himmlische Welt von dir beifällig Kenntnis nehmen. Vergiß nie, daß den ewigen Welten die Wissenschaften der geschaffenen Erde nicht imponieren. Es gibt keinen Professor der Theologie und keinen Pfarrer und keinen noch so gescheiten oder ehrlichen Menschen, der nicht vor Christus Rechenschaft ablegen muß wegen jeder Uebertretung der ewigen Gottesgesetze. Und wenn

ihm nicht die letzte Sünde vergeben wird, wird seine ganze Wissenschaft und sein ganzer Vorrat von Tugenden ihm so viel nutzen, wie ein Tropfen schmutzigen Wassers, denn das menschliche Herz ist arg. Du kannst keinen Gedanken fassen, der nicht so und so viel Sündenbazillen enthielte. Also werde möglichst groß im Aufnehmen menschlicher Wissenschaft, damit du möglichst klein und demütig vor dem Kreuz Christi, dem einen und letzten Opferaltar, der ewige Rechtskraft hat, werden mögest. Hast du mich verstanden, mein Junge? Weißt du, was ich meine; weißt du, daß ich dir das Höchste mitteile, was ich habe, wenn ich so zu dir rede?"

"Jawohl, Herr Pastor."

"Woran denkst du in diesem Augenblick, mein Junge, sage es offen und ehrlich?!"

"An meinen Vater, den man totgestochen hat und an meine Mutter, die so viel hat leiden müssen und an meine Tante Albertine, die uns soviel Unrecht zugefügt hat."

"Gott sei Dank; nun weiß ich, daß du mich verstanden hast!"

Solcher merkwürdigen Stunden hatten die beiden manche. Und jedesmal schloß der würdige Erzieher mit der Mahnung:

"Der Sünde wirst du nicht entgehen. Satan ist die höchste Intelligenz in der Menschenverführung; aber hasse die Sünde wie die höchste Schmach und Beleidigung, die dir selber angetan werden kann, dann wirst du auch begreifen, wie furchtbar die Schmach und Beleidigung ist, die du Gott antust, wenn du sündigst! Du bist geboren, um dich des Lebens zu freuen; das ganze Leben steht dir offen mit seinen Wissenschaften und Künsten; aber nichts, was Menschengestalt erfaßt und schafft, ist ohne Sünde! Darum betrachte alles, was du erlebst, mit gesundem Mißtrauen, damit du mit der Freude nicht die Sünde greiffst, nicht Gott lästerst, wenn du lachst! So freue dich und lache von ganzem Herzen, aber preise Gott damit."

Der junge Bursche wurde zum leidenschaftlichen Lerner. Er verschlang die Wissenschaften seines Erziehers, konnte buchstäblich nicht satt werden. Er saß von Morgens bis Abends hinter seinen Büchern, wurde schließlich bleich, verträumt,

verlor schneller die Fassung als früher. Der würdige Erzieher hatte für solche Sachen offenbar kein Auge. Und als die Frau Pastor ihn schließlich allen Ernstes darauf aufmerksam machte und behauptete, daß der arme Junge in letzter Zeit auffallend abmagere, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen vor Erstaunen.

„Aber nun höre mal, lieber Junge, du mußt unbedingt mehr essen; das hält nach einer guten alten Bauernregel Leib und Seele zusammen! Auch unser Herr und Heiland aß sich satt, und wenn er müde war, dann ruhte er aus. Du mußt mehr an die frische Luft; dann wird sich alles machen. Möchtest du mich nicht auf meinen Armenbesuchen begleiten, mein Junge?“

„Sehr gern fogar, Herr Pastor.“

„Sehr gern fogar?! Wir sind ja schon daran gewöhnt, daß du dir bei allem was Besonderes denkst. Was meinst du also mit deinem „Sehr gern fogar“?“

„Ich meine nichts Besonderes damit; ich habe die armen Leute einfach gern.“

„Das ist mir besonders lieb und wert an dir, mein Junge. Um des großen Unrechts an den Armen, dieser schweren Sünde, ist unser Herr Jesus ans Kreuz gegangen; denn alle und jede Sünde hängt meist zusammen mit solcher Grund-sünde. Der Herr predigt uns nicht umsonst über allem die Liebe. Mehr Liebe zu den Armen schafft bessere Bürgertugend, schafft vor allem jene Herzenseinfalt und Sitteneinheit, die aller Sünde feind ist und die eins ist mit dem Glauben an Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Du wirst das später noch verstehen, mein Junge.“

„Ich verstehe Sie auch jetzt, Herr Pastor, ganz genau; ich bin selber arm.“

Der Gottesmann sah seinen Schüler wieder mit dem verinnerlichten Staunen an, das der Knabe immer mehr in ihm reizte.

Fortan besuchten die beiden Menschen gemeinschaftlich die Armen von Lempe und kamen von neuem ins Gerede.

Eines Tages ließ der alte Nachtwächter den Pfarrer rufen;

Er hatte sich aufs Krankenbett gelegt. Hans Kropmann machte auch diesen Gang mit seinem Erzieher.

„Gottes Segen kommt in meine Hütte. Willkommen beide! Aee, is mich dat eine Herzensfreude!“ rief der Kranke mit ausgestreckten Händen. Jakobi war arg mitgenommen; der Kopf glühte im Fieber.

„Grüß Gott, alter Freund! Was machen die Säue; hat die alte Piske schon geworfen?“

„Danke, Herr Pastor, die alte Piske hat zum drittenmal viere. Unser Gott sorgt treu für Speck; es ist fast en bißchen viel der Inade. Man kommt immer mehr dazu, sich Gedanken über sich selber zu machen, wenn die Hand Gottes so treu ist.“

Der Pastor sah den fieberheißen Kranken aufmerksam an, auffallend aufmerksam, befragte ihn über dies und das.

„Ich hab diese Nacht einen Fremden aufgelesen, Herr Pastor, und glaubte anfangs, er sei beschwipst; aber als ich heute früh die Wache verließ, lag der arme Tropf in schweren Krämpfen auf der Pritsche. Vielleicht sehen Sie nachher mal nach ihm hin; ich weiß ja, daß ich das erbitten darf.“

„Gern, lieber Freund. War auch schon ein Arzt hier?“

„Aee, so leicht holt unsereins keinen Leibdokter; das wissense ja selber. Ich bin in meinem Leben noch nicht bettlägerig gewest. So Gott will, stehe ich morgen oder übermorgen wieder auf.“

„Unser Hans springt gleich zu Doktor Schrader; ich weiß, was ich sage, mein Lieber. Zuerst wollen wir beten, aber ganz und gar beten, mein Lieber; nichtwahr, Sie verstehen!“

„Ist das so gemeint, Herr Pastor? Ja, dann wollen wir mal von ganzem Herzen zum Herrn schreien.“

Die beiden knieten nieder; der Kranke legte die Hände übereinander in heiliger Ergriffenheit, und der Pfarrer schrie zu Gott:

„Unser Vater in Christo Jesu! Du weißt und siehst, um was es sich hier handelt; tue in deines ewigen Sohnes Namen das Deine und laß uns wissen, was wir zu tun

haben! Wir setzen absolutes Vertrauen in deine Gegenwart. Amen!"

"Amen, du mein Herr und Gott droben. Amen, wie immer. Es ist mir immer recht gewesen mit dem, was du mit mir machst. Es bleibt von mir aus bei dem Amen!" So setzte der Nachwächter hinzu; seine in dicken Haarbuschen liegenden Augen sahen nach oben.

"Vater im Himmel, hilf dem Armen! Amen." Hans Kroppmann betete also auch. Es mochte wohl das erstmal sein; denn der Pfarrer drückte ihm die Hand. Hierauf eilte der Junge zum Arzt. Der kam sofort. Auch er hatte den auffallenden Blick für den Kranken.

"Ihr müßt sofort ins Krankenhaus, Jakobi, sofort! Der Junge läuft so schnell er kann zu der Oberin; ich schreibe derweil die Anweisung. Es darf vor der Hand kein Mensch hier herein, verstanden?! Mit Ihnen möchte ich unter vier Augen reden, Herr Pastor!"

"Danke, ich weiß, um was es sich handelt, Herr Doktor."

"Ach was; wie ist das möglich?"

"Ich habe selber sechs Semester Medizin studiert, bevor ich zur theologischen Fakultät überging."

"Das ist ja außerordentlich interessant. Aber jetzt müssen wir zuerst für den Kranken sorgen."

Der alte Jakobi hatte Cholera. Man schaffte ihn aus dem Häuslein; das wurde hinter ihm geschlossen. Noch am selben Tage begrub man den Fremden, den er nachts auf der Straße aufgelesen. Und Tags darauf waren bereits sämtliche zwanzig Betten des neuen Krankenhauses belegt. Die Cholera hatte ihren grauen Herrschaftsthron in dem fleißigen Städtchen Lempe aufgeschlagen.

Der Landrat befahl die Schließung sämtlicher Fabriken. Die Straßen waren wie ausgestorben. Wenn einer oder eine ausging, um im nächsten Kramwinkel ein Lot gemahlener Kaffee oder ein halbes Brot zu holen, wußte man daheim nicht, ob man ihn lebend wieder sah, ob ihn nicht von der Straße weg die Wache mitnahm, weil er choleraverdächtige Gesichter schnitt oder von der charakteristischen Uebelkeit befallen wurde. Erscholl irgendwoher ein Rädergerassel, dann

mußte man sich darauf gefaßt machen, daß es der Choleraarren des Krankenhauses war, der irgendwoher ein Opfer der grauen Majestät abholte.

Die Stadt erbat aus Elberfeld drei Aerzte. Aber weder die, noch der alte Kreisphysikus und dessen junger Hilfsarzt retteten in den ersten acht Tagen einen einzigen Choleraranken. Die Menschen fielen wie die Fliegen. In den zwei Kirchen, der katholischen wie der reformierten, fanden Buß- und Bittgottesdienste statt. So voll waren die beiden einsamen Gotteshäuser seit ihrer Entstehung noch nicht gewesen, wie jetzt. Alles Menschliche brach unter der Gottesgeißel zusammen.

Da geschah auf einmal ein Wunder. Ein wirkliches Wunder. Die späteren Geschlechter wußten noch davon zu erzählen. Es fing in der Studierstube des Herrn Pastor Krause an. Die vier Hausgenossen hatten Tag und Nacht zum Herrn über Leben und Tod geschrien, in tiefer Glaubenszuversicht. Dann schickte der Pfarrer sein Weib und die beiden Kroppmanns hinaus, um eine Stunde lang mit seinem Gott in heiligem Zwiegespräch allein zu sein. Dann ließ er sich von Frau Liese einige Schnitten des deftigen bergischen Schwarzbrottes geben, ohne jede Auflage. Frau Liese konnte gar nicht klug draus werden, was der Herr Pastor mit dieser ungewohnten Kost wollte. Trockenes Brot brauchte man in dem Pastorat nicht zu essen.

Das war die Werkstatt des Wunders. Es geschah zuerst am Tage der höchsten Sterblichkeitsziffer. Bereits lagen in der zu einem Seuchenlazarett hergerichteten höheren Mädchenschule über hundert Kranke. Mehr als fünfzig waren bereits begraben. Von allen zuerst Erkrankten war als einziger der Nachwächter Jakobi gerettet; er lag in einem guten Bett, aß und trank wieder. Seine Augen hatten einen neuen Blick bekommen. Die Reichen flüchteten Hals über Kopf aus dem schwer heimgesuchten Stadtnestlein. Da erschien Pastor Krause auf dem Plan.

Zuerst in dem Krankenhause. Er ging in den einen Saal, stellte sich in den Gang zwischen den beiden Bettreihen. Das Uechzen und Stöhnen der Kranken wurde einen Augenblick

unterbrochen; denn der Prediger des Kreuzes redete mit tiefer Stimme auf die Leute ein:

„Ihr Brüder, hört mir mal aufmerksam zu! Ich habe ein Mittel gegen die Cholera, ein Mittel, das jedem von euch unfehlbar hilft, der es fertig bringt, absolut und nur an Gott und den Heiland Jesus Christus zu glauben, an jenen Heiland, von dem ihr schon in der Schule gelernt habt, daß er um unserer Sünden willen gestorben und auferstanden ist. Ihr wißt alle aus dem Munde der Aerzte, daß gegen die Cholera kein Kraut gewachsen ist, nicht wahr? Aber ich sage euch und komme dafür auf: Wer mit ganzem Herzen in diesem Augenblick seine Sehnsucht nach dem Leben auf diesen Jesus Christus richtet, dem hilft mein Mittel unfehlbar. Versteht, nicht so leichtthin ist das gemeint, nicht so nebenher und weil ich der Pfarrer bin, kein Mensch kann den allwissenden Gott belügen, auch nicht durch die frömmste Pharisäerminne. Wem geholfen werden soll durch mein Mittel, der muß diesen Jesus Christus anerkennen und geloben, ihm sein Leben lang treu zu bleiben. Habt ihr mich nun verstanden, Brüder? Wir wollen jetzt zuerst beten, und dann soll sich jeder melden, der verstanden hat, um was es sich handelt und der durch den Heiland leben will.“

Der Pfarrer kniete nieder, hob die Augen gen Himmel, betete stark und glaubensmächtig und schloß mit den Worten: „Du bist gegenwärtig, o Herr und Gott, in Christo Jesu; wir erwarten von dir ein hohes Gotteswunder; segne jeden guten und überzeugten Gedanken, jede Sehnsucht in deinem Namen; zerstöre allen Zweifel an der wundertätigen Wahrheit: daß du denen hilfst, die zu dir kommen in Jesu Namen! Herr, wir wollen dir hier einen Altar des Dankes bauen, zur Verherrlichung deines ewigen Gottesnamens! Amen.“

Er wußte, fühlte, daß die Todgeweihten inbrünstig mitgebetet hatten. Seine Augen glänzten in hoher Feiertagsweibe.

„Und nun, ihr Brüder, ihr Sterbenden, ihr Todgeweihten, ihr wißt, daß die Aerzte euch nicht helfen können, daß ihr sterbt ohne ein Gotteswunder. Wer glaubt an die Wunderkraft des ewigen Gottes in Christo Jesu, der soll sich melden;

ich sage dir, wer du auch bist: es geschieht dir, wie du geglaubt hast!“

Aller Augen brannten auf das, was geschehen sollte. Der Tod kam unter die umgestaltende Macht des Lebens, unter dem Druck des Glaubens an Gott. Man konnte das Ringen der beiden Mächte geradezu mit den Sinnen wahrnehmen.

Der Pfarrer hielt eine kleine silberne Dose in der Hand. Aus dieser nahm er jedesmal eine kleine Pille, steckte sie einem der Kranken in den Mund und gebot, sie zu verschlucken. Wenn ein Kranker eine Pille genommen hatte, sank er zurück in die Kissen. Als die zwanzig Menschen versorgt waren, rief der Pastor noch einmal mit felsenfester Ueberzeugung: „Wer an Jesus Christus glaubt, dem ist geholfen; er wird nicht an der Cholera sterben! Auf Wiedersehen, meine Brüder!“ Damit ging er in den hergerichteten kleineren Raum treppauf, wo die andern Kranken lagen und tat genau so.

Vor Abend besuchte ihn der Herr Kreisphysikus Doktor Schrader im Pastorat.

„Sagen Sie mal, Herr Pastor, was haben Sie getan? Kurz und bündig gesprochen: was haben Sie den Kranken gegeben? Ich als verantwortlicher Arzt bin zu dieser Frage berechtigt, und Sie haben mir zu antworten!“

„Was ich den Sterbenden gegeben habe, Herr Kreisphysikus? Ich habe ihnen Leben aus Gott gegeben!“

„Ich bitte dringend, lassen Sie mich jetzt in dieser ersten Zeit mit religiösen Phrasen in Ruhe. Ich fordere eine gut deutsche Antwort. Welche Wissenschaft haben Sie hier angewendet?“

„Ich kann und werde Ihnen keine andere Antwort geben, Herr Doktor.“

„So bitte ich mir eine Ihrer Pillen aus; ich werde sie chemisch untersuchen.“

„Gern!“ Er gab dem Arzt eine der geheimnisvollen Cholerapillen. Der Arzt verschwand. Bis in die Nacht hinein bestürmten Menschenmassen den Gottesprediger; jeder hatte einen oder mehrere Kranke, entweder im Krankenhaus oder im Seuchenlazarett. Pastor Krause säumte nicht. Er

half allen auf dieselbe Weise. In Lempe starb kein Cholera-kranker mehr.

Die Seuche hatte mehr als acht Tage geherrscht. Dann verschwand sie ebenso plötzlich wie sie gekommen. Die Lazarette wurden mit allen erdenklichen Säuren gereinigt, und nach weiteren vier Wochen, währenddem man die Uebergangszeit abwartete, lief das Leben des bergischen Städtchens wieder in geregelten Bahnen. Die Cholera hatte furchtbar gewüthet. Aber alles Grauen wurde erstickt von der Wunderwirkung, die man an den Pillen des lutherschen Pastors miterlebt hatte. Die Kirchen konnten die Dankgäste nicht fassen. Die Herzen wurden wieder warm, wenn einer von den Pflichten gegen Gott redete. Man gewann offenbar zum erstenmal im Leben wirkliches Verständnis für das Dasein Gottes im Menschenleben, der Tod hatte dem Leben weichen müssen.

Nach einer Anstandszeit von einigen Wochen schickte der Herr Kreisphysikus an den Pfarrer eine sehr höflich gehaltene Aufforderung, ihn gelegentlich mal zu besuchen. Der Gottesmann kannte seine Leute und machte sich gleich auf den Weg.

„Nun, nun, so eilt die Sache gerade nicht, verehrter Herr Pastor. Aber weil Sie einmal da sind — unter uns gesagt: Ihre Cholerapillen waren famos gemischt. Es ist nur gut, daß die Lemper Kranken nicht ahnten, woraus diese Wunderpillen bestanden. Hätten die geahnt, daß man ihnen gestrimmelte Schwarzbrotkrume eingegeben, wahrlich, ich glaube nicht, daß Sie einen einzigen Cholera-kranken kuriert hätten. So hingebend glaubt ein Lemper Kind auch den Pfarrern nicht!“

Der alte Kreisarzt war ein sogenannter saugrober Kerl, aber er verstand was. Darum hielt man auf ihn, besonders auf den umliegenden Bauernhöfen, wo die Grobheit auf den Hecken wuchs. Der alte Herr grinste so härbeißig; am Ende sollte es gar nicht so unfreundlich aussehen.

„Die gestrimmelte Schwarzbrotkrume tut's allein allerdings nicht, Herr Kreisphysikus,“ gab der Pfarrer ruhig zur Antwort.

„Ei freilich, der Aberglaube hat's getan oder die Suggestion oder der leibhaftige Teufel; schließlich kommt alles auf das:

selbe heraus. Jedenfalls haben Sie der Stadt gegenüber sich auf ewige Zeiten ein Denkmal erworben. Wer weiß, ob die Herren Kollegen von der Medizin bei ähnlicher Gelegenheit nicht auch zu solchen Suggestionsturen greifen werden! Die Geschichte ist da nicht neu, aber die Deutschen haben sich bisher mißtrauisch dazu verhalten. Am Ende bauen wir in Zukunft gar ein Institut für Hypnose!“

„Ich frevle nicht gern, Herr Kreisphysikus; aber es wäre mir interessant, zu erleben, welche Wirkung meine Cholerapillen auf Sie machen würden, wenn Sie von dem unerbittlichen Arm des grauen Todes gepackt und an den Rand des Grabes geschleift würden.“

„Naja, das ist es ja eben, wenn man am versaufen ist, dann greift man bekanntlich nach dem berühmten Strohhalm. So ist es gar nicht ausgeschlossen, daß ich in der Choleraqual ebenfalls an die Wirkung Ihrer Pille glaube und geheilt würde, warum nicht! Es ist nichts anderes, als eine ganz natürliche Reaktion!“

„Haben Sie schon gehört, daß jemals ein Ertrinkender durch den Griff nach dem berühmten Strohhalm gerettet wurde, Herr Kreisphysikus?“ fragte der Gottesprediger tief-ernst.

„Ach, so meinen Sie das!. Aber Sie wollen doch nicht behaupten, daß ihre gestrimmelten Schwarzbrotpillen die wunderthätige Eigenschaft haben, die Cholera zu heilen? Strohhalm ist und bleibt Strohhalm, so oder so!“

„So ist es. Ebenjowenig wie der Strohhalm, so hat meine Pille ein Wunder getan. Wunder tut nur der ewige Gesetzgeber des Wunders: Gott. Derselbe Gott, der durch meine Brotkrume mehr als hundert Sterbende gerettet hat, weil sie an ihn glaubten in ihrer Todesgewißheit. Derselbe Gott wird Sie in ähnlicher Lage sterben lassen, weil Sie nicht an ihn glauben!“

„Na, wissen Sie, verehrter Herr Pastor, auf dieses heikle Gebiet verirrt sich ein Mann der exakten Wissenschaft nicht gern! Sie haben, wie gesagt, der Gemeinde und dem Staat einen großen Dienst geleistet. Ich habe mit dem Herrn Landrat gesprochen; man wird Sie gern zur Dekoration vor-

schlagen. Ihre sämtlichen Knopflöcher sind ja noch unbesetzt, wo Ihr Kollege von der römischen Fakultät längst von Adlersflügeln getragen wird.“

„Ersparen Sie sich und mir die Enttäuschung, Herr Kreisphysikus. Unserem fehlt das Verständnis für solche Sachen.“

„Stolz lobe ich mir den Pfarrer; a la bonheur; ich hätte Ihnen gern den roten Adler gegönnt.“

Die Herren trennten sich also wieder, der eine mit diesen, der andere mit jenen Gedanken. Vielleicht ahnte der fromme Gottesfurchtprediger, daß in späteren Zeiten, wo er selber längst unter dem Rasen lag, der Herr Kreisphysikus mit seinem bedeutend angewachsenen Arztestab ratlos vor der Seuche der roten Ruhr stand und mit einem Lächeln des Galgenhumors zu denselben Schwarzbrotpillen griff, ohne auch nur einen einzigen Ruhrkranken retten zu können, schließlich selber unter Fluchen und Wettern starb.

Der lutherische Pfarrer war gegen alles Menschliche stark und unempfindlich und ging seinen Weg still fürbaß und lobte Gott.

In einer stillen Abendstunde fragte er seinen Schüler Hans, was er sich bei der Pillengeschichte gedacht habe.

„Ich kann die ganze Geschichte wohl begreifen, Herr Pastor; wenn ich einmal Pfarrer bin, werde ich es, so Gott will, genau so machen!“

„So Gott will, wirst du einmal ein auserwähltes Rüstzeug zum Preise Gottes und zum Nutzen der Menschen werden, mein Sohn. Du hast die Gnade des unerschütterlichen Glaubens.“

\* \* \*

Im Verlauf des Sommers sprach der Nachtwächter Jakobi wieder mal im Pastorat vor. Er mußte schon was ganz Besonderes zu sagen haben, sonst suchte er den vielbeschäftigten Gottesmann möglichst zu schonen. Desto lieber wurde er aufgenommen. Frau Therese brachte eigenhändig ein Täschchen guten Tee und Hausgebackenes, und zuletzt schmauchten die beiden Männer eine Zigarre. Der alte Jakobi sah neben dem hochgewachsenen Pfarrer mit dem wallenden Gelehrten-

haar ziemlich klein aus; darum mußte die Frage der Lies an die Pfarrfrau auffallen: „Habense auch schon gesehen, wie der Herr Pastor und der Jakobi sich gleichen?“

Der Pfarrer hörte das und hatte eine ganz merkwürdige Antwort darauf: „Wissen Sie denn noch nicht, daß wirkliche Gotteskinder Blutsbrüder sind, liebe Frau Liese? Die Bruderschaft schaut aus den Augen; man kann sich nicht gut versehen.“

Dann wandte er sich an den Besuch. Der wollte eine ganz bestimmte Frage stellen, wie er sagte:

„Meinen Sie, daß der Gläubige auch eine geistige Stellung zu den Tieren haben kann, Herr Pastor?“

„Das will ich meinen, Freundchen. Wie sollte der Gerechte sich sonst seines Viehs erbarmen müssen, nach der Schrift?! Ich fürchte, daß dereinst mancher Mensch vor dem Thron des ewigen Richters stehen und erstaunt aufhorchen wird, wenn die Kreatur ihn verklagt wegen Unbarmherzigkeit und Unvernunft!“

„Ja, dann habe ich auch vollständig recht und behaupte: Ihr Hans Kropmann hat den kranken Hund meines Sohnes gesund gebetet.“

„Sie meinen unsern jungen Hans?“

„Eben den. Sie wissen doch, daß mein Enkel Fritz und der Hans Freunde sind. Der Vater des Fritz, mein Sohn, ist einer von den Knippshildschen Genossen, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß er deswegen sein Tier quält, so komme ich doch nicht darüber weg, daß das damit zusammenhängt. Der Karo leidet seit seinem letzten Jungewurf an einer schweren Bauchfellentzündung, liegt über eine Woche lang in seiner Hütte und jammert und kann sich kaum bewegen. Mein Sohn hatte schon die Pistole geladen, um ihn totzuschießen. Da schleppte der Fritz, mein Enkel, Ihren Hans herein auf den Hof und ist ganz außer sich, denn der Karo war sein Spielkamerad von klein auf.“

„Wollen Sie denn das arme Tier umbringen?“ fragte der Hans.

„Das siehste wohl. Was soll man mit dem kranken Köter anfangen, oder meinst du, ich reiste mit dem Beest nach

Elberfeld zum Viehdoktor und bezahlte ein halb Vermögen dafür? Das fehlte in dieser Hungerszeit noch, wo der Mensch kaum weiß, woher er die Kost für seine sechs Bälge herbringen soll!“

„Ich bitte Sie herzlich, Herr Jakobi, lassen Sie das Tier heute noch leben; ich glaube, daß er auch so durchkommt; Sie können dann ja morgen noch —“

„Darauf kommt es mir nicht an. Am Ende hasde Cholerapillen bei dir, was? Aber die Cholera hat das Beest nicht; du siehst doch, daß der ganze Bauch vereitert ist.“

Damit verließ mein Sohn den Hof, und die beiden Jungen waren mit dem Karo unter sich. Ich selber habe ja nicht zugeschaut; der Fritz erzählte es mir brühwarm. Denken Sie nur, der Hans schaut das Tier an und sagt: „Lieber Vater im Himmel, du hast auch den armen Karo erschaffen; wenn du willst, dann wird er heil. Da er selber nicht an dich glauben kann, will ich es für ihn tun; lieber Gott, ich glaube, daß du ihm durchhilfst. Amen.“

Jawohl, genau so hat der Fritz es mir berichtet. Das Tier aber lükt den lieben Burschen an mit einem Blick, wie ein leibhaftiger Mensch seinen Helfer ankuckt, gibt das Jammern auf, streckt sich auf den Sack aus, den der Fritz herbeigeht hat und schläft ein. Im Lauf des Nachmittags kommen die Jungen wieder zu der Hütte. Der Karo liegt behaglich da und schnarcht. Die so furchtbar geschwollene Brust ist beigestiegen und heilt aus. Heute läuft das Tier wieder auf dem Hof herum, und wenn Ihr Hans sich nur an der Hecke blicken läßt, jubelt der Karo ihm entgegen, wirklich jubeln tut er; es ist gar kein Kleffen mehr, ein wirklicher Jubel; das habe ich nun selber gesehen und gehört. Ist das keine kuriose Geschichte, Herr Pastor?“

„Es ist nicht kurioser als alles, was aus dem Heiligtum kommt. Ueber meinen lieben Jungen aber freue ich mich herzlich; er hat in der Tat die Gnade des unerschütterlichen Glaubens; das kann nicht jeder Christ von sich sagen.“

„Gewiß, ja; an dem werden wir noch was erleben; das habe ich immer gesagt. Bloß schade, daß unsereins so alt ist! Den Jungen möchte ich als Mann sehen.“

„Sie sind ja selber ein lebendiges Wunder Gottes, alter Freund. Wissen Sie das denn nicht?“

„Ich weiß es wohl. Ich vergesse nie und nimmer, daß ich am Rande des Todes lag. Aber ich bin keine besonders fruchtbare Kebe gewesen. Mein armer Sohn gehört zu den Knippsschildschen Genossen; sogar sein Junge, mein Enkel Fritz, der Lausbub, schwätzt bereits Worte, die auf dem Knippsschildschen Mist gewachsen sind. Er hat es von seinem Vater, meinem armen Sohn. Es ist eine ganz kuriose Gesellschaft, diese Parteigenossen. Bevor damals die Cholera ganz Lempe auf den Kopf stellte, mußte ich mich nachts schwarz ärgern über den Spektakel; es ging mir immer wider den Strich, wenn ich an der Gasse vorbeipatroullierte; es war, als wenn ganz Lempe seine Großmäuler hier in Parade führen wollte. Mein armer Junge hielt Vorträge über „Gott als Erfindung der Kulturmenscheit“ und was noch. Dann kam die Cholera und stellte das ganze Lemper Nest auf dem Kopf. Die Leute lagen krank auf den Gassen; die Knippsschildsche Bude wurde leer und still. Der Fritz erzählte sogar, daß die meisten der Genossen in die Kirche gelaufen und mit gesungen und gebetet haben. Die pure Todesangst trieb sie dazu. Und heute lese ich an dem Fenster einen großen roten Zettel, dadrauf steht: „Einladung zum Vortrag des Genossen Quampe aus Elberfeld. Thema: Die Cholera, ihre wissenschaftliche und soziale Ursache und Heilung.“ Der Genosse Quampe ist ein gut Lemper Kind und hat das Schneiderhandwerk gelernt, wie ich das Schusterhandwerk. Ich hätte große Lust, mir einmal die Wissenschaft dieses großen Lemper Genies anzuhören. Es ist ja doch der reine Spott, wenn man die grauenhafte Not selber erlebt hat und gesehen hat, wie der ewige Gott sein Wunderwerk gerade in den schwersten Nöten am herrlichsten wirkt. Wissen Sie, Herr Pastor, was die Lemper Weibsleut über Sie sagen, Herr Pastor? Sie könnten heren und ständen mit dem leibhaftigen Gottseibeius im Vetterbund. Und die Knippsschilds Genossen sagen, im Grunde sei nichts anderes an der Cholerabeilung schuld, als die Willensenergie der Sterbenden zum Leben.“

Willensenergie der Sterbenden zum Leben! Ich habe an der Cholera gelegen und müßte doch auch was von dieser Sache gemerkt haben, nicht wahr? Ich weiß besser, was das mit den Knippsschildischen Wissenschaften ist: es ist der alte böse Geist, der auf dem Lemper Berg liegt und die Menschen verhetzt gegen Gott und die Ordnung. Man will jetzt auch die Arbeit hinschmeißen, um einen achtsündigen Arbeitstag und den doppelten Lohn zu erzwingen; das nennt man dann Streik. Dieser böse Geist wird uns allen noch zu schaffen machen; das sehe ich kommen, so gewiß wie den Abend am Tag.“

„Ein böser Geist braucht bei der Streiksache nicht gerade im Spiel zu sein, lieber Freund Jakobi. Wir müssen, besonders bei der Arbeiterbewegung, genau auf den Grund der Dinge gehen, sonst versehen wir uns leicht. Jeder Mensch ist naturgemäß darauf aus, mehr Lohn zu bekommen, und wessen Lage wäre wohl verbesserungsbedürftiger, als die der Lemper Fabrikarbeiter?“

„Es ist was daran, ganz gewiß, Herr Pastor; es ist was daran. Ich bin selber ja von Hause aus Arbeiter und kenne die Verhältnisse, und wenn es sich bei dem Streik allein um Bendermann und Kubik handelte, wollte ich nichts dabei finden. Die Arbeiter werden dort behandelt, daß einem die Galle übergehen muß, wenn man daran denkt. Aber es gibt doch auch andere Werke in Lempe, und, naja, und schließlich gibt es doch eine Obrigkeit, ein Bürgermeisteramt, einen Landrat, einen König. Die Arbeiterschaft darf doch um alles in der Welt nicht auf eigene Faust drauf aus sein, sich andere Verhältnisse zu erzwingen; das wäre ja der Sieg der Knippsschilds Genossen. Ich bin selber Beamter; man muß mir nicht mit solchen achtundvierziger Geschichten kommen.“

„Sie gehen von ganz verkehrten Anschauungen aus, lieber Freund! Die Obrigkeit ist keineswegs dazu da, die Arbeitsverhältnisse der Massen zu ändern; die hat ganz andere Aufgaben. Glauben Sie denn zum Beispiel, daß Sie, der Herr Nachtwächter von Lempe, oder der Herr Landrat oder der Regierungspräsident oder Bismarck oder der Kaiser oder der

Papst die Lage der Millionen deutscher Arbeiter zurechtbringen könnte?“

„Ja, um alles in der Welt, wer ist denn sonst dazu da? Das geht mir denn doch gegen die klare Vernunft.“

„Glauben Sie, daß die Regierung auch nur den Willen oder gar ein Interesse daran hat, dem Arbeiter zu seinem einfachsten und natürlichsten Menschenrecht zu verhelfen, zu dem Recht, sich satt zu essen, seine Kinder anständig zu kleiden, zu nähren und zu erziehen und schließlich zu dem Recht auf anständige Behandlung? Sie sagten ja selber, daß Herr Kubik seine Leute nicht gut behandeln soll, und das wird auch so sein; ich kenne den Mann. Wer soll hier Wandel schaffen, anders als der Arbeiter selber? Ueber alles aber gibt es noch ein ewiges, göttliches Gesetz, das die Grundrechte jedes Arbeiters, wie jedes Menschen bestimmt: das Gesetz Christi: Liebet euch untereinander! Das ist entweder eine Phrase, oder es ist ein gewaltiger Lebensinhalt, und da der ewige Gott keine Phrasen gedroschen hat, wird es sich mit dem andern schon so verhalten. Wenn der Herr Kubik die Leute, die ihn ernähren und reich machen, nach diesem Grundsatz behandelte, würde er sie als seinesgleichen ansehen, ihnen christliche Herzenswärme entgegenbringen; wie brauchten die Leute dann zu streiken, um eine menschenwürdige Behandlung zu erzwingen? Daß sie bei fünf Taler oder fünfzehn Mark Wochenlohn gerade heute, in der Hochkonjunktur auf einer fünfzigprozentigen Lohnerhöhung bestehen, finde ich ganz in der Ordnung und bescheiden. Sie und ich würden in derselben Lage ebenfalls streiken, alter Jakobi.“

„Nein, nein, verehrter Herr Pastor, das würde der alte Jakobi ganz gewiß nicht tun; da versehen Sie sich an mir. Der alte Nachtwächter streikt nicht; der gehorcht und verlangt Gehorsam. Meine Vorgesetzten wissen, was sie an mir haben und wissen auch, ob ich mehr verdienen muß. Da ist mit dem alten Nachtwächter nicht zu spaßen. Ich bin Beamter und auf mein Tuthorn genau so stolz wie der Kaiser auf sein Reichszepter. Und so sehr ich auf die ewige Seligkeit hoffe, so behalte ich mir doch aus, daß man mir im Sarg meine Sonntagsuniform anzieht.“

„Ja, ja, das alles erscheint mir ganz und gar begreiflich, aber nur begreiflich, weil ich Sie kenne, mein Guter, nicht weil ich es Ihnen nachmachen würde! Was zum Beispiel nachher aus meinem toten Fleisch wird, wissen die Würmer am Ende besser als ich; aber das lebendige Leben hat Pflichten und Rechte, beides muß sich die Wage halten. Wenn eine Regierung groß und weise genug ist, um einem Arbeiter einige Rechte mehr als Pflichten zu gönnen, dann ist sie auf dem besten Wege, eine christliche zu werden! Bis heute haben wir in der Welt noch keine christliche Regierung, auch in Preußen und Deutschland nicht. Mein braver Hans hält es ausgesprochenemmaßen mit den Armen. Ich gestehe, daß er mir darin zum Erzieher geworden ist und habe ihn drum desto lieber.“

„Schließlich kriegen die Knippsschildschen Genossen noch bei dem lutherschen Herrn Pastor Recht, nicht wahr? Bei dem römischen kriegen sie es nicht; dafür kenne ich den.“

„Jedenfalls bin ich nicht mit dabei, wenn man ihnen ihr Recht absprechen will, für die Bessergestaltung ihres Erden-schicksals zu kämpfen. Nur schade, daß sie es nicht in Gottes Namen tun; so würde es viel besser wirken.“

„Sie meinen, in Gottes Namen sollten die Spinner und Walker der Firma Bendermann und Kubik streiken, Herr Pastor?“

„Es wird einmal eine große Zeit über Deutschland kommen, lieber Jakobi. In dieser Zeit wird der Christenmensch durch die heidnischen Giermenschen gezwungen werden, in Gottes Namen ums tägliche Brot zu streiten. Der Streik ist nichts anderes, als eine Form dieses Streites, nicht besser und nicht schlechter, als jeder andere natürliche Kampf ums Dasein. Ich sage Ihnen, gewöhnen wir uns früh genug daran, denen, einem jeden, sage ich, im Kampf ums Dasein nicht in die Fügel zu fallen; es wäre eine schwere Versündigung an Christi Gesetz: Liebet einander! Ich sage Ihnen: das junge Deutsche Reich wird nicht alt werden, wenn es den Arbeitsmann daran hindert, gegen die Gierbestie ums tägliche Brot und die natürliche Menschenwürde zu streiten.“

„Herr Pastor, wenn ich Sie nicht kennte, ich weiß nicht,

was ich sagen soll. Es wird mir ganz konfus bei Ihnen; ich bin fast drauf und dran, an Ihrer Gotteskindschaft irre zu werden.“

„Sehen Sie, wie unterschiedlich die einfachsten Wahrheiten wirken? Ich habe Sie nach wie vor als Bruder in Christo lieb und entdecke nicht die Spur Fremdartiges an Ihnen; denn wer wollte sagen, daß er nicht zum Irrtum neigte? Es ist das Herrengesetz Satans über das Fleisch, daß er den Menschen an dem Guten irre werden läßt.“

„Wenn ich nicht städtischer Nachtwächter wäre, verstünde ich Sie am Ende besser, Herr Pastor.“

„Ein gerader und braver Nachtwächter sind Sie; das ist Ihr ganzes Geheimnis.“

#### Viertes Kapitel.

Die Tuchfabrik Bendermann zählte zu den ältesten bergischen Firmen, war die vornehmste und lieferte ihre feinen Lemper Tuche über die ganze Erde hin. In jüngster Zeit war auch der verwaiste Larsch'sche Fabrikbetrieb in ihren Besitz übergegangen, zugleich mit dem Eintritt des Herrn Kubik als stiller Teilhaber. Durch diese Verschmelzung der beiden größten Tuchfabriken am Platz verdoppelte und verdreifachte sich der Einfluß der Firma Bendermann auf dem internationalen Tuchmarkt; der allgemeine industrielle Aufschwung nach dem großen Krach in den siebziger Jahren schien sich besonders in der Tuchfabrikation zu verdichten. Wer die werdende Zeit begriff, die rechten Maßnahmen zu treffen verstand, der wurde in jener Aufschwungszeit zum Millionär. Seit jener Aufschwungszeit hat Lempe seine Millionäre; einer derselben war der Chefbesitzer der Firma Bendermann, Herr Kommerzienrat Georg Bendermann. Man nannte ihn allgemein den Bendermanns Israel, nicht nur weil er trotz seines evangelischen Kirchenbekenntnisses einem echten Juden glich, sondern weil sein ganzer Innenmensch auf den Mammon, auf den rücksichtslosen Mammonserwerb gestimmt war. Aus diesem Grunde hatte er auch den Kaufmann Kubik in die

Sirma aufgenommen, sonst hätte er keinen Teilhaber gebraucht.

Herr Bendermann hielt sehr darauf, daß ihm keiner, wie man in Lempe kurz sagt, etwas am Zeug flicken konnte, ihm etwas „nachsagen“ konnte. Ihm persönlich wenigstens nicht. Im Betrieb ließ er sich nur sehr selten blicken. Die ganze Last der Arbeit lag auf den Schultern seines Direktor Josten, des früheren Larsch'schen Werkmeisters. Das war ein ebenso feiner Tuchfachmann, wie ein Draufgänger im Verkehr mit den Arbeitern. Wer ihm am besten aufs Wort zu gehorchen verstand, der fuhr am besten bei ihm.

Die altgewohnten Arbeitslöhne bei Bendermann waren so, daß die Leute neben dem täglichen Brot auch „eine Pfeife schwarzen Dorps-Tabak“ vergnüglich schmauchen und hie und da auf einem gelegentlichen Saufgelage den letzten Groschen in Braselmanns Schnaps verzehren konnten. Herr Direktor Josten nannte das Herrn Bendermann gegenüber das eberne Gesetz, und der Chef gab ihm recht. Unter dem ehernen Gesetz lebten die Lemper Arbeitsmenschen das Leben eines in englisch Lederhosen und blauleinernen Kittel gehüllten Tiers. Der Ton der Lemper Straße, besonders in den drei Tagen Samstag, Sonntag und Montag, klang unangenehm im ganzen bergischen Lande. Die Lemper bildeten sich auf den Namen „Lemper Totschläger“ viel ein, viel mehr als andere auf den Namen anständiger Leute.

Schon ausgangs der sechziger Jahre hatte Ferdinand Lassalle in Lempe Triumphe gefeiert. In den ersten siebenziger Jahren, nach dem Neubau des Deutschen Reichs, flogen aus dem Wuppertal revolutionäre Ideen und Gedanken auf den Lemper Hügel, um die Arbeiterherzen heiß zu machen. Es war die Zeit, wo Herr Josten Direktor bei Bendermann wurde. Die Köpfe blieben vor der Hand noch sehr in Reserve; man wußte, was man hatte, aber nicht, was man kriegte. Und als die Herzen einmal heftig aufbegehrten, berief Herr Josten sich auf sein ebernes Gesetz, blieb allen Aufbesserungsbestrebungen gegenüber hartnäckig und gab dadurch auch den andern Lemper Fabriken einen Rückhalt; denn was bei Bendermann galt, das galt bei allen. Wo Bendermann

nichts änderte, da änderten die andern vollends nichts. Und so blieb alles beim alten, bis sich die Revolutionspartei in dem Knippsschild'schen Lokal festsetzte, gewissermaßen die Unruhe in Permanenz erklärte. Schließlich tauchte dann das Wort Sozialismus und Sozialdemokratie auf, wie ein fremder Vogel. Man verstand sich im Lemper Volk viel mehr auf den Gattungsnamen „die Knippsschilds“ als auf „die Sozialdemokraten“. Mit dem Namen Knippsschild bezeichnete man bald jeden Arbeiter, der sich gegen die überlieferte Ordnung und die Löhne auflehnte, also gegen das Jostensche eberne Gesetz Sturm lief.

Der vornehme Lemper Honoratiorensohn Herr Kubik war vom Schicksal berufen, einen Feldzug gegen die Knippsschilds zu eröffnen. Seine Taktik erregte sogar in dem starken Herzen des Herrn Josten Bestürzung. Unter seinem ehernen Gesetz, gelindert durch seine, wohl manchmal grobe Gutherzigkeit, hatten es die Arbeiter immerhin ausgehalten, nur hin und wieder einen kleinen Krach ausgeheckt und dann wieder das Maul gehalten. Der neue „Kompeljong“ brachte innerhalb der ersten acht Tage seiner Regierung die Maschine dermaßen in Unordnung, daß nicht nur die sämtlichen Arbeiter, sondern sogar Herr Direktor Josten seine Todfeinde wurden. Der Umschwung kam aus jener Stunde, wo der neue Chef dem Arbeitspersonal vorgestellt wurde. In jener Stunde sagte Herr Kubik mit einer Stimme, die nicht die Spur Herrenmäßiges an sich hatte, die sogar klang, als stecke das versöhnlichste Herz dahinter, sagte dieser neue „Kompeljong“ dem Direktor Josten ins Gesicht:

„Wir werden uns im Betrieb schon einigen, denke ich. Sie sind alt und haben außer den Lemper Spinnern und Walkern noch keine Leute unter den Händen gehabt. Sie repräsentieren uns noch das alte Lempe, und ich höre von meinem Teilhaber, Herrn Kommerzienrat Bendermann, daß Sie gute Zucht gehalten haben. Ehre, dem Ehre gebührt! Aber die Zeiten haben sich gründlich geändert. Sie sehen, wie wir unsern Betrieb ausgebaut und neugestaltet, modernisiert haben. Dasselbe wird auch im innern Betrieb geschehen, mein lieber Josten. Wir werden die uns unterstellten Arbeitskräfte ratio-

neller als bisher anspannen. Um das zu können, ist es notwendig, daß in das Arbeitsvolk ein anderes Tempo hineinbezogen wird. Sie werden schon noch sehen, wie ich das praktisch verstehe. Jedenfalls sind die Zeiten vorüber, wo dreihundert Arbeitsmenschen mit der guten und schlechten Laune des Direktors rechnen müssen. Es könnte uns sonst geschehen, daß die unzufriedenen Proleten uns über einer schlechten Direktorslaune den Betrieb überm Kopf stillsetzen. Das muß unmöglich gemacht werden. Ihr traditionelles ehernes Gesetz hat fortan bei uns keine Geltung mehr; fortan gilt nur noch die absolute Arbeit. Arbeit ist angewandter Gehorsam. Ich übernehme also fortan den Betrieb. Sie haben keine andere Aufgabe mehr, als meine Anordnungen zu befolgen! Nicht wahr, Sie haben mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Kubik!“

„Schön! Dann werden wir voraussichtlich miteinander auskommen. Mißverhältnisse in einer großen Fabrik kommen meistens aus dem Magen, nicht nur bei den Arbeitern. Denken Sie immer, wenn Sie über eine Ihnen unangenehm scheinende Situation nicht hinwegkommen können, daß Sie einen Magen haben. Und nun melden Sie den Leuten als meinen ersten Befehl, daß die verheirateten Walker wöchentlich eine Mark Lohnzusatz erhalten und daß ich ihr größtes Verständnis für diese Maßnahme erwarte. Und jetzt wollen wir arbeiten!“

Aus dieser Stunde kam der Umschwung, auch im Herzen des Direktors Josten. In sein Herrenherz mit der guten Laune flog ein grenzenloser Haß. Von selber, er hatte es gar nicht mal gewollt. Er befahl auf den nächsten Abend die Arbeiter in den großen Spinnsaal und machte sie mit den neuen Verhältnissen bekannt. Dabei stand er in einer ganz andern Haltung vor seinen Leuten als bisher. Nicht mehr der brutale Herrenmensch, der sich gern den Bart streicheln läßt, sondern der sinnende Berechner von Möglichkeiten, die noch keiner begriff, die aber deutlich in der Luft lagen. Er schloß mit den Worten:

„Und nun werdet ihr bald selber herauskriegen, welchen Tausch ihr gemacht habt. Bisher habt ihr gemeint, ich sei

euer Feind; ich denke, daß ihr den groben Josten noch als einen andern Mann kennen lernen sollt, und daß ihr euch die alte Zeit noch einmal mit Händen und Füßen zurückwünscht. Es wird sich jetzt auch herausstellen, wer ein Lump und ein Lappes ist und wer noch einen Funken von Ehrgefühl im Balge hat! Abtreten!“

Der nächste Tag war ein Samstag. Im Anippschildischen Lokal drängten sich die Bendermannschen Arbeiter und andere Kopf an Kopf. Ein Elberfelder Genosse hielt eine feurige Ansprache. Das Ergebnis des Abends war die Wahl einer Kommission. Diese sollte am nächsten Montagmorgen bei der Firma Bendermann vorstellig werden. Die Versammlung war anfangs sehr laut, wie gewöhnlich. Aber der Elberfelder Redner hatte die Massen bald in der Hand; aus den lauten Schreieren wurden stille Verschwörer. Man sah es deutlich an den vorgestreckten Köpfen der Älteren, dem draufgängerischen Lächeln der anderen. Die Lemper „Totschläger“ saßen auf beiden Seiten, mit zweierlei Gesichtern, aber mit ein und derselben Seele. Den einen war es blutiger Ernst, den andern eine blutige Kauferei. Den einen ging es gegen den Kopf, den andern gegen die Fäuste, und schließlich wuchsen alle Leidenschaften zu einem doppelten und dreifachen Haß zusammen gegen einen Feind, den Kapitalisten in der Bendermannschen Fabrik am Walkmühler Teich. Auf den hellen Sonntag spazierten darauf sämtliche vier Lemper und drei Kemmescheder Gendarmen, die Hand am Pistolenhalter, durch die Straßen der Stadt; in der Polizeiwachtstube spielten sechs stramme Polizisten Karten. Der neue Herr Polizeikommissar saß in seinem Büro auf einem der herbeigeholten Stadtratsesseln und las einen Roman.

Der Kirchenbesuch hatte in letzter Zeit wieder das alte Gepräge. Die katholische Kirche war, wie immer, dreiviertels voll, die reformierte wie gewöhnlich halbvoll. Pastor Krause predigte über sein altes Lieblingsthema: „Liebet euch untereinander!“ Er redete gewaltig, forderte von denen, die Macht haben, ein grenzenloses Maß von Verständnis und Liebe für die, die machtlos an die Mächtigen ausgeliefert sind.

Auch Herr Kommerzienrat Bendermann saß in der refor-

mierten Kirche, das heißt, er saß auf dem reservierten Sitz des Presbyteriums. Als der Gottesfurcht- und Liebeprediger die Worte gebrauchte: „Die Pflicht der Liebe zu einander ist eine Ehrenpflicht des vollwertigen Christen vor Gott und den Menschen; wer noch nicht die Höhen der Bruderliebe erklimmen hat und mit weiter Brust gen Himmel atmen kann, der ist nicht im Vollbesitze der Ehrenrechte vor Gott und der Gesellschaft und muß sich verkriechen vor jedem ehrlichen Christenauge!“ als der Pfarrer diese Worte gebrauchte, wandten sich die Augen der Andachtsgäste erstaunt zur Kanzel, denn in diesem Ton hatte der Pastor noch nicht zu ihnen geredet. Ein ganz feines Auge aber hätte in dem bartlosen, vornehmen Engländergesicht des Herrn Kommerzienrats Bendermann eine leichte Röte gemerkt, sich allerlei dabei gedacht, was sonst nicht in den Sinn jedes schlichten Lemper Bürgers gekommen wäre. Zum Schluß kam noch eine bisher ganz und gar ungewohnte Aufforderung des Predigers an die Gemeinde:

„Die Lieblosigkeit der Menschen schafft Armut und Jammer. Die Lieblosigkeit der Mächtigen an den Armen und Wehrlosen ist wie ein eiskalter Sturm, der den Hungernden vollends verderben läßt und die Wärme guter Herzen zu erstarren droht. Meine Lieben, ihr aus dem Stamme des ewigen Christus, wenn in den nächsten Tagen die Armut an eure Türen klopfen sollte, o, ich beschwöre euch: wendet eure ganze Gotteskinderehre auf und weiset keinen Bittenden zurück, weist keinen Armen an die Lemper Stadtkasse, droht keinem mit den Gendarmen, werft keinem die Pflicht zur Arbeit vor. Die Tage haben ihre eigenen Gesetze; es sind die Gesetze der ewigen Liebespflicht, die über allen Gesetzen ist. Ich beschwöre euch, meine Brüdern und Schwestern, weist dann keinen Armen von der Schwelle.“

Nein, in diesem Ton hatte der Pastor Krause noch nicht zu den Lemper „Lutherschen“ gesprochen.

In den beiden Nächten von Samstag bis Montag mußte auch der Nachtwächter Jakobi eine scharfgeladene Pistole umschmallen. Zum erstenmal in seiner Lemper Dienstzeit; denn er hatte das Jahr 1848 nur als Bursche mitgemacht. Das

Jahr achtundvierzig selber beherrschte nach wie vor sein rechtschaffenes Nachtwächterherz; er verglich alle politischen Erlebnisse seiner Laufbahn mit jenem tollen Jahr und hatte immer Stoff zum Nachdenken. An das tolle Jahr dachte er auch, als er in kalter Herbstnacht, in seinen dicken Mantel gehüllt, durch die Lemper Gassen schritt, die Stunden abtutete, Ausschau halten mußte nach jenen Gefahren und Möglichkeiten, die der Herr Kommissar so deutlich auseinandergesetzt hatte. Aber es blieb auf den Gassen ruhig, sogar viel ruhiger als sonst, wo der und jener benebelte junge oder alte Lemper Spießbürger nach Hause wankte, sein fideles Lied dazu piffte oder sang.

Am Montag früh stand der Herr Direktor Josten am großen Fabrikportal und brütete finster vor sich hin, denn außer den Kesselheizern, den Abteilungsmeistern und einer Herde junger Frauenzimmer trat kein Mensch zur Arbeit an. Er tat so, als bekümmere er sich nicht um die vielsagenden Mädchen Gesichter, obgleich die deutlich genug verrieten, wie sie mit den streikenden Männern unter einer Decke steckten. Pünktlich auf die Minute befahl er das Tor zu schließen.

Um acht Uhr erschien bereits Herr Kubik, ließ sich von dem Direktor den Rapport erstatten. Der „Kompeljong“ blieb ruhig und vornehm, wie immer. Herr Josten erklärte kurz und bündig: „Die Bande scheint zu streiken; das habe ich geahnt.“ Weiter kam er nicht. Herr Kubik machte eine vornehme Handbewegung und verließ das Büro.

Herr Kommerzienrat Bendermann lebte überhaupt ziemlich jenseits des Betriebes. Er kam sonst nur nachmittags auf einige Stunden in das Hauptbüro, überslog die Zahlen der bereitgelegten Bücher, wanderte einigemal durch die Kontorräume und vertiefte sich schließlich in seinem Privat-arbeitsraum in die Börsenberichte. Heute stellte er sich früher ein. Um zehn Uhr fuhr er in seinem feinen Wagen vor und verschwand im Werk. Um elf Uhr wurde die große Portierglocke gezogen; vor dem Pförtner standen sechs Arbeiter und verlangten nach dem Chef. Der Pförtner meldete es weiter und kurz darauf empfing Herr Kubik die Deputation in seinem Privatkontor. Er war sehr ungnädig.

„Nun, was ist los? Macht es möglichst kurz; ich habe keine Zeit und auch keine Lust zu Extratouren!“

„Wir sind beauftragt, Ihnen die Ansprüche der Arbeiter vorzubringen! Wenn Sie erlauben, lese ich sie vor.“

Der Sprecher war einer der besten Spinner, ein Mann in den Dreißigern, der Kempers Luis. Er gab sich etwas Haltung, verlas die kurz und bündig gefaßten Ansprüche. Man merkte ihnen die Knippschildische Erziehung an.

„Die Zeit ist teuer; die Konjunktur ist besser als jemals; die Familienpflichten der Arbeiter heischen Berücksichtigung. Die Löhne der Bendermannschen Fabrik sind den höherentwickelten Anforderungen der Zeit nicht mehr angemessen, darum ersuchen die unterschriebenen zweihundertfünfzig Mann um folgendes: Es wird eine allgemeine Lohnerhöhung um fünfzig Prozent, eine allgemeine Arbeitszeit von acht Stunden und eine menschenwürdigere Behandlung der Arbeiter und Arbeiterinnen angestrebt. Die unterzeichneten Arbeiter sind willens und durch Unterschrift verpflichtet, auf der Gewährung ihrer bescheidenen Forderungen zu bestehen und gegebenenfalls nicht weiter zu arbeiten, bis dieselben genehmigt sind.“

Zum Schluß folgten die Namen der Unterzeichner.

Herr Kubik war ruhig, vornehm geblieben. Als der Kempers Luis seine Sache ausgerichtet hatte, erwiderte er, ohne die Miene zu verziehen und ohne den Ton zu ändern:

„Ihr habt euren Auftrag erledigt. Damit ist auch für mich die Sache erledigt. Das Sprichwort sagt: Wer sich in Gefahr begibt, kommt drin um! Das heißt in gut Deutsch übersetzt: wer morgen früh nicht pünktlich am Tor erscheint und arbeiten will, der ist entlassen und wird nie wieder aufgenommen! Guten Morgen!“

Damit ließ er die Deputation stehen. Die Leute sahen sich an und gingen. Die Blicke, mit denen sie sich gegenseitig studierten, waren geheimnisvoll, suchend, tastend. Das verhaltene, freche, verlegene oder zerschlagene Lächeln hatte einen einzigen Grund Sinn: die Erinnerung an das tolle Jahr 1848, an das Jahr, wo die Kemper Revolutionäre den Herrn Landrat kreuzweis auf die Tür seines Büros nageln wollten.

und es ganz gewiß getan hätten, wäre er nicht durchs Fenster gesprungen.

Auf dem Flur blieben die Sechs stehen. Es war wegen der Frage des Kempers Luis: „No, wat sagt'r dann nu, wat?“

„Dat frag ich au!“

„Söll m'r nech en Pielhacke nehmen on die ganze Kautefamenhauen?“

„Unsinn, dat bat nix; hie gelt nix wie dörhalen, nix wie durchhalten, streiken!“ So kommandierte Kempers Luis, und das entschied. Allerdings kam es zwischen Verwaltungsgebäude und Fabrikportal noch zu allerlei Gedankenstößen.

„De Schubijal will uns einfach zwingen; de verfluchte Schubijal!“

„Eben dat sag ich auch. Der rechnet damit, dat wir nix ze beißen haben, dat wir bald zu Kreuz kriechen. Aber wenn et so weit is, dann riskier ich einige Jährkes Zuchthaus; dadrauf kann de Kujon sich verlassen. Nee, son infamer Kujon! Wenn ich bloß an die Augen von dem Kerl denk!“

„Ja, dat is wahr; die Jalle jehet einem noch über!“

An den großen Eisenrahmensestern standen die Frauenzimmer und gafften mit vorgestreckten Hälsen. Das machte die Deputation vollends verbissen.

„Ich pack gleich en Pflasterstein auf und schmeiß dem Kerl die Kontorfenster in Splittern!“ sagte Hummels Hermel und tat wirklich, als wolle er sich nach einem Stein umsehen. Aber der Kempers Luis brauchte nur ein Wort zu sagen: „Ich rat dich, mach keine Siffematenten! Du willst uns woll den ganzen Kompaß verderben!“

„Nee, dat will ich nit, Luz; aber die Scheiben schmieß ich dem Kerl doch gern kaput!“

Am Portal stand wieder der Direktor Josten und schaute unter seinen dicken Augenbrauen die Leuten an.

„Wollt ehr wieder raus, Leute?“ fragte er fast kordial.

„Jawoll, Herr Direkter, wir jehen widder!“

„Also!“ Der Pförtner mußte den Torflügel aufziehen, und die Streikkommission verschwand, ruhig, verbissen, voller Galle.

So herrschte bei Bendormanns der Streik. Der Betrieb wurde stillgelegt; außer den Angestellten durfte keiner bleiben.

Das Kemper Kreisblatt brachte eine kurze Notiz:

„Streik! Zum erstenmal, seit Menschengedenken, hat das stille, gewerbefleißige und sittsame Städtchen Lempe den Streik. Bei der Firma Bendormann am Walkmühlerteich haben über zweihundert Spinner, Walker, Weber, Rauher, Färber und Püger die Arbeit niedergelegt, weil ihre Forderung: fünfzig Prozent Lohnerhöhung und achtstündiger Arbeitstag abgelehnt werden mußte. Es ist nach unsern Informationen an zuständiger Stelle ausgeschlossen, daß der Ausstand sein Ziel erreicht. Um unangenehme Störungen und unerbittliche Folgen zu verhüten, raten wir dringend und im Interesse der Allgemeinheit zur Ruhe. Die Sicherheitsorgane haben strikte Anweisung, die Ruhe mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten. Für besondere Fälle ist der militärische Schutz der zunächstliegenden Garnisonen gesichert. Uebrigens meinen wir, daß die Sache durchaus nicht zum Extremen zu kommen braucht. Wir denken und hoffen, daß die hochehrenwerte alteingesessene, mit dem Schicksal der Stadt eng verknüpfte Firma Bendormann schon noch die rechte Formel finden wird, die Streikenden zu belehren. Denn, und das müssen wir ehrlich betonen, die Forderungen der Streikenden erscheinen uns reichlich romantisch, wir wollen nicht geradezu sagen revolutionär. Also Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Alles andere wird sich bei etwas gutem Willen auf beiden Seiten schon finden.“

In der Knippsschildschen Parteikneipe fanden täglich Sitzungen statt. Die sechs Deputierten als Streikleitung saßen gestiefelt und gespornt, das heißt im Sonntagsanzug und den netten bergischen Janellavorhemden um den Bürotisch, schmauchten aus den ebenfalls echt bergischen „schwanken“ Pfeifen, etwa einen Fuß langen, elastischen, mit feindemalten Porzellanköpfen, Quasten und Troddeln gezierten Rauchwerkzeugen, die der Kemper Junge nur Sonntags benutzt. Vor jedem der „Aktiven“ stand sein persönliches Stammsidel mit gutem Elberfelder Bier. Lempe hatte damals noch keine eigene Brauerei. So konnten die Führer es aushalten. Dann und

wann, wenn die Sache langweilig wurde, goß man sich einen „Brasselmanschen Klaren“ hinter die Binde.

„Et mot mek enen henger de Binde geiten!“ Das war so viel gesagt: „Sole der Kuckuck die ganze Geschichte; der Krempel wird mir zu langweilig. Ich trinke mir einen Klaren; mag es kommen, wie es will!“

Nur der Kempers Luis blieb gemessen. Auf ihm lastete die ganze Verantwortung. Er hatte mit den Elberfelder Genossen den Streikplan ausgearbeitet, hatte die Elberfelder für den ersten bergischen Großstreik interessiert, hatte die andern mobil gemacht, hatte den Mund recht voll genommen und saß nun inmitten seiner Mitverschworenen, sah die Sache schief gehen.

„Wenn mi die Sake bloß nech schief geiht, Lui!“ sagte der Püger Schmitz, der eigentlich gesetzteste der Sechs. Er sagte es dann und wann und oft genug. Dem Führer ging es auf die Nerven.

„Die Sache jeht nicht schief; wie kann die schief jehen! Aee, die jeht nie on nimmer schief; es kommt nur auf die Solidarität der Genossen an!“ So kommandierte Kemper im bekannten Brustton der Ueberzeugung. Wenn er diesen Ton hatte, dann glaubte man ihm; sonst machte man sich gern Gedanken über die Machtvollkommenheit des Kameraden von der Spinnmaschine.

Man saß, redete, schwatzte, räsonierte, ärgerte sich, machte sich Illusionen, rechnete eine Zeitlang mit heldenhaften Möglichkeiten, von denen die ganze Welt reden sollte und wurde schließlich kopfbängerisch, denn nichts von allem geschah, was geschehen mußte. Die Weiber daheim bekamen ja diesmal keinen Wochenlohn. Die Sechs hatten das vorhergesagt, darum war es nichts Neues. Man richtete sich ein, pumpte auf acht Tage, nahm eher etwas mehr als zu wenig nach den Verhältnissen bemessen. „Geborgt Brot ist auch Brot, aber es bringt den Durchfall,“ heißt es in Lempe.

Auf die Garantie der Sechs und vor allem des Kempers Luis lebte man wie auf des Kaisers Wort. Anfangs auch die Weiber. Es gab unter ihnen Leute, die felsensfest überzeugt waren von der Gerechtigkeit der Streikforderungen und

dadurch den andern, den Zweiflern und mit Kindern Gefegneten, das Rückgrat stärkten. Man aß sich satt, lag in den damals noch sehr elenden Lemper Arbeiterwohnungen unterm Dach oder auf den umliegenden kleinen Gehöften Engelfusen, Tackermöhl, Oewerfeil, am Lausberg, auf Zukenberg und wo und erzählte sich Wippchen über den Herrn Direktor Josten und die gnädige Frau Kubik, das heißt die Frau Albertine Kubik, über den lutherschen Pastor, der es mit den Streikenden hielt, über den Nachtwächter Jakobi, den alle gut leiden mochten, der aber nachts Geister sah, über die fremden Gendarmen mit ihren Schnapsnasen, über die Knippsschildsche „Räuberhöhle“, über Dynamit und geheime Kanonen, welche in den Knippsschildschen Kellern versteckt sein sollten nach Annahme mancher Lemper und was der merkwürdigen Dinge mehr sein mochten.

Man zog sich schon mal nett an, band eine saubere siamosene oder auch blauleinene Schürze um und ging in die Stadt. „In die Stadt“ geht der Lemper, wenn er nur das Haus verläßt, um zu bummeln. Man versammelte sich auch schon mal am Knippsschildschen Lokal, rief die Aktiven mit ihren Vornamen und versuchte sie zum Spendieren eines „Küßmich“, das heißt eines süßen Kalmusschnapses zu verleiten, bekam eine Zeit lang auch alles, was man begehrte und zwar auf Kosten der Streikkasse, die der Kempers Luz immer in der Tasche trug; man fragte immer wieder, wie die Aktien standen, ob der Herr Direktor Josten und der Herr Kubik noch nicht zu Kreuz gekrochen seien und so weiter.

Mittags gingen vier der sechs Aktiven zum Essen; die beiden andern blieben auf dem Posten. Es konnte ja gerade in der Mittagsstunde eine entscheidende Wendung eintreten, glaubte man. Was eigentlich geschehen konnte oder sollte, darüber gab sich keiner näher Rechenschaft. Jedenfalls hatte man es aber mit der Möglichkeit zu tun, Herr Kubik könne einen Laufburschen schicken und ankündigen, daß die Arbeit wieder aufgenommen werden könne. Darin gipfelte ja alles, bei allen, offen oder geheim. Die Arbeit wieder aufnehmen. Die fünfzigprozentige Lohnerhöhung oder gar die achtsündige Arbeitszeit statt der bisher elf und zwölfstündigen, lag den

Lemper Köpfen zu hoch im Gebiet der Illusion, als daß auch nur ein einziger länger als drei Tage damit gerechnet hätte.

Auch der Kämpers Luis rechnete nach Verlauf der ersten Woche nicht mehr damit. Er rechnete nur noch mit einer Verbesserung der Arbeitsverhältnisse. Aber wenn er den andern diese ganz bestimmt in Aussicht gestellte Verbesserung mündgerecht machte, ohne den Grundsinne des Streikprogramms näher zu berühren, dann verstanden die andern immer noch ein geheimnisvolles Etwas, um das zu kämpfen und zu leiden sich wohl lohnte. Die Worte „kämpfen“, „leiden“, „Arbeiterehre“, „Klassenstandpunkt“ und dergleichen verfehlten nie ganz die Wirkung auf die Lemper Leutchen. Doch waren und blieben es die Fremdkörper, mit denen man in echt Lemper Platt und mit den Lemper Gewohnheitsgefühlen nichts Rechtes anzufangen wußte.

Nach Verlauf der ersten acht Tage des Kampfes traten die Weiber aktiv auf. Das heißt, ihnen wurde die Sache zu bunt.

„Wat,“ so ranzte die Frau des Hummels Hermel ihren Mann an, stemmte dabei die Fäuste in die Hüften, „wat, jeh die Sake noch nech vöran? Woß du noch länger bi dem Knippsschild setten on schmauken on schnäpsen, on ek fall hie met mine vier Kengder om Drängen setten on hongern, wat? Ek segg del, wenn mel die Jeschichte nech bal anfängt vernönstlig tau weren, dann segg ek di wat angeresch! Du verstehs mi doch, Jong, nech?“

Der Hummels Hermel hütete sich, diesen nieder schmetternden Bericht an die fünf andern Aktiven weiter zu erzählen. Nicht etwa, weil er sich aus irgendeinem Grunde genierte, sondern weil er unter der Hand gehört hatte, daß die Weiber der andern fünf genau so aufstischten. Der Pützer Schmitz sollte die „Seine“ sogar deswegen durchgewalkt haben, so daß die arme Frau zum Polizeibüro laufen wollte.

Auf einmal erhielt der Lemper Luis aus Elberfeld die Nachricht: daß man sich dort keiner weiteren Illusion hingeben könne, daß es am besten sei, wenn der Streik aufgehoben werde, um mit der Wiederaufnahme der Arbeit zu den alten

Bedingungen zu beginnen. Man vertröstete die Lemper damit: „Ein verlorener Streik bedeutet keineswegs eine verlorene Aktion. Moralisch bedeutet der Lemper Streik einen Sieg der Lemper Arbeiterklasse; denn der Wert liegt darin, daß man streikbereit gewesen; der materielle Gewinn spielt nur eine nebensächliche Rolle, denn die endgiltige Rettung der Arbeiterklasse innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist ausgeschlossen.“

Das war ein merkwürdiger Bericht. Der Streikführer wollte ihn anfangs gar nicht verlesen. Dann aber drängte man ihn dazu; denn man hatte von dem Schriftstück irgendwoher Wind bekommen. Und dann kam das Ende vom Lied. Herr Kubik blieb Sieger; die geschlagenen Freiheitskämpfer waren bereit, die Waffen zu strecken. Man hatte bereits beschlossen, die Streikmassen einzuberufen, um ihnen das Ende des Ausstandes zu empfehlen, eine neue Deputation zu wählen, allerdings eine andere, denn die sechs Aktiven hätten sich eher bregeln lassen, als unter den gegebenen Verhältnissen vor dem Herrn Kubik zu erscheinen.

Wie gesagt, man war bereits so weit. Da kam aus geheimnisvollen Regionen Hilfe. Der Wirt Knippsschild, zugleich Kolonialwarenhändler, ließ bekannt machen, daß er sämtlichen Streikern auf sechs Wochen kostenlos den nötigen Lebensmittelunterhalt zu liefern bereit sei. Die Sache, so unnatürlich, geradezu fabelhaft sie sich ausnahm, hatte Hand und Fuß. Denn der Kempers Luis brachte sie brühwärm aus einer Besprechung mit Knippsschild in die Sitzung der Aktiven.

„Ich darf und will euch nichts weiter sagen; ihr könnt nun einmal das Maul nicht halten. Nehmt es mir nicht übel Jonges, aber et is nu mal so. Also macht die Geschichte sofort überall bekannt, in ganz Lempe, auf den Höfen, überall, die Katzen und Hunde müssen es wissen, die Vögel müssen es vom Dach piepen. Ich mache mich auch gleich dran und schreibe an das Kreisblatt. Hurra, jetzt haben wir den Streik gewonnen! Solang kann der Bendermann gar nicht still liegen; et sind für Millionen Aufträge da, aus dem Ausland sogar; wenn die nit prompt geliefert

werden, dann is der Bendermann mitsam seinem „Kuckuck“ fertig! Ich hab et ja immer jesagt: wir jewinnen! Recht muß Recht bleiben! Jonges, darauf wollen wir uns noch einen oder zwei trinken! Prost Streik!“

„Hol mich der Kuckuck; dadrauf jeb ich noch en Extraronde; ja, dat tu ich!“ so schrie der Hummels Hermel.

„Wenn et bloß nicht jelogen is! Meinsde dann, mein Wiew tät sowat jlauben? Ich jlaub et ja selber nit, und wer jlaubt et denn von euch, Jonges? Seid doch vernünftig!“ so warf der Püzer Schmitz ein. Aber der Kempers Luz redete ihn in Grund und Boden. Und dann kam der dicke Wirt Knippsschild selber und schlug allem Widerspruch kurzerhand den Boden aus.

Diese geheimnisvolle Wendung brachte ganz Lempe in Aufruhr. Man riet hin und her, von wem eigentlich die Masse Geld stammen könnte. Ueber die bergischen Verhältnisse war jedermann so ziemlich unterrichtet. Aus Elberfeld kam das Geld nie und nimmer; es handelte sich ja um ungezählte Tausende von Mark für all die Familien und auf volle sechs Wochen. Woher sollten an die zwanzigtausend Mark geflogen kommen? Man riet sogar auf Berlin, sogar auf Paris und England. Und als man erst soweit gekommen war, riet man noch weiter, blieb an einer internationalen Revolutionsgesellschaft kleben, die Millionen zur Verfügung habe und eigentlich hinter dem Lemper Streik stecke, um ein Beispiel zu statuieren. Das Kreisblatt brachte hintereinander drei Leitartikel, tischte Sachen auf und Berechnungen, an die bis dato im ganzen bergischen Lande keine Seele gedacht. Die Sache war auch in der Tat wichtig genug, auch für die gesperrte Firma Bendermann. Herr Kubik sollte mit dem Herrn Kommerzienrat eine lange und breite Auseinandersetzung gehabt haben. Tatsache war, daß Herr Kubik sich an die Behörde gewandt, den Landrat veranlaßte, den Wirt und Händler Knippsschild vorzuladen. Er sollte über den Urheber des Geldes ausgefragt werden. Aber der Knippsschild hatte das Jahr 1848 mitgemacht, hatte schon immer zur „Partei“ gehört und war der eigentliche Macher der ganzen

Lemper Revolutionsgeschichte. Auch war er nicht aufs Maul gefallen.

„Ja, meine Herren, dat tut mich nu leid; aber ich bin nit in die Lage, Auskunft jeben ze können; denn ich weiß et selber nit!“ Er kraute sich dabei hinter dem Ohr.

„Was, Sie wissen nicht, wer Ihnen die Massen an Lebensmitteln bezahlt? Wollen sie die königliche Behörde zum Narren halten? Ich rate Ihnen dringend, nehmen Sie sich in Acht; Sie stehen sowieso nicht vom besten angeschrieben!“

„Ja, dat weiß ich alles wohl um jut; ich kann nu einmal nir dran machen, wenn die Lemper Polizei mich wie en Bluthund ansieht. Aber ich kann auch nir drüber sagen, wer mich das Geld für die Lebensmittel ins Haus schickt. Dat Jeld kommt mich banko int Haus, un ich liefre banko die Waren. Ich wär ja en kompletten Esel, wenn ich dat Jeschäft nit machen tät; jeder andre würde mit beiden Händen zurreifen, Sie auch, Herr Kommissar.“

Der Sache war also nicht beizukommen. Die Streikenden lebten gut. Die Weiber brauchten sich nichts abzuziehen. Mut hatten alle für eine ganze Armee. Und nach fünf Wochen berief Herr Kubik die Kommission anständig auf sein Kontor und redete sie folgendermaßen an:

„Herr Kommerzienrat Bendermann und ich sind einig geworden, der dummen Sache ein Ende zu machen. Die ganze Sittlichkeit Lempes leidet unter dem Zwiespalt. Die Zeiten haben sich eben geändert; die Arbeiter stellen größere Ansprüche als früher. Also hört mal zu! Wir setzen die Arbeitszeit auf zehn Stunden fest, erhöhen die Löhne um 25 Prozent. Dann ist die Sache erledigt! Ich meine, das sei ein so nobles Angebot, daß jeder halbwegs vernünftige Arbeiter mit Händen und Füßen zugreifen sollte. Wir wollen auch keinen Mann entlassen, obschon uns dringend geraten wurde, das Streikkomitee nicht wieder einzustellen. Sehen Sie, wie nobel die Firma ist! Sie sollten sich, wir wollen mal sagen, ebenso nobel zeigen. Weiter geht die Firma allerdings nicht. Streiken Sie jetzt noch weiter, so verkaufen wir die Lemper Fabriken und ziehen nach Böhmen.“

Dann liegt ihr alle auf dem Pflaster! Daß ihr dann in den andern Fabriken unterkommt, ist ausgeschlossen; das wißt ihr selber! Also?“

„Wir wollen die Sache vorbringen, Herr Kubik; dat is unsre Pflicht; ich denke, dat wir einig werden. Bis morgen früh habense Bescheid.“

„Es ist mir recht, Kemper; also bleibt's dabei!“

Am übernächsten Tage war die Tuchfabrik wieder im Betrieb. Die Lemper Arbeiter rühmten sich, im ganzen bergischen Lande die ersten zu sein, die einen Streik durchgesetzt hatten. Ueber den geheimnisvollen Streikretter hat man noch lange hin und her geraten. Man riet, wie man in Lempe sagt, von Pontius zu Pilatus, kam sogar auf den lutherschen Pastor, auf den Direktor Josten, riet auf den reichen Izig Löb, den koscheren Schlachter von Lempe, auf die englische Bank in London, denn in London wohnten damals ja die meisten Weltrevolutionäre, besonders die beiden Marx und Engels. Man dachte noch an manchen andern, ohne auf einem haften zu bleiben, denn überall lagen viel mehr Gegengründe vor, als Gründe. Das Lemper Kreisblatt meinte schließlich tiefsinnig, es müsse doch ein menschliches Wesen sein, denn aus der Luft oder aus dem Jenseits könne kaum so viel Interesse an der Durchdrückung eines Streiks bei Bendermann kommen. „Aber,“ so resümierte das Blatt, „wir stehen doch auf einem faßbaren Boden. Das Geld, immerhin ein Betrag von weit über zwanzigtausend Mark, kommt aus einer menschlichen Tasche. Es fragt sich nur: wem gehört diese merkwürdige Tasche? Oder in gut Lemper Deutsch übersetzt: Wer hat soviel revolutionäres Interesse, die gesamte, altgute, aus großen Zeiten überlieferte Bürgerordnung zu erschüttern und den Mob zum Triumphator über Gesetz und Sitte zu machen? Wer? Wer? Wer? Wir fragen im Vollbewußtsein dessen, was wir tun, dreimal: Wer, wer, wer?“ Daß es nicht drei-, sondern sechsmal gesagt wurde, schien dem Artikelschreiber demnach nicht ganz zum Bewußtsein gekommen zu sein. In einer Briefkastenansfrage las zudem der Lemper Bürger, „daß es aus dringenden Gründen und Sicherheitsgründen geraten sei,

unverdrossen weiter zu forschen, der geheimnisvollen Sache auf den tiefsten Grund zu gehen, um dem Todfeind der Lempers Ordnung und Sitte beim Schlawittchen zu nehmen, wenn nicht anders, dann durch die schärfsten Mittel polizeilicher Machtvollkommenheit. Am besten ließe man einen Berliner Kriminalisten kommen; die Kosten müsse ja doch der tragen, der sie veranlaßt."

So wirkte die interessante Geschichte noch lange nach, ließ Lempe und das Bergische Land nicht zur Ruhe kommen. Ein Wigbold riet, man solle doch den städtischen Geistesheer, den alten Nachtwächter Jakobi konsultieren. Aber der geheimnisvolle Revolutionsgeist blieb unentdeckt, trotzdem sich männiglich alles dafür interessierte, trotzdem sich sogar der katholische Pfarrer im Beichtstuhl und die Lehrer in den Schulen für die Lösung einsetzten, wie man behauptete. Eines bekam man schon bald allgemein heraus: daß Herr Kubik ein auffallend großes Interesse an der Enthüllung des Geheimnisses hatte. Er war es auch, der öffentlich von „Verbrechen“ redete. Bald war man auch dahinter gekommen, daß kein anderer als Herr Kubik die Aufsätze für das Kreisblatt geschrieben und sich hinter die katholische Pfarrei gesetzt. Der Herr Kaplan, selber Sohn eines bergischen Schusters, predigte gewaltig gegen die Zeretzungszeichen der Zeit und gegen den leibhaftigen Satan, der im Gewande des Schafes einhergehe, um den biedern Sinn der Lempers zu verschlingen.

\* \* \*

Eines Tages, es war bereits Winter und gut bergisch kalt, betrat der Nachtwächter Jakobi wieder mal die Schwelle des lutherschen Pfarrhauses. Er war eine Zeit lang auffallend weggeblieben. Doch nahm man ihn mit gewohnter Freundlichkeit auf. Er hatte die mächtigen, aus einem Franzosenmantel selbstgefertigten Handschuhe an und ein Ungetüm von Pelzmütze auf dem Kopf.

„Et is kalt, lieber Herr Pastor; aber sie haben et recht mütschlig warm hier; dat muß man Ihnen lassen.“

„Ja, die brave Frau Liese versteht's, unsereinem angenehm

zu machen. Man versorgt doch auch Sie gehörig mit Kohlen, alter Freund?“

„Danke, Herr Pastor, ich bin keiner von denen, die die hohe Obrigkeit verklagen; dat wissense selber, nit wahr?! Wat ich sagen wollt, in aller Bescheidenheit natürlich, sehense mal, lieber Herr Pastor, et läßt mich nu einmal keine Ruhe mit die dumme Jeschichte —“

„Welche dumme Gesichte meinen Sie, lieber Jakobi?“

„No, natürlich, das mit die zwanzigdausend Märker. Soll denn der böse Geist hier in Lempe wirklich triumphieren? Sollt man nit alles mögliche tun, um die Sache auf den Irund zu kommen? Is dat nit die heilige Pflicht jedes ornlichen Lempers Christenmenschen, ja, jedes anständigen Gotteskindes?“

„Ja, ja, das mit dem anständigen Gotteskind ist eine merkwürdige Sache, mein alter braver Jakobi. Immerhin ist die Geschichte interessant genug. Aber Sie sehen doch, daß der Geber des Geldes unbekannt bleiben will. Haben Sie noch nicht erlebt, daß auf öffentlichen Wohlfahrtslisten gewisse Geber ungenannt bleiben wollen?“

„Ja, ja, ja, der Herr luthersche Pastor versteht seine Sache schon zu deichseln. Ja, ja, ja, aber ich muß ihm hier doch entgegentreten; hier handelt et sich nit um öffentliche Wohlfahrt; hier handelt et sich um ein Verbrechernes, und dat muß die Behörde, die Obrigkeit austraben!“

„Nur gemacht, lieber alter Jakobi; immer bedenken, was der Mund plaudert! Von Verbrechen kann hier nimmer die Rede sein.“

„Nit?“

In diesem „Nit?“ lag der ganze Abgrund der Auffassung zwischen den beiden Männern.

„Nein, denn man muß nicht vergessen, warum der Geber doch offenbar das Geld hat geben wollen!“

„Ja, ja, wofür? Dat is et ja eben! Wofür denn anders als für den Streik! Die Bande sollt über Ordnung und Jesetz und Obrigkeit triumphieren. Sonst nir!“

„Ich verstehe es anders! Ich sehe nichts, als das ehrliche Mitmenschenherz, das den hungernden Frauen und Kin-

dem Brot gab, wo die brutale Macht der Zeitverhältnisse es ihnen genommen hatte.“

„Ja, wissense, Herr Pastor, Sie kennen doch den alten Nachtwächter Jakob; ich bin und bleib en juten evangelischen Christ; aber an die Ornong darf man dem alten Nachtwächter nu einmal nit tippen. Ich kuck hier viel tiefer als Sie; nehmense et mich nit übel; ich kuck sicher tiefer als Sie. Et is dat Schicksal der Gelehrten, dat sie alles idejalisieren. Aee, der alte Nachtwächter kuckt tiefer!“

„Alles schon recht, lieber Freund, und es soll anerkannt werden, was ganz Lempe an seinem Nachtwächter hat; aber ich meine, man braucht doch nicht gleich eine Sünde wider das Evangelium anzunehmen, wenn eine menschliche Tat uns unverständlich bleibt. Meinen Sie denn, ich sei meinem heiligen Gott und Herrn nicht verantwortlich für die Schätzungen des Lebens? Eins will ich Ihnen in treuer Bruderliebe nicht verhehlen: wer den Armen und Notleidenden Brot gibt, der ist immer auf Gottes und Christi Seite, mag die Sache noch so kurios aussehen. Also hüten wir uns, daß wir klüger sein wollen, als der ewige und ewig weise und geheimnisvolle Gott und Vater aller Armen!“

„Is mich schon in die Ornong, lieber Herr Pastor, jewiß; ja, aber et muß alles ornlich rumsehen. Ohne Ornong keine — keine — na, ja, kein Ornong! Die Ornong aber muß von die hohe Obrigkeit kommen, und die hohe Obrigkeit is von Gott!“

„Nicht nur die hohe, sondern auch die niedere, also auch die meines lieben Nachtwächters; alles was recht ist, und zuviel Bescheidenheit macht den Lumpen. Aber ich wollte Ihnen noch ein weiteres sagen: wenn Sie ein klein wenig weiterdenken, lieber Bruder, dann werden Sie bald darauf kommen, daß die Obrigkeit mit der ganzen Geschichte nichts zu tun hat!“

„Ja, ja, ich verstehe schon. Wir zwei haben ganz frundverschiedene Weltanschauungen. Ich hab nit vor, mit meinem lieben Herr Pastor uneins zu werden, aber ich muß sagen: et muß alles mit die Ornong rumsehen, oder et is nit christlich, nit evangelisch! Nir for unjut!“

„Wollen Sie nicht eine Tasse warmen Kaffee abwarten, lieber Freund?“

„Ich danke, Herr Pastor, ich hab Dienst!“

Damit verließ der brave Nachtwächter zum zweitenmal unzufrieden die Schwelle des Menschen, der ihm früher als der beste und reinste aller Christen erschienen. Halten konnte ihn keiner.

## Fünftes Kapitel.

Ein Jahr nach dem Streik, es war Hochsommer, weilte das kleine Fräulein Albertine Kubik daheim, um seinen fünfzehnten Geburtstag zu feiern. Mutter und Tochter waren bis vor einigen Tagen in einem Ostseebad gewesen. Das sehr entwickelte, bildschöne Kind hatte Verlangen gehabt nach einer Reihe von altgewohnten Heimattagen auf dem Lemper Hügel.

Die Elberfelder Schule war dem Fräulein sichtlich gut bekommen. Tinnen konnte mit der schweigsamen Mutter über allerlei Sachen reden, die innerhalb der vier Wände bleiben sollten. Im Gespräch mit ihrem Kinde öffnete sich das verschlossene einsame Herz der schönen, reichen Frau. Die Mutter suchte, man sollte fast sagen, bei der Tochter Zuflucht. Der fabelhafte Umschwung in den Lebensverhältnissen hatte das Gefühl für frühere Armut betäubt, fast verwischt. Die Kubiks wären die reichsten Leute des ganzen Bergischen Landes, hieß es, nicht etwa die Kroppmanns. Und es war, als wäre genau so die Erinnerung unterdrückt worden wie der Name. Trotzdem mußte sich aus alter Zeit mancherlei in die neue hinübergerettet haben, so daß das Neue von dem Alten oder umgekehrt gestoßen, gepeinigt wurde, mitten in den besten Zeiten Schmerzen erzeugte.

Tinnen gehörte zu den klugen, vom Leben selber klug gemachten Kindern. Sie verstand genau, um was es sich handelte, wenn die früher mehr gefürchtete als geliebte Mama soviel Stolz, Unnahbarkeit, kalte Kraft und Herrschaft um

sich aufrichtete. Sie verstand die Seele der früh müd gewordenen, liebehungrigen, an einer geheimnisvollen Enttäuschung leidenden Frau. Und aus diesen Gedanken heraus kam in das schöne Kind ebenfalls allerlei Erinnerung an frühere Zeit, an eine Zeit, die sie ja bereits in der ersten Blüte verlor, an ihre arme Kindheit. In ihrem klugen Kopf stieß der eine Gedanke den andern. Erlebtes mit nur im Flug Erschautes, Halbbegriffenes, aus dem Zusammenhang Gerissenes, vielleicht nur Geahntes stieß sich mit dem, was als unausrottbares Blutserbe in ihr lag. Und so entwickelten sich Bilder über Bilder, entwickelte sich in dem Tintchen Kubik das Tintchen Kroppmann. So entwickelte sich der Kroppmanns Latsch zu einem ganz andern, neuen Menschen, zu einem sogar von der Mutter angestaunten wesensfremden jungen Weibe. Im Grunde erkannte die Mutter erst jetzt sich selber; so wie die Kroppmanns Tin, die Plüsmeisterin und Geliebte des Herrn Eduard Latsch gewesen, erkannte sie jenes Geheimnis, das den Lemper Klatschmäulern soviel Stoff gegeben, viel mehr, als nötig war; denn das Tin war nicht schlechter und nicht besser, als jene gewesen. Ja, die Mutter erkannte sich in gewissen Augenblicken, an Redewendungen, an Gemütsäußerungen der Tochter so getreu wieder, daß sie hie und da lächeln mußte, hie und da auch in tiefster Seele erschrak.

Aber Frau Kubik, die Mutter, sah in dem schönen Mädchen auch viel Neues. In der jugendlichen Albertine lebte und entwickelte sich ja nicht nur die Person und Geschichte der Mutter, sondern auch die Person und Geschichte des Herrn Eduard Latsch. In ihr vereinigten sich die beiden Elternmenschen und deren Sippengeschichten zu einem einzigen, zu einem dritten Neuen, zu einem verschmolzenen Doppelleben, ja, zu einem neuen Einzelfein, das aus einer ganzen Reihe von Menschen und Geschlechtern zusammengesetzt war. So mochte die kluge kleine Tina wirklich mancherlei Eigenschaften, mancherlei Kraft, mancherlei Weisheit und Vornehmheit in sich tragen, das alles mit den Jahren heranwuchs, sich ausweitete, umbildete, so daß die nicht so ausgestattete, innerlich viel ärmere und bei allem Millionenreichtum ein Arbeiterkind

gebliebene Frau Mutter zu dem Kinde Zuflucht nahm, ohne es selber zu wollen.

„Fräulein Tintchen wünschte sich zum fünfzehnten Geburtstag die ersten Visitenkarten, natürlich weil sie sich gewichtig genug dazu fühlte und weil die Elberfelder Freundinnen genau so taten. Auf dem schwarzen Ebenholztischlein, inmitten eines feinen Festkuchens mit fünfzehn Lichtern lagen eine kostbare, juwelenbesetzte Uhr und daneben in einem Etuis die Karten. Das feine Backfischgesichtchen strahlte vor Freude. Die Uhr wurde ohne weiteres eingesteckt. Dann griffen die feinen Finger nach dem Etuis, öffneten dasselbe, und Tintchen warf einen Blick auf die eleganten Karten.“

„Ja, was ist denn das, Mama?“ rief sie verblüfft.

„Wieso, mein Kind?“

„Warum steht denn da Albertine Kroppmann?“

„Beruhige dich nur; die Sache ist in Ordnung; du heißest Albertine Kroppmann, nicht Kubik!“

„Dann heiße ich ja wie du früher.“

„Jawohl, du heißest wie deine Mutter; du bist jetzt alt genug, um das wissen zu dürfen.“

„Ja, aber du bist doch verheiratet?!“

„Du darfst auch wissen, daß ich meine Ehe scheiden lassen will. Du bist jetzt alt und klug genug.“

„Komisch, nein, wie ist das alles komisch, Mama!“

„Das ist gar nicht komisch, Kind; wenn du noch älter wirst, wird dir noch manches klar werden! Mache dir jetzt nur keine Gedanken; deine Mutter weiß, was sie tut. Es dient alles zu deinem Besten, darauf kannst du dich verlassen!“

„Ja, das wird schon stimmen; aber dann ist es besser, wenn du mich aus der Schule nimmst, Mama, wirklich besser!“

„Warum, was fällt dir ein?“

„Ach, ich meine, das könntest du dir doch denken, nicht wahr?“

Ob es in der kleinen Frage „Nicht wahr?“ lag oder ob es sonst woher seinen Grund hatte, Frau Albertine Kubik wandte sich ab und nestelte an den Seidenvorhängen des Salonfensters.

„Kommt Papa denn überhaupt nicht mehr ins Haus.“

„Ach, was schwätzeſt du immer! Du biſt doch fünf-  
zehn Jahre alt; du haſt keinen Papa; dein Vater iſt tot!“

„Ja gewiß; es iſt alles ſo komiſch; ich meine deinen  
Mann.“

„Ich habe auch keinen Mann mehr. Ich habe dir doch  
geſagt, daß ich die Ehe mit Herrn Kubil ſcheiden laſſen will!“

„Ja, wenn das ſo einfach geht!“

Nun verlor die reiche Frau auch den barschen Ton.

„Natürlich geht das, Kind! Warum ſollte es nicht  
gehen?“

Still und ſtarr war das geſagt. Das kluge Mädchen ſah  
der Mutter nach dem Geſicht und ſchwieg. Erſt nach einer  
längeren Weile meinte ſie:

„Ich möchte mich heute ein wenig in den Lemper Bergen  
umſehen, Mama; ich war ſo lange nicht dabei!“

„Das tue nur; aber nimm die Juno mit. Geh mir  
nie ohne den Hund aus!“

„Sehr gern, Mama; ich freue mich darauf.“

Nachmittags ſteckte Tinchen einige gute Stullen in ihre  
Handtaſche, holte die Neufundländer Dogge vom Hof, ſprang  
mit einem Juchzer aus dem Parktor heraus in die lachende,  
prangende Welt des bergiſchen Sommers hinein. Juno raſte  
und tollte vor und hinter und neben ihr her, ausgelaffen wie  
ein junges Kalb, mit der mächtigen Aleſſſtimme herausbul-  
lernd, gegen die Hecken und Zäune anſtürmend, jedesmal  
aufs Wort gehorchend, wenn die junge Herrin rief.

„Iſt die Juno mir treu?“ rief Tinchen einmal.

„Wuw, wuw, wuw!“

„Wie treu iſt die Juno mir denn?“

Ungezählte Male wuwte das Tier, als könnte es die  
Grenzen ſelber nicht überſehen, in die die Treue zu der jungen  
feinen Herren eingeſchloſſen war.

Nach einer halbstündigen Wanderung, um den Stadt-  
rand von Lempe herum, hinaus nach dem Walkmühlenteich  
kam Tinchen an den ausgedehnten tiefen Fabrikweiher, aus  
dem die Bendormannſchen Betriebe ihr Waſſer nahmen. Im  
Hintergrund des Teiches ſtanden uralte Eichen und Buchen.

An einer der Eichenriesen lagerte das Fräulein ſich, rief den  
Hund herbei, ſtreckte ſich faul aus ins Gras des Waldſaums.

Der weithingedehnte Teichſpiegel glitzerte in der Sonne.  
Auf der andern Seite ſchaukelte ein grüngestrichener Nachen.  
Tinchen ſah verträumt über alles hin, eine ganze Weile lang,  
bis ſie auf einmal, wie von einem Gedanken aufgeſcheucht,  
in die Höhe fuhr, die Hand über die Augen legte, eifrig  
nach dem näherkommenden Schiffelein auslugte. Auch Juno  
wurde aufmerkſam.

Sie knurrte einigemal auf.

„Sein ruhig, Juno! Was denkeſt du? Still!“

Noch ein halbes Knurren und die Rieſendogge legte die  
Schnauze auf die Vorderpfoten und blinzelte nur noch halb  
interessiert nach dem Nachen aus.

Da richtete ſich in dem Kahn noch ein zweiter Menſch auf;  
der aufrechtſtehende Ruderer hatte ihn jedenfalls angerufen.  
Und im Nu hatten die zwei blutsverwandten Jungmenſchen  
ſich erkannt. Hans, der Junge der Kroppmanns Lies, und  
Tinchen, das Mädel der Kroppmanns Albertine.

Das Fahrzeug ſchwamm noch ein wenig näher heran;  
da ſtemmte der aufrechtſtehende Jungmann ſich mit einem  
Kuck gegen das Ruderholz, trieb den Kahn nach der Breit-  
ſeite des Weiherſ, alſo in entgegengeſetzter Richtung.

„Ju, du dumme Taps, warum läuſt du mir denn davon?  
Hierher! Marsch hierher!“

„Hans!“ —

Das Tinchen war offenbar ganz aufgebracht. Die Juno  
spielte dazu mit einem beſonders mächtigen „Wuw, wuw!“  
auf.

„Na, denn alſo ran!“ Der aufgeſchoſſene breitbrüſtige  
Lemper Junge hatte ein Geſicht wie tauſend Tage Sonnen-  
ſchein. Der andere aber, ebenſo lang aufgeſchoſſen und breit,  
war ſo aufgereggt, daß er mit allen Kräften auf das Schmal-  
ufer zulenkte, wo das Tinchen hochaufgepflanzt daſtand wie  
eine ſchlank Birke.

„Hallo, Tinchen, du ſiehſt aus wie eine Birke aus der  
Dilmanns Beek; genau ſo, Tin, genau ſo!“

„Ja, ja, du biſt mir einer! Warum wollteſt du denn

ausreißen? Bisde denn schon Professor geworden? Man sollt et bald sagen, du langer Flaps!"

Das Fräulein sah ganz anders aus, als wie sie nach dem Reifen und Käsonieren eigentlich hätte aussehen müssen. Lauter Verstellung war's und sonst nichts; man mußte nur das Sonnenscheingefichtchen damit vergleichen.

"Naja, man geniert sich doch als anständiger Kerl; du bist ja auch schon eine Dame!"

"Und du bist mir ein komischer Herr, juten Dag Hans! Na, es freut mich doch, daß wir zwei uns mal wieder zu sehen kriegen! Weißt du auch, daß wir uns in drei Jahren nicht mehr gesehen haben, Mensch?"

"Wird wohl sein, Tin. Wahrhaftig, Tin, du siehst aus wie eine Birke."

Der Bursche war aus dem Nachen geklettert, stand vor dem Mädcl im Sonnenglast und Prangen. Der Riesenhund sah zu. Sonst duldete er keinen Menschen auf zehn Meter Weite in der Nähe seiner Herrin.

"Du, Juno, dat is ja doch der Herr Professor Hannes Kroppmann; der ist ein Gescheiter, viel gescheiter, als du und ich zusammen."

"Du quatschest noch immer wie damals, Tin. Aber nee, Kind, wie bist du gewachsen! Oder, ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, du bist, nee, einfach, du bist wie eine Birke aus der Dickmannsbeek, weißt du, die geheimnisvollen drei da unten am Froschteich!"

"Wen hasde denn da bei dir?" Sie nickte mit dem Kopf nach dem seewärts treibenden Kahn.

"Der da? Das ist der Jakobis Fritz, dem Nachtwächter sein Enkel; der ist immer bei mir, wenigstens oft genug. Wir sind gute Freunde; der ist bereits Knippsschilder Genosse."

"Was ist der?"

"Davon verstehst du natürlich nichts. Die Knippsschilds, das sind Spinner und Weber und Wälder und Färber und so allerlei Tuchmenschen, die noch einmal soviel Lohn haben wollen, und wenn sie das nicht kriegen, streiken Sie. Streiken ist englisch und wird mit einem „i“ geschrieben. Wenn die

Knippsschilds streiken, dann fällt der Herr Kubik dabei herein; ich weiß nicht, ob du das alles verstehst!"

"Nee, das kannst du nicht gut verlangen; wie verhält sich das denn mit dem Herrn Kubik; was hat der damit zu tun?"

"Ach, ich weiß nicht; es mag auch wohl was anderes dabei sein. Jedenfalls haben die Knippsschilds gute Freunde; einer hat sogar zwanzigtausend Mark dafür gegeben, weil die Kinder nichts zu essen hatten, wie der Herr Pastor sagt!"

"Na, vielleicht erklärst du mir das alles später mal. Sag, du bist doch nicht so alt wie ich?"

"Nee, ich bin ein ganzes Jahr jünger als du. Warum?"

"Du schwätzest grade so wie ein Alter. Komm, wir marschieren mal en bißchen in den Busch hinein. Ich habe drei mächtige Schinkenstullen bei mir, aber drei mächtige, sage ich dir, Junge."

"Drei? Dann gib dem Jakobis Fritz auch eine davon; der kriegt sowieso nicht oft Schinken zu sehen."

"Dann bring ihm gleich eine rüber; in den Busch braucht er nicht mit; wir kennen uns ja gar nicht mal."

"Denke bloß nicht, daß der sich so wie ein Hund füttern läßt; der ist viel stolzer als ich."

"Schließlich verlangst du noch, daß ich ihm an den Hals springe und ihn höflichst bitte, meinen Schinken aufzuessen, was? Da kennst du mich schlecht, Junge!"

"Nee, das sollst du auch nicht; Ich stecke ihm nachher das Brot zu, oder so — Hallo, Fritz, wir kommen nachher; fahr ein bißchen rum, verstehste?" so rief der Hans durch die hohlen Hände.

"Was, wir? Ich danke schön; ich bin heute fünfzehn Jahre alt, Mensch."

"Heute? Dann gratuliere ich dir auch bestens, Tin. Aber warum bist du denn eigentlich so? Ich habe arme Leute sehr gern, und der Fritz ist mein Intimus; aus dem wird noch mal was, das sage ich dir; der wird noch mal Kaiser vom roten Kom. Du weißt doch, daß die Römer auch ihre Kaiser wählten!"

"Ach, das ist ja alles Quatsch. Sei still davon; es paßt mir nicht!"

Die beiden Jungmensen wanderten in den Busch hinein. Die Dogge setzte hinter einem Eichhörnchen her; der Schaum troff ihr aus dem Halse.

„Was ist das ein Riesentier!“

„Der? O, der reißt einen Menschen in Fetzen, wenn ich es ihm befehle.“

„Das soll wohl sein. Bist du schon lange wieder daheim, Tin?“

„Ja, schon lang, ja. Zuerst waren wir in mehreren Bädern an der Ostsee. Es ist nirgends schöner, als in den Lemper Bergen und Büschen!“

„Das ist wahr, Kind; wenn ich mal studieren muß, dann werde ich oft genug daran denken. Es tut mir leid, daß ich einmal weg muß.“

„Was willst denn studieren?“

„Theologie natürlich. Was sonst?“

„Willst denn wirklich ein lutherscher Pfaff werden, Jung, du bist doch katholisch, gradfogut wie ich?“

„Ich werde nächstens evangelisch konfirmiert und gehe zur reformierten Kirche, wie Herr Pastor Krause. Ich freue mich darauf!“

„Komisch! Ich würde in meinem Leben nicht luthersch, in meinem Leben nicht, nie, Junge!“

„Das glaub ich; das ist auch nichts für jeden!“

Eine Weile schritten die beiden fürbaß. Bis sie an einem Baumklotz kamen und Tinchen befahl: „Du, da setzen wir uns hin. Halte mal den Hut fest; ich packe die Tasche aus. Du, das wird famos!“

Der Bursche nahm den feinen Sommerhut mit den breiten Krempe und hielt in fast verlegen in der Hand.

„Gib den Hut her; du stehst genau so da wie ein Oelgötze.“

„Aber Mädels, so schmeiß doch den teuren Hut nicht so dahin; man kann sehen, daß du reiche Eltern hast.“

„Och, quatsch nicht so dumm; ich bin gar nicht zufrieden mit dir!“

„Nanu, wieso denn?“

„Och, du bist eigentlich noch ein dummer Junge, versteheste?“

„Naja, warum auch nicht; wenn ich mal so alt und so vornehm bin wie du!“

„Jetzt halt den Schnabel und is, los!“

„Zuerst wollen wir unserem Gott danken!“ Er faltete die Hände, betete still. Auch das Mädchen hatte solange die Hände gefaltet und war stille geblieben. Dann sagte sie seltsam und altkflug:

„Dich möchte ich einmal auf der lutherschen Kanzel sehen!“

„Das kann schon möglich sein. Mit vierundzwanzig Jahren bin ich vielleicht schon Hilfsprediger an einer Gemeindekirche.“

„Mit vierundzwanzig Jahren? Jetzt bisde vierzehn, also noch zehn; dann bin ich fünfundzwanzig.“

„Dann bisde am Ende längst verheiratet und Mama!“

„Mensch, du quatschst wirklich wie ein Alter; was verstehst du denn vom Heiraten?!“

„Um ein Jahr weniger wie du. Verstanden? Du gehst mit deinem Vetter um, schlimmer noch als mit deinem Hund da!“

„Der ist auch viel klüger und vor allem besser erzogen als du. Verstanden? Aber nu is, sonst gebe ich die ganze Geschichte der Jumo!“

„Aee, das laß gefälligst bleiben, der ist fett genug; so is du doch zuerst mal selber. Herrjeh, was kannst du in den Schinken beißen, grad wie die Katz, die die Maus frißt.“

Nun lachte das feine Kind los, laut und kreischend, daß es über die Talwiesen hin schallen mußte.

Der Bursche sah erstaunt zu, wie sie sich hatte.

„Sag du, schämst du dich denn nicht? Hör doch auf!“

„Schämen, vor dir etwa? Vor dem dummen, albernen Kroppmanns Hannes?“

„No, du kluge Kroppmanns Tin; übrigens heißt du ja gar nicht Kroppmann!“

„Wie heiß ich denn, du Flaps?“

„Wie du heißt? Kubil natürlich, das heißt zu deutsch Körper.“

„Gestatten Sie, mein Herr, daß ich Ihnen meine Karte überreiche; ich reise in Brillanten und Edelsteinen!“

Sie gab ihm ein Kärtchen.

„Nee, was bist du komisch, Tin! So ist das deine Karte? Aber da steht doch Albertine Kropfmann!“

„Was soll denn sonst da stehen?“

„Merkwürdig, wie merkwürdig! Du heißt doch, wie dein Vater heißt, und das ist doch kein anderer als Herr Kubik. Du, wenn der wüßte, daß wir hier zusammensitzen und seinen Schinken verspeisen, der würde schon dazwischenzufahren, gerade der.“

„Wieso? Der hat nichts dazwischenzufahren, und sein Schinken ist das auch nicht!“

„Ich sage dir, den kennst du noch nicht.“

„Wie meinst du das denn eigentlich? In der Tat, du quatschest wie ein Alter.“

„Ach, ich meine nur so.“

Eine Weile blieben die jungen Schnäbel allein mit dem Essen der Stullen beschäftigt. Die Augen huschten zuweilen verstoßen von einem zum andern; man sah, daß jedes am andern herumstudierte.

„Du könntest uns ganz gut mal besuchen, Jung. Du, das sage ich mal meiner Mama; das wird gemacht, unbedingt.“

„Das laß nur bleiben; der Herr Kubik würde mich aus dem Hause hauen!“

„Was du immer mit deinem Herrn Kubik hast; der hat mit uns nichts mehr zu tun; der wohnt seit uralter Zeit nicht bei uns!“

„Dein Vater nicht; ja, wie verhält sich das denn?“

„Och, davon verstehst du einfach nichts. Du, ich mache das mal so: du mußt unbedingt mal bei uns zu Mittag essen oder zum Kaffee kommen. Am Ende kennst du deine Tante Albertine gar nicht mehr; wann magst du die wohl zuletzt gesehen haben?“

„Wird schon stimmen! Ich kann nicht dafür, meine Mutter erst recht nicht.“

„Ja, ja, das ist schon wahr, du hast auch eine Mutter. Nee, hör mal, Mensch, was sind das komische Verhältnisse! Du, ich lade dich mal mit deiner Mutter ein! Ich lade euch

hiermit mit aller pflichtgemäßen Höflichkeit ein! Den Tag wird meine Mama noch festsetzen. Es ist ja doch auch zu verrückt; nun habe ich eine Tante Liese, von der ich soviel Gutes gehört habe, und du hast eine Tante Albertine; nee, was ist das verrückt! Du, daß du mir nicht dazwischen schwätzest, verstanden?! Die Sache wird gedreht, oder ich komme euch höchst eigenhändig auf die Bude; merke dir das Bürschchen!“

Auf einmal zog sie die Uhr. „Ei, beim Stir, ich muß nun aber unbedingt heim; du kannst mich bis zur Anstuhöhe begleiten; allons enfants! Lernst du auch Französisch und Englisch?“

„Und Griechisch und Latein und Hebräisch und so allerlei.“

„Mensch, dann mußt du ja bärenmäßig oxsen. Nee, was wirst du einmal ein stockgelehrtes Haus! Also mit vierundzwanzig Jahren willst du schon Hilfsprediger werden; wird das anständig bezahlt?“

„Ach was; du sollst nicht immer an Geld denken, verstanden?!“

„Nun schau mal einer den da an! Mit dir möcht ich auch nicht verheiratet sein, du Grobian.“

„Das verlangt ja auch keiner, verstanden?“

„Noja, sei gut, alter Heros von Dingsda! Also, du begleitest mich, oder nicht?“

„Wenn du befiehlst!“

„Als ob du viel auf meinen Befehl gäbst, Quatschkopf!“

Man wanderte seitwärts um den Busch herum. Auf einmal fiel dem Hans ein, daß er seinen Freund Fritz vergessen hatte.

„Ich springe mal schnell nach dem Teich; der Fritz soll ja doch das Schinkenbrot essen; gehe du schon vor.“

„Daß du mir den aber ruhig seine Wege gehen läßt, verstanden!?“

„Der kommt schon selber nicht; nur keine Angst.“

Er sprang in weiten Sätzen zurück, sah aber, daß der Teich einsam da lag. Der Jakobis Fritz war nicht mehr zu sehen. Der Kahn lag angekettet am Ufer.

„Daran ist die alberne Gans schuld, sonst keiner! Aber

warten konnte er doch auf mich.“ Hans ging brummend, verdrießlich rechts bergauf und stieß auf der Höhe wieder auf seine Nichte.

„Das Mondkalb ist verdunstet!“

„Desto besser! Komm, ich habe nicht mehr lange. Juno, hopp, hopp!“

Die beiden jungen Menschen suchten mit der Dogge einen Wettlauf zu machen. Eine Zeit lang sah es fast aus, als hielt der Hans dem Tier stand. Wie ein freier Vogel schoß der kerngesunde Bursche über den Feldweg, den Kopf im Nacken, die Brust heraus. Das Tinchen warf sich auf einmal ins Gras und schrie: „Aee, num bin ich es satt; lauft ihr nur!“

Die Dogge lehrte plötzlich um; sie fühlte auf einmal, daß die junge Herrin nicht mehr hinter ihr her war.

Da merkte es auch der Junge. Er sah wirt hinter sich.

„Aber nu, Tin, es ist dir doch nir passiert?“ schrie er von weitem.

„Komm, hol mich!“

„Ja, ja, so geht's einem! Komm, hol mich, und zuerst so; bisde müde?“

Er stand bereits wieder vor ihr.

„Ach was, Quatsch, müde?! Warum brauchen wir so unmenshlich zu rennen?“

„Du bist einfach rappelköppsch!“

„Das sagt der Professor Dingsda in Elberfeld auch immer.“

„So? Wann mußt du denn wieder in die Schule?“

„Ach was, Schule! Ich werde kein lutherscher Pfaff!“

„Ja, du bist mir ein Tinchen, ja, ja, ja!“ Er sah sinnend auf sie.

„Warum hasde denn keine Klassenmütze auf, du weiser Hannes?“

„Die kriege ich erst, wenn ich in die Elberfelder Prima komme, nach der Konfirmation. Bis jetzt hat der Herr Pastor mich privat unterrichtet; da lernt man zehnmal schneller.“

„Ach was, kann der denn was?“

„Der ist klüger, als fünfundzwanzig Professoren zusammen; das glaube nur!“

„Nanu, so ein lutherscher Pfaff?“

Schließlich ging's wieder los. Um sechs Uhr landete man auf der Knusthöhe. Hundert Meter unterhalb der Larschen Villa.

„Au mache, daß du auf den Trab kommst, Herr Hilfsprediger! Aber sag, das mit dem Besuch wird gemacht. Das muß unbedingt gemacht werden! Also adjüs, alter, dummer, riesig gescheiter Herr Pfiffikus; kuck nicht so dumm drein!“

„Adjüs Tin! Ob wir uns wohl mal wiedersehen? Ich kann dir gar nicht sagen, wie es mich gefreut hat.“

„Och, das glaube ich dir gar nicht; du siehst gar nicht so besonders erfreut aus, du Schwäger!“

„Du bist einfach — frech, ja, das bisde; du bist überhaupt gar nicht wert, daß man dich so gern hat, verstanden!? Andere Mädchen sind ganz anders.“

„Was für andere Mädchen zum Beispiel, he? Du, da hört sich aber nun doch alles mögliche auf! Was sind das denn für andere Mädchen?“

„Was wieso?“

„Ja, das möcht ich nun aber doch wissen! Du bist mir ja ein Netter Du!“

„Och, quatsch doch nicht; adjüs Tinchen!“

„Adjüs Hänschen!“

Sie tatschte ihn mit der beringten Hand auf die Backe, flog dann wie ein Wirbelwind davon.

„Adjüs Juno!“ rief der Bursche hinter ihr drein und schaute verträumt bergauf.

„Wuw, wuw, wuw!“

Kurz nachher landte das Tinchen in der Küche der Villa und bettelte der Annemarie eins der frischgebackenen echt bergischen Balbäuschen ab, die kalt auf den Tisch kommen sollten. „Kind, wat siehsde aus, wie vom Aepfelbaum jeschütt!“ sagte die alte Haushälterin. Das Tinchen war ihr Abgott, sie hing an ihr. Sie juchzte einmal auf, schmierte der Haus-

hälterin das Kuchenfett an die dicken Pausbacken und suchte das steifleinene Frauenzimmer durch die Küche zu schwenken.

„Sag, du jecte Taugenir, willstest mir woll in Ruh lassen! Du bis mich doch en rappelköpfsch Dingen; ja, dat bisde!“

„Das muß ich aber auch an allen Ecken und Kanten hören; eben hat mich noch mein Vetter Hans damit ausgeschimpft.“

„Dein Vetter Hans!? Wie kommst du denn auf einmal an den? Is dat der von das Kroppmanns Lies?“

„Wer soll es anders sein?“

„Dat is ein ausnahmsweis brav Kind; die ganze Stadt spricht von dem seine kluge Teistesjaben. An dem kannsde dich noch ein Beispiel nehmen; ja, dat kannsde!“

„Warum heiratest du ihn denn nicht?“

„Tu schlag mir aber doch einer mit em Knüppel vor den Kopp; bisde denn nu ganz überjeschnappt, du mit deine fußzehn Jahre!“

„Noja, wenn der Kroppmanns Hans doch so vorzügliche Geistesgaben hat —!“

„Du bist einfach rappelköpfsch. Der Jung hat en brave, treue Mutter, dat muß de Neid ihr lassen!“

„Warum auch nicht? Sie ist doch meine Tante!“

Eben klingelte es zweimal.

„Das ist für mich; die Mama ruft!“ Tinchen eilte schleunigst hinaus, treppauf und treppab sprang sie und stand bald vor Frau Albertine.

„Servus, Mama; ich habe soeben mal kontrolliert, was die alte Annemarie zum Abend kocht; natürlich darf ich nichts verraten.“

„Nächstens kommst du als anständig erzogenes Kind wenigstens zuerst zu deiner Mutter, wenn du stundenlang draußen warst, verstanden?!“

„Jawohl Mama, bitte, nimm's nicht übel an meinem fünfzehnten Geburtstag. Ich soll dich auch von einem Menschen grüßen, an den du in diesem Augenblick nicht denkst.“

„Du hattest doch den Hund mit —?“

„Unbesorgt, liebe Mama, aber dem hätte auch meine Juno nichts getan. Wir drei sind schließlich um die Wette übers

Gebirg gerannt, daß Kies und Funken stoben; der Hund hat die Blutsverwandtschaft gerochen und geschwiegen.“

„Von wem redest du denn eigentlich, du alte Schwatztante?“

„Ach so, ja, du kennst einen gewissen Hans Kroppmann?“

„Rede doch nicht immer in diesem unehelichen Ton; du weißt, daß ich das nicht ausstehen kann.“

„Du hast vollständig recht, liebe Mama; ich weiß selber nicht, warum ich oft so duckmäuserisch bin. Der Hans ist doch mein leiblicher Vetter, und sein Vater war doch dein Bruder. Ich traf ihn ganz zufällig hinter dem Bendersmannschen Fabrikteich bei der Walkmühle; er kutscherte auf dem See herum. Wir sind dann zu Dritt, das heißt mit der Juno, nach Lempe zurückgelaufen. Weißt du, liebe Mama, warum ladest du denn die Tante Liese und den Hans nicht mal ein? Ich meine, das sei doch eigentlich in der Ordnung!“

„Sei nicht so unangenehm naseweis, verstanden! Ich allein habe darüber zu verfügen, wer eingeladen wird oder nicht.“

„Ja, eben deshalb bitte ich dich ja darum! Sag du, der Hans ist noch einen Kopf größer als ich; mit vierundzwanzig Jahren wird der schon Hilsprediger an einer Gemeinde; allerdings bloß ein lutherscher. Aber ich denke, wenn ich es wünsche, so läßt er das bleiben und wird katholischer Hilsprediger, oder geht das nicht? Aber da fällt mir ein: die dürfen ja nicht heiraten!“

„Du weißt überhaupt nicht, was du da zusammenplapperst, du alte Schwatztante! Ich bin mit deiner Elberfelder Erziehung gar nicht zufrieden. Im nächsten Frühjahr gehst du noch auf ein Jahr in eine schweizerische Pension.“

„Das ist mir schon recht; aber die Tante und den Hans kannst du doch einmal einladen! Warum ist es überhaupt bei uns so merkwürdig? Andere Menschen sind viel anders als wir. Ich muß übrigens noch meine Besuche machen.“

„Das wirst du bis auf weiteres bleiben lassen, verstanden?“

„Was, wieso, Mama? Ich meine ja nur die Kränzchenbesuche bei meinen Freundinnen.“

„Eben die meine auch ich; du wirst das also bleiben lassen.“

„Aber, Mama, wenn ich das alles nur begreifen könnte! Warum ist das alles so? Das wird ja immer schöner! Wenn meine Freundinnen mich besuchen, dann muß ich doch wieder hin.“

„Dich besucht auch keine mehr; also ist die Sache erledigt, verstanden?!“

Das junge Mädchen sah starr vor sich hin. Es hatte zum erstenmal seit langer Zeit eine Träne im Auge. Das war man an der Tin nicht gewohnt.

„Das ist mir aber eine schöne Geburtstagsbescherung! Habe ich am Ende irgendwas verbrochen, liebe Mama? Sonst kann ich mir's ja nicht erklären! Ist es wegen meinem Vetter Hans? Das wäre doch Unsinn, denn der Hans ist ein ausnahmsweise braver, guter und edler Junge; an dem erleben wir noch was.“

„Beruhige dich nur; den Hans laden wir mal ein.“

„Auch seine Mutter, gelt?“

„Das wollen wir mal sehen. Verbrochen hast du nichts. Wir werden einfach unsern bisherigen Verkehr aufgeben; das ist alles. Du wirst später alles verstehen. Also sei so gut!“

Frau Albertine zog ihr Kind an sich. Das tat sie nur selten. Tintchen vergalt es ihr mit vielen begeisterten Küßen. Auf einmal fragte es mit seltsamen Augen:

„Wirst du denn auch nicht mehr ausgehen und keine Besuche mehr empfangen?“

„Nein, wir haben das nicht nötig; starke Menschen kommen mit sich selber aus; du wirst das alles später noch verstehen lernen.“

„O, das verstehe ich auch heute schon; wenn du es nur aushalten kannst.“

„Wieso?“

„Du bist oft so merkwürdig still; so bist du früher ganz entschieden nicht gewesen. Kommt das alles von deinem Mann?“

„Schweige jetzt!“

„Ich schweige ja schon; aber du tust mir riesig leid, arme, liebe Mama.“

„Das ist gar nicht nötig. Nee, dat haben wir nit nötig!“ Die seltsame Frau rief es fast, als sollte es irgendwohin in die Weite schallen.

„Schließlich hast du doch auch mich noch, Mama! Weist du, daß ich dich sehr lieb habe?“

„Du bist mein gutes, liebes Schwatzaul! Ja, das bist du! Wenn ich dich nicht hätte!“

„Wenn wir unsere Verwandten einladen, dann ist alles gut.“

„Geh jetzt in den Garten; ich habe noch zu tun.“

Da kläffte die Dogge mächtig auf, und zugleich ging die alte Torschelle.

„Du, das ist kein anderer als der Herr Kommerzienrat; ich merke es an der Schelle.“

„Ja, ja, also tummle dich in den Garten!“

\* \* \*

Herr Kommerzienrat Bendermann verwaltete seit dem Tode seines Freundes Larisch das Erbe und Vermögen der Frau Albertine. Der alleinstehende alte Herr unterhielt mit der jungen Frau regelmäßigen Verkehr. Das kleine Tintchen war sein erklärter Liebling. Als er jetzt draußen im Vorgarten auftauchte, wirbelte das schlanke Kind ihm wie ein Windstoß entgegen, schmatzte ihn auf die Backen und betastete die Taschen seines englischen Staubmantels. Der würdige Lordmensch, wie sie ihn getauft hatte, stand dabei stramm wie ein Rekrut.

„Ist das alles für mich, Großpapa Bendermann?“

„Wird wohl so sein, oder gibt es hier noch andere Grünspechte?“

„Nicht die Spur, Großpapa. Meinen verbindlichsten Dank auch! Du, die Pralines mußt du unbedingt mal probieren! Schnabel auf, bitte!“

„Aber nun muß ich doch —“

„O Verzeihung; ich habe mal wieder Schnabel gesagt. Ich wollte natürlich in aller Höflichkeit und Ehrfurcht sagen: Bitte, geruhen Herr Kommerzien . . .“

„Nein, nein, das mag ich überhaupt nicht hören! Ist die Frau Mutter daheim?“

„Von ganzem Herzen. Du, Großpapa, wenn du Lust hast, darfst du mich nachher im Garten besuchen; ich werde dich mal durcheinander schaukeln.“

„Das wollen wir ruhig bleiben lassen; ich bin genügend durcheinandergeschaukelt, du wilde Krabbe!“

„Also nicht; ich tät's sonst für mein Leben gern!“

„Ich gehe jetzt zur Frau Mama; daß du mir keine dummen Streiche machst! Neulich hast du mir die Ärmel am Mantel vernäht; es war drauf und dran, daß ich mich geärgert hätte.“

„Das steht dir gar nicht zu deinem vornehmen Lordgesicht!“

„Also weg da; auf Wiedersehen, Spatz!“

„Thank you, Mylord!“

Frau Albertine kam dem alten Herrn entgegen.

„Hat Sie das ausgelassene Ding mal wieder überfallen, lieber Herr Kommerzienrat?“

„Was will man machen? Schließlich ist es gar nicht anders zu erwarten! Wie geht's alleweil?“

„Danke, man muß sein Schicksal tragen.“

„Wenn man sich an der rechten Quelle die Kraft dazu holt, gelingt's auch!“

„Ja, ja, ich bestreite das ja auch nicht, und Sie meinen es gut; das weiß ich.“

„Warum sind Sie denn wieder so aufgereggt?“

„Lesen Sie mal diesen Brief, bitte!“

Der alte Herr las:

„An Frau Albertine Kubik, geb. Kropmann!

Liebe Albertine!

Du siehst, ich nenne Dich noch immer wie gewohnt. Daran solltest Du Deine eigene Schuld erkennen. Ich bin an dem unseligen Zerwürfniß unschuldig wie ein Kind. Ich habe über all das Furchtbare sehr oft nachgedacht, das Du über mich gebracht hast und nach dem Warum gesucht. Es ist nichts anderes, als deine hochfahrende, keinerlei Gesetz und Sitte ertragende Art, sonst nichts.

Man hat das in Deinen Kreisen oft so. Wenn ein Mensch aus den niederen Gesellschaftsklassen durch Zufall zu Reichtum kommt, wird er oft hochmütiger und unduldsamer, als der geborene Herrscher. Ich habe Dich rechtschaffen lieb gehabt und komme aus einem Gesellschaftskreise, dessen Zugehörigkeit ein Vermögen nicht nur aufwiegt, sondern gerade Dir ein gesellschaftliches Ansehen verschafft, das Du durch Dein interessantes Erbe nie und nimmer erworben hättest. Denn Du mußt nicht vergessen, daß das Larsch'sche Erbe Dich durchaus nicht erhöht, sondern erniedrigt. Daran kannst Du ermessen, welch schweres Opfer ich brachte und daß ich Dich wirklich liebte, als ich Dich trotz alledem zur Ehefrau nahm, sogar Deinem vor unserer Verhehlung geborenen Kinde meinen Namen verlieh. Durch mich wurdest Du in die feinsten Lemper und bergischen Kreise eingeführt. Ohne mich wärest Du bei all Deinem Reichtum unmöglich geblieben für jedermann, der auf seinen Ruf zu achten hat. Bedenke das alles doch, liebe Albertine. Ich leide unter dem Zwiespalt mehr, als ich verdiene. Außer den schweren Sorgen im Geschäft, dessen ganze Verantwortung auf mir lastet, muß ich nun auch noch heimatlos, wie ein Verbannter durchs Leben wandern und mich stündlich an mein Elend erinnern. Du hast die von mir begehrte Scheidung abgelehnt. Darum kann ich von Rechts wegen verlangen, daß mir mein Heim wieder geöffnet werde. Du siehst, wie versöhnlich ich nach allem schreibe. Du mußt einsehen, daß ich von Dir nichts Unnatürliches verlange. Ich will nichts, als daß Du Deine Proletenart aufgibst und Dich als wirklich vornehme Frau erweist, Dich würdig machst des Namens, den ich Dir verliehen. Also bitte ich Dich dringend: finde Dich mit mir ab. Willst Du das auch jetzt nicht, so bin ich gezwungen, so unsagbar unwürdig es mir erscheint, Dich durch die Rechtsgesetze zurecht zu bringen. Ich bin noch immer

Dein

Ewald Kubik.“

Der alte Herr las das Schriftstück mit derselben ruhigen Aufmerksamkeit, mit der er das ganze ihn berührende Leben übersah.

„Das ist allerdings stark! Das kann er nicht verantworten. Ich kann ihn nun auch Ihnen gegenüber nicht mehr in Schutz nehmen. Der bedauernswerte Mensch ist geistig nicht normal. Einen so merkwürdigen Klassenhochmut habe ich noch an keinem gesunden Menschen gefunden. Ich habe nun auch den Schlüssel zu seinem auffallenden Benehmen den Arbeitern gegenüber. Nicht, als hätte ich Engel in meiner Fabrik, aber es sind doch Menschen, wie er und ich, und ihr Armutszustand verlangt mit Jug und Recht viel Rücksicht auf ihre Schwächen, erst recht, wenn man sich, wie Ihr Mann, nicht dazu entschließen kann, in jedem Menschen vor allen Dingen den gleichgeborenen Menschen zu achten. Ich war damals, als die geheimnisvolle Hand im Dunkel der Nacht erschien, um durch die Unterstützung der Streikenden mir einen großen Schaden zuzufügen, mehr erstaunt, als entrüstet, und ich habe nicht gesäumt, auch den den Arbeitern zugefügten Schaden gut zu machen, sehr gut zu machen, denn heute ist ganz Lempe gezwungen, den Leuten denselben zeitgemäßen Lohn zu bezahlen. Nicht Kubik, sondern ich selber bin der Veranlasser der Einigung mit den Streikenden. Jetzt, nachdem ich diesen skandalösen Brief gelesen habe, wäre ich bereit, die geheimnisvolle Hand zu drücken, die mich durch Schaden klug gemacht hat!“

„Dann drücken Sie diese Hand, Herr Kommerzienrat!“

„Wie, was? Um alles in der Welt, gnädige Frau, Sie haben den Streik bei mir finanziert?“

„Jawohl, ich habe es getan, und Sie selber sagen ja, daß ich es nicht zu bereuen brauche.“

„Nein, das geht mir denn doch auf die Nerven! Also so entschleiert sich das geheimnisvollste Kapitel der Lemper Geschichte! Warum taten Sie das denn eigentlich?“

„Vielleicht ist auch das ein Beweis meiner proletarischen Herkunft, Herr Kommerzienrat. Ihr Teilhaber bringt mich zum erstenmal darauf. Zuerst habe ich wirklich gemeint, ich hätte einen andern Grund gehabt.“

„Sie haben zuerst gemeint, Sie hätten einen andern Grund gehabt? Was mag das wohl für ein Grund gewesen sein? Doch nicht etwa, weil Sie diesen Mann so hassen?“

„Doch, das erschien mir als der erste Grund. Ich war mir des wirklichen Grundes nicht bewußt! Ihr Teilhaber hat recht: zwischen ihm und mir liegt ein Abgrund, das ist die gesellschaftliche Herkunft! Ich konnte unbewußt meine Herkunft nicht verleugnen.“

„Nein, diese Lösung hatte ich nicht erwartet! Aber ich bekenne gern, daß Sie mir grenzenlosen Respekt einflößen, gnädige Frau!“

„Bitte, nennen Sie mich fortan nicht mehr gnädige Frau, Herr Kommerzienrat! Ich will nun auch die letzte Grenze niederreißen, die mich von mir selber scheidet. Ich will nichts sein, als die reich gewordene Plüsmeisterin Albertine Kroppmann, die Mutter meines unehelichen Kindes, die Frau, die ihre Schande mit einem Millionenvermögen bezahlt erhielt! Ich werde das Erbe stets im Interesse der rechtmäßigen Erbin verwalten. Mein Kind ist die Tochter des verstorbenen Herrn Larisch, das Erbe des Vaters an die Tochter ist doch auf jeden Fall sittlich einwandfrei, oder denken Sie anders, Herr Kommerzienrat?“

„Nein, nein, beruhigen Sie sich nur; Ihre ganze Auffassung fordert meinen Respekt heraus.“

„Also, ich bin Ihnen dankbar! Bitte, verstehen Sie mich auch hier weiter: Ich will Ihrem Teilhaber die Verfügung über die fünfhunderttausend Mark entziehen, die ich ihm übergab und sage Ihnen das hiermit, weil Sie meines Kindes Vermögen verwalten. Leider kann meine katholisch geschlossene Ehe nicht geschieden werden, sonst würde ich ungesäumt auf Scheidung antragen.“

„Ich will Ihnen, nur zu Ihrer Unterrichtung, sagen, daß, seitdem wir eine Zivilehe haben, die Zivilscheidung auch zur Scheidung jeder Ehe ausreicht.“

„Nein, nein, ich bleibe bei dem, was ich bin. Eine katholische Ehe kann nicht geschieden werden! Aber ich werde mein Kind in Zukunft nicht mehr mit dem Namen Ihres Teilhabers nennen lassen; sie ist und bleibt Albertine Kropp-“

mann. Auf diese Weise ist sie auch nicht der Gefahr ausgesetzt, in der ihre Mutter um ein Haar gekommen wäre.“

„Sie nehmen mir mit Ihrer Handlungsweise auch den Teilhaber, und ich werde mich anderweitig umsehen müssen. Aber das kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Wenn Sie mir vertrauen, werde ich auch fernerhin suchen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, allerdings ist das ganz und gar Ihre Sache.“

„Ich bitte herzlich: behalten Sie das Vermögen meines Kindes unter Händen, bis Albertine selber darüber verfügen kann. Wollen Sie es tun, so schätze ich es als eine Ehre und auch — ich wollte hinzufügen: und auch als Freundschaftsdienst; aber ich weiß ja nicht, wie Sie innerlich zu mir stehen. Ihr Teilhaber hat ja doch recht mit seinem Vorwurf, ich bin und bleibe ja doch nach wie vor die Kroppmanns Albertine.“

„Dann bitte ich Sie in alter Freundschaft, mich als Ihren Sachverwalter anzusehen. Genügt Ihnen das, stolze Frau?“

„Nun soll ich am Ende auch noch stolz sein!“

„Können Sie denn nicht verstehen, daß Sie den buchstäblich stolzesten Mann von Lempe tief in den Staub beugen? Zum Bettler können Sie ihn nicht machen; denn Kubik kann jede andere heiraten; aber in den Staub gebeugt haben Sie ihn, wie nie ein Mann von einem stolzen Weibe gebeugt wurde! Das muß ich sagen. Wie soll der es auch noch ertragen, daß Sie, seine eigene Ehefrau, den Streik der Arbeiter gegen ihn finanziert haben? Das ist ja so fabelhaft, daß kein Romandichter es erfunden haben könnte!“

„Werden Sie es ihm sagen, Herr Kommerzienrat?“

„Das werde ich wohl müssen; denn sonst sagen Sie es ihm noch selber.“

„Ich würde es sonst im Kreisblatt bekannt machen.“

„Nein, nein, das lassen Sie fein bleiben! Sie blamieren ja die ganze Lemper Geschichte für alle Zeiten!“

„Ich werde mit meinem Kinde Lempe verlassen; das plane ich schon längst.“

„Das finde ich nun doch unnötig und unbegründet; es ist doch Ihre Heimat!“

„Gewesen, ja! Aber nun ist alles gründlich anders geworden. Es sei denn, daß ich wieder in die Fabrik gehen müßte, und das habe ich nicht nötig.“

Sind Sie denn so sehr auf Verkehr angewiesen, Sie starke Frau? Machen Sie es doch wie ich! Ich arbeite tagsüber, lese die Zeitung, angle abends, gehe Sonntags in die Kirche und werde alt und weiß dabei! Seit auch meine Frau gestorben ist, fühle ich mich allein am wohlsten und Sorge dafür, daß man mich in Ruhe läßt! Machen Sie es doch auch so! Sie haben obendrein noch Ihren jungen Tollpatsch; der kann mit seiner Klugheit ja fast Ihre Freundin sein! Diesen Edelstein müssen Sie peinlich hüten und womöglich beizeiten in eine Fassung bringen! Wenn ich einen Witz machen wollte, so würde ich sagen: Wäre ich vierzig Jahre jünger, so würde ich Ihnen beiden einen Heiratsantrag machen, dann wäre uns Dreien geholfen! Da das aber gegen die Liebe geht, die ich meiner unvergeßlichen Frau auch übers Grab bewahre, so bitte ich mich gütigst zu entschuldigen und mich zum Abendbrot da zu behalten, meine Haushälterin wird das schon entschuldigen müssen!“

„Ach ja, wenn wir Sie nicht hätten, wie könnten wir armen Menschen es hier noch aushalten? Wir danken Ihnen mehr als wir selber wissen!“

„Na, wer hier mehr oder weniger zu danken hat, das wollen wir unerörtert lassen, jedenfalls macht es mir herzliche Freude, in eurem einsamen Bunde der Dritte zu sein! Allein Ihr junger Tollpatsch ist wert, daß man sich des Lebens freut!“

„Heute abend gibt es bei uns nichts als bergische Balzbäuschen!“

„Wenn Sie die jeden Tag backen, komme ich jeden Abend!“

\* \* \*

In den nächsten Tagen lud Frau Albertine wirklich ihre Schwiegerin Liese und den jungen Hans zum Mittagessen ein. Tindchen hatte es sich nicht nehmen lassen, ihren Namen eigenhändig auf das goldgeränderte Kärtchen zu setzen.

„Dann kommen sie ganz gewiß, Mama!“ rühmte sie.

„Wer weiß, ob die überhaupt kommen?“

„Oha, die werden nichts lieber tun, das sage ich dir, Mama!“

Unverweilt brachte die Post aber eine ablehnende Antwort. Frau Lies schrieb mit ihren Krabensfüßen:

„Geehrte Frau Kubik ihre Einladung können wir leider nicht folgen, da wir sehr vil zu tun haben.

Frau Elise Kroppmann.“

Die reiche Dame wurde blaß bis in die Schläfen.

Tinchen rief in heller Aufregung: „Was ist los, Mama?“

Die Mutter reichte ihr die ablehnende Antwort, sagte barsch: „Tun wirst du wohl genug haben, ich tat es nur deinetwegen, mit solchen Leuten ist nicht gut verkehren!“

„Das ist doch merkwürdig, nein, wie ist das komisch! Warum mögen die denn nicht kommen wollen? Wie ist es überhaupt so komisch bei den Kroppmanns!“

„Wirf den Zettel in den Ofen, sofort!“

„Der Hans käme von Herzen gern, ganz gewiß, aber was mag die Tante eigentlich gegen uns haben?“

„Du hast keine Tante, verstanden? Rege mich nun nicht mehr mit solchen albernen Geschichten auf!“

Frau Albertine war sichtlich ganz fassungslos. Trank ein Glas Wasser in einem Zuge leer.

„Der Hans wäre ganz gewiß gern gekommen, den kenne ich doch!“

„Höre auf, bist du denn taub? Ich rate dir, daß du mir nicht noch ein einziges Mal mit dem Burschen zusammenkommst, oder du sollst deine Mutter kennen lernen! hast du mich verstanden?“

„Warum du dich nur so aufregst, liebe Mama!“

„Schweige, sofort!“ Fast hätte die aufgehobene Hand das Kind getroffen. Frau Albertine war an der letzten Stelle auf den Tod getroffen, wo sie nach ihrer Meinung unverletzlich war, in ihrem natürlichen Recht. In jenem Recht, das sie dem Herrn Kommerzienrat Bendermann so wüchtig vorgeführt, daß der sie das stolzeste Weib genannt. In jenem Recht, auf Grund dessen sie sich von dem vornehmen Lumpen Kubik und seiner Klasse losgesagt, um sich in das

„königliche Proletariertum“ der armen Plüsmeisterin Albertine Kroppmann zu retten. Heute wurde ihr auch dieser Boden mit einem Ruck entzogen. Jenes dumme, kleine Frauenzimmer im Hause des lutherschen Pfaffen bestritt ihr das Recht der Armut, stieß sie mit einem verächtlichen Fußtritt in den kalten Tempel ihres sündigen Reichthums zurück.

In der Nacht beschloß sie zu reisen. Gleich am nächsten Morgen ließ sie packen und am übernächsten Tage reiste sie mit dem Töchterlein ab, zuerst in die Schweiz.

\* \* \*

Das einladende Brieflein der reichen Frau an die arme Schwägerin hatte eine kleine Geschichte. Der junge Hans tappte mit seinem destigen Stiefeltritt durch das Oberhaus und sang ein fideles Lied; er kam gerade von dem gemeinsamen Wege mit seiner schönen Nichte zurück.

Frau Liese, die bei ihrer Arbeit gern in sich hinein sinnierte, zum Sinnieren gern die nötige Stille hatte, kam aus der Küche heraus, stieg eine halbe Treppe aufwärts, „fispelte“ ihrem geliebten Sprößling halblaut zu, das heißt, was sie halblaut nannte:

„Sag, du Malefizjung, bisde mich nu gleich still! Wat soll der Herr Pastor denke, der kann ja jarnit arbeite bei deine Kräherei . . .!“

„Zu Befehl, Frau Lies, ich halte schon den Schnabel, nir vor unsut, Frau Lies!“ So spottete der Junge, warf seiner Mutter dabei eine schmatzende Kuffhand zu.

„Ich jlaub, du Hammel wills deine alte Mutter auch noch foppen, wat . . .? Paß auf, dat ich dich nit mal rauf komm, dann sollste wat erleben!“

„Bitte sehr, Frau Lies, von mir aus steht Ihrem werten Besuch nir entsegen!“

Frau Lies hätte den Disput ganz gewiß noch weiter in die Länge gezogen, denn man sah ihr an, wie sie das Lächeln arg verbiß, wenn nicht das mächtige Basflachen des Herrn Pastors durchs Haus geschallt wäre, just, als täte ein gut bergisches Donnerwetter sich im ersten Stadium kund. Zugleich erschien die Hünengestalt des Pfarrers in der Studier-

zimmertür, man erkannte auf den ersten Blick, daß seine Seele kreuzvergnügt war. Irgendwo tauchte dann auch die Frau Pastor auf, frug nach unten und nach oben: „Wo brennt's denn, Kinders?“

„Du hättest mal den Silu von Liese beobachten sollen, das hätte ich hinter dem kleinen Korkstoppen in meinem Leben nicht gesucht!“ rief der Pfarrer.

„Ich, Herr Paschtor? Wat meinense denn nu eigentlich, datse mir meinen?“

„Na, wissen Sie, liebe Lies, wenn Sie nächstens mit Ihrem Sprößling nicht zuwege kommen können, dann tun Sie wenigstens nicht, als ob Ihnen soviel an meiner Studdierruhe läge!“

„No, wenn mr nix drum jibt, is et auch nicht recht!“

„Nun hören Sie aber auf, Frau Lies, jetzt beginnen Sie Fallstricke zu legen; auf den Leim gehen wir Männer nicht. Komm herein, mein Junge, erzähle mir, was du heute Schönes erlebt hast und das andere dazu!“

Der freundliche Pfarrer warf seiner Frau eine Kusshand zu und raunte der Lies zu:

„Es war freilich ehrlich gemeint, gelt Frau Lies?“ und nahm den jungen Burschen beim Kragen, verschwand mit ihm in der geheimnisvollen Studierstube.

„Nun, ordentlich gelaufen, mein Sohn? Draußen nicht gelesen? Tüchtig Sonne geschaut?“

„Jawohl, Herr Pastor!“

„Auch was besonderes erlebt?“

„Jawohl, Herr Pastor!“

„Das muß schon was Besonderes gewesen sein, sonst gäbst du nicht so abgehackte Antwort, mein Junge!“

„Ich habe meine Nichte Albertine Kroppmann getroffen und sie nach Hause begleitet, meine Tante ladet uns mal ein, glaube ich!“

„Deine Nichte heißt Albertine Kubik, soviel ich weiß; wie kommst du auf einmal an den Namen Albertine Kroppmann, Junge?“

„So steht auf ihrer Karte, drum wird es wohl stimmen, Herr Pastor!“

Hans zog das seine Kärtchen aus der Tasche, tat, als wolle er sich noch besonders vergewissern. Der Pfarrer las im Husch und dann noch mehrere Male mit sinnenden Augen das merkwürdige Geheimnis der Mädchenadresse, gab sie dann zurück, ohne noch einmal drauf zu kommen.

„Und habt ihr euch gut unterhalten? Worüber redetet ihr eigentlich? Das muß doch interessant gewesen sein, wenn zwei so pfißige junge Leutchen sich treffen!“

„Geredet haben wir nicht besonders viel, wir haben Schinkenbrote gegessen und sind mit der Riesendogge um die Wette gelaufen!“

„Das war allerdings eine sehr gesunde Unterhaltung, mein Junge, besseres konntest du nicht tun! Sagtest du nicht, daß deine Tante euch einladen will?“

„Ja, das sagt wenigstens meine Nichte, die schwätzt allerdings mancherlei.“

„Ei, ei, das Doppelkonzert hätte ich gern hören mögen!“

„Meine Nichte ist außerordentlich klug, Herr Pastor, sie sieht aus wie ein vornehmes Mädchen, wenn ich den Herrn Pastor bitten darf, daß meine Mutter mich gehen läßt, wenn wir eingeladen werden; ich glaube nicht, daß meine Mutter mich gehen läßt!“

„Wenn deine Mutter dich nicht gehen läßt, wird sie wohl triftige Gründe haben, mein Junge, dahinein kann ich nicht reden. Legst du denn so großen Wert darauf?“

„Ja, ich ginge sehr gern einmal ins Haus meiner Tante; ich habe ja noch kein einzigesmal die Schwelle betreten, meine Mutter will es nun einmal nicht, ich meine, es sei unrecht!“

„Halt, halt, mein Junge, so weit geht hier die Redefreiheit für solche Grünlinge doch nicht, du weißt, daß man in solchem Ton nicht von seiner Mutter spricht, gelt?“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Pastor, aber es ist doch meine Tante, die Schwester meines verstorbenen Vaters, und das Tindchen ist meine einzige Nichte; es sind doch ordentliche Leute, wenn sie auch reich sind!“

Der Pfarrer sah den Burschen sinnend an.

„Wir wollen mal mit deiner Mutter darüber reden, nicht wahr?“

„Ich danke recht schön, Herr Pastor; wenn sie es nur tut!“

Frau Liese bekam die Einladung bereits am übernächsten Morgen. Aber sie war in dem Pfarrhause so sehr ihr eigener Herr, legte auch offenbar so großen Wert auf diese Selbstständigkeit, daß die ganze Geschichte ruhen blieb. Sie schickte die selbstgeschriebene Ablehnung hinaus, damit war für sie die Sache abgetan. Bis der Pastor sie mitten in der Arbeit stellte, gleich aufs Ganze kam.

„No, hat die Frau Schwägerin Albertine noch keine Einladung geschickt?“

Das Lies war anfangs ein wenig verduzt. Dann gab sie verhalten zurück: „Die hat schon mal wat zu verschicken, et is nit so wichtig!“

„Einen weiß ich, der auf den Besuch ganz versessen ist!“

„Dat soll wohl sein, Herr Pastor, jedenfalls wird nit draus!“

„Warum? Darf ich mir diese Frage mal erlauben, Frau Lies. Warum?“

„Och, wissen se, dabei hab ich meine Gründe; ich weiß schon, wat ich zu tun hab, Herr Pastor!“

„Hören Sie mal, Frau Lies, wenn nun Ihr Gott und Vater hinter dieser Einladung steckt, würden Sie auch dann noch die Verantwortung übernehmen!“

„Aee, nee, Herr Pastor, ein für allemal, da wird nit draus, ich betret die Schwelle der Albertine nit, und mein Jung auch nit, solange ich leb nit, nee nee, ich weiß schon wat ich sage, dat slaubense nur, Herr Pastor!“

Ganz warm war sie geworden.

„Haben Sie denn auch schon das Gefühl gehabt, daß Sie für Ihre Schwägerin beten sollen? Und haben Sie schon für die Frau gebetet, deren Schwelle Sie nicht betreten wollen, trotz der Einladung?“

„Dat is mich alles schon recht, alles mag recht sein, aber dat ich in dat Haus von die Kroppmanns Albertine jehen soll? Eher kömmense mich köppen! Ich muß dem dummen Jung besser auf die Finger kucken! Wenn der Pastor werden will, dann muß er die Nase von die Kroppmanns Albertine ablassen, dat sag ich.“

„Frau Liese, Sie haben vor dem heiligen Gott, der Ihnen soviel verziehen hat, noch mancherlei vom alten Menschen abzulegen, das sage ich, haben Sie verstanden, Liese?“

„Dajenen hab ich nit einzuwenden, Herr Pastor, aber ich meine in alle Bescheidenheit, dat man das Lies schon so nehmen muß, wie sie jebacken ist!“

„Und die Frau Schwägerin natürlich nicht, he, Frau Lies? Die ist doch auch gebacken!“

„Die is auch danach!“

Es war also nichts zu machen. Der junge Hans durfte den so glühend ersehnten Gang nicht tun, denn im evangelischen Pastorenhause galt das Wort einer Mutter auch dann, wenn es nicht ganz in der Ordnung war.

Merkwürdig, seitdem ging mit dem Burschen eine auffallende Veränderung vor. Er wurde zerstreut, wurde aufgeregter, schrak bei der kleinsten Kleinigkeit zusammen, ja, er hatte oft gar keinen Appetit. Seiner Mutter ging er möglichst aus dem Wege. Nach einigen Tagen, solange hielt er sich in der Gewalt, dehnte er seinen täglichen Spaziergang bis zur Ansthöhe aus. Fürchte eine Zeit lang um die Kubische Villa, sah, ob die Juno vor der Hütte lag und war froh darüber, lauschte in das ihm so leidenschaftlich verschlossene Paradies des Parks hinein, in die Luft, in die Weite, in die feinen Grasraime und in die alten Rotbuchen, sah tausenderlei, nur nichts von dem Leben, das er suchte. Bis ihm auffiel, daß in den beiden Stockwerken alle Fenster dicht verhangen waren, nicht nur auf der Sonnenseite, sondern auch auf den anderen drei Fronten. Da raffte er sich zu einem kühnen Entschluß auf. Ging zum Tor des Vorgartens, schellte. Juno schlug an, er mußte zweimal schellen, bis die alte Annemarie erschien, die mißtrauische Augen über den jungen Besuch gehen ließ. Dann frug sie kurz, von der Unterhaustreppe aus:

„No, wat is jefällig?“

„Ist Frau Kubil nicht zu Hause, und das Fräulein?“

„Aee, die Herrschaft is nit zehaus, wat sollse dann?“

„Sind sie denn verreist?“

„Dat is möglich jenug, warum?“

„Wollen Sie denn nicht so freundlich sein und mir sagen, wann sie wiederkommen?“

Der Junge frug der Annemarie offenbar zuviel, das ver-  
trug sie nicht.

„Ich hab bereits en Duzend mal je fragt, wat dat soll.  
So kann jeder kommen; auf die Knushöh muß mir so nit  
fragen, verstanden?“

„Na, ich werde doch nach meiner Tante und meiner Nichte  
fragen dürfen!“

„Tante, wieso Tante, wer bisde denn, Jüngken?“

„Ich bin der Vetter Hans Kroppmann, wenn meine Tante  
zuhause ist, dann sagen Sie es ihr nur, Sie werden dann  
schon hören, was zu tun ist!“

„Na nu blos nit so eifrig, Jüngken; die Herrschaften sind  
weit verreist, die werden so rasch nit wieder in Lempe sein,  
denk ich!“

„Wohin, wissen Sie wohl nicht, wie?“

„Oh, wohin die reisen? Ich kenn nir von die Welt,  
ich kenn blos Lempe, ich hab sowat von die Schweiz läuten  
hören! Also du bis dem Kroppmanns Lies sein Hans? Wer  
hätt dat jedacht! Bisde noch immer bei dem lutherschen  
Paschtur?“

Der Junge gab keine Antwort mehr. Lief den Kopf  
hängen, machte, daß er von der Knusthöhe herunter kam,  
ertappte sich auf einmal darüber, daß er denselben Weg ging,  
den er zuletzt mit Tinchen und der Dogge gemacht, und eilte  
auf den Walkmühlenteich zu. Unterwegs entdeckte er noch  
das feinbedruckte Papier, in das seine Nichte eine Schokoladen-  
tafel eingewickelt hatte, betrachtete es andächtig und steckte  
es in sein Skizzenbuch. Er fand die Plätze, wo sie neben-  
einander im Gras ausgeruht, ließ sich überall nieder, schaute  
sinnend dahin, wo das Tinchen gelegen. Schließlich landete  
er in dem Busch hinter dem Weiher, warf sich auch dort  
nieder, dort, wo sie beide gelegen und die Schinkenstullen  
verzehrt hatten. Das blaue Seidenbändchen, mit dem das  
Palet verbunden gewesen, hing noch immer im Schlehdorn,  
er holte es behutsam herunter, steckte es ins Skizzenbuch.  
Dann umging er den Teich talab und stand auf einmal

seinem Freund gegenüber, dem Jakobis Fritz. Er hatte ihn  
seit der Kahnfahrt nicht mehr zu Gesicht bekommen. Jetzt  
saß der junge „Knippsschilder“ auf einem Stein und schrieb  
in ein Taschenheft.

„Hallo, Jakobis Fritz, was treibst du dich denn hier in  
der Wildnis herum, Kerl?“ Man hörte ihm an, daß er  
sich freute.

„No, hasde denn am Ende hier wat zu sagen?“

Das klang ganz und gar nicht freundlich. Der Hans sah  
den andern erstaunt an. So hatte der ihn noch kein einziges  
Mal abgekanzelt.

„Was ist denn mit dir los, Mensch, warum ranzst du  
mich so an?“

„Dann frag nit so dumm, verstanden!“

„Du bist mir auf einmal ein kurioser Ami, nimm's nicht  
krumm!“

„Wer von uns beiden der kurioseste ist, das fragt sich  
noch!“

„Sag du, ich glaube fast, du hast dich über mich geärgert,  
was?“

„Wieso?“

„Na, du weißt wohl, was ich meine, — wegen dem —!“  
Er wies mit dem Daumen nach der Seite, wo der Teich lag.

„No, weißde, nobel war et jrad nit, einen so wie en Hund  
stehen zu lassen!“

„Och Mensch, so sei doch nicht meschugge, ich hab dir ja  
sogar die Schinkenstulle bringen wollen, aber wer verdustet  
war, das war der Jakobis Fritz!“

„Ich habe eure Schinkenstullen nit nötig, aber einen Freund  
behandelt man nit so, du bis doch auch nir andres als ich,  
oder doch?“

„Fritz, das is Quatsch! Sei doch nicht so unmännlich!“  
Dabei warf Hans einen Blick nach dem Notizenheft des  
andern, er hatte längst danach geschickt.

„Machsde auch Jedichte, Fritz? Das tut heut jeder Aff!“

„Dann bisde also auch einer, nit wahr?“

„Worauf dichtetst du denn, Mensch? Laß doch mal schauen!“

„Dat jehd dich nir an, ich les deine Jedichte ja auch nit!“

„Katsch, hatte der Hans ihm das Hest entrisen, die Augen hasteten nach dem Gekritzeln, die eine Faust wehrte den wütenden, freideblassen Jakobis Fritz ab.

„Das ist ja interessant! Wer ist deine Seenire denn, was?“

„Willsde mir nu mein Buch wiedergeben, sofort?“

„Erst will ich wissen, wer diese Seenire ist!“

„Bekümmer dich um deine Seeniren, her mit dem Hest oder ich werd unjemütlich!“

„Das nehme ich bis morgen mit mir, morgen bringe ich es dir zurück, Fritz!“

Der Jakobis Fritz verstand jedenfalls die verhaltene Aufregung bei dem andern und er mochte auch sonst nicht ganz rein im Kamisol sein, denn er sprang mit einem Satz auf den Freund los, um nach dessen Tasche zu greifen. Aber der Hans war ihm gewachsen. Er schüttelte ihn mit einigen sicheren Griffen ab und sagte: „Immer fein ruhig, das weißde doch, Junge!“

„Wenn du mir nicht sofort das Hest wieder gibst, schlage ich dir mit einem Stein den Schädel kaput!“

„Immer ruhig, du glaubst ja selber nicht, was du da quatschest, du weißt, daß ich dir gewachsen bin!“

„Ich steche dich mit meinem Taschenmesser tot, kaput mach ich dich!“

Der Hans mußte ihm wirklich erst das Messer abringen und in den Teich schleudern. Und als der noch immer nicht beigab, aufs neue mit einem dicken Stein losging, trieb er ihn mit einigen Ohrfeigen in die Flucht. Dann eilte er selber heim, in sein Stübchen, las die Geschichte der Jungburschenliebe des Jakobis Fritz zu der Seejungfer, dem Tintchen Kropfmann.

Beim Abendessen sah er so merkwürdig aus, daß der Herr Pastor sagen mußte: „Was ist denn mit dem Jungen los? Kuckt euch doch mal den da an! Was machst du für ein Gesicht, mein Junge, he? Mal frisch von der Leber gesprochen, das bitte ich mir nun doch mal aus!“

„Och, ich möchte überhaupt gar nicht Theologie studieren!“

„Was? Du möchtest überhaupt nicht Theologie studieren? Was möchtest du denn studieren?“

„Ueberhaupt nix, ich hab keinen Spaß mehr dran!“

„Nur weil deine Mutter nicht wünscht, daß du deine Tante besuchst?“

„Ich möcht am liebsten zu Bett, ich habe Kopfschmerzen!“

„Schau mich mal an, Junge, so, hast du wirklich Kopfschmerzen?“

Heucheln konnte der Junge nun einmal nicht. Er wandte sich voll Scham ab. Aber um die Augen legte sich ein merkwürdiger Trieb zum Weinen.

„Nein, ich bitte um Verzeihung, ich habe gelogen!“

„So leicht wird dir also bereits die schwere Sünde, Hans?“

Der Bursche wand sich unter dem tiefernsten Mahnerauge des väterlichen Erziehers.

„Mit wem warst du heute zusammen, Hans? Nicht wahr, das Lügen wird dir nicht leicht, du hast es soeben selber gesagt; also, mit wem warst du heute zusammen?“

„Nur mit dem Fritz Jakob!“

„Hattet ihr Streit?“

„Jawohl!“

„Warum, mein Junge?“

„Ach, ich kann es nicht sagen, Herr Pastor, bitte, lassen Sie mich doch zu Bett gehen!“

„Nein, daraus wird nichts. Ich bin dein alter Freund, ich vertrete die Stelle des Vaters an dir, ich will doch mal sehen, ob mein lieber Herzensjunge es zuwege bringt, seinen besten Freund auf Erden zu hintergehen!“

„Der Jakobis Fritz macht Gedichte auf meine Nichte!“

„Hurra, also so läuft der Hase! Der Fritz Jakob macht Gedichte auf deine Nichte, und weil du selber welche auf sie machst, bist du aus Rand und Band, nicht wahr! Aber Mensch, was geht es dich an, wenn der Fritz den Pegasus reitet, nimmt er dir am Ende die Konkurrenz übel?“

„Ich will es nicht haben, nein, ich dulde es unter keinen Umständen!“

„Ihr habt euch doch nicht gar verhauen, was?“

„Er wollte mich mit dem Messer kaputstechen, da habe ich ihm das Messer abgenommen und ihn davongetrieben!“

„Merkwürdig, der Fritz ist doch sonst so bedächtigt. Was hast du ihm denn getan, daß er dir mit solch blutrünstigen Sachen auf den Leib rückt?“

„Ich habe ihm selbstverständlich das Hest mit den Gedichten abgenommen!“

„Selbstverständlich sagst du? Ei, mein Junge, wie kannst du da noch selbstverständlich sagen? Einen größern Bock hast du in deinem ganzen Leben nicht geschossen! Es ist das Selbstverständlichste der Welt, daß du ihm sein Eigentum ohne Weiteres und sofort zurückgibst!“

„Das kann ich nicht, das ist unmöglich!“

„Dann gibst du es am besten mir, dann ist die Geschichte erledigt!“

„Es ist unmöglich, ich kann es nicht!“

„Schau mich mal an! Kannst du dir denken, daß ich in jungen Pennälerjahren auch Gedichte auf Seejungfern gemacht habe, und auch einmal drauf und dran war, meinen besten Freund, wegen solcher Amphibiengeschichte abzumurksen? Der Freund ist heutzutage ein bekannter Parteiführer, und er schreibt mir noch heute die schönsten Briefe und ich ihm!“

„Das kann ich nicht, einer von uns muß es sein lassen oder!“

„Was oder, nun?“

„Ich glaube, wenn er noch einmal Gedichte auf sein See-weibchen macht, dann werde ich verrückt! Ich will es durchaus nicht haben, durchaus nicht!“

Die schönen männlichen Blauaugen des Burschen hatten einen geradezu mörderischen Zug.

„Wir wollen nachher einmal darüber beten, mein Junge, nicht wahr, für den Fritz und auch für dich, ihr beide seid in derselben Gefahr!“

„Ich glaube nicht, daß ich jetzt beten kann, Herr Pastor, lassen Sie mich doch zu Bett gehen!“

„Damit du mir noch im Ernst krank wirst, Junge; — nein, daraus wird nichts, — wenn du selber nicht beten kannst,

dann bete ich für meinen lieben Jungen mit, und nun wollen wir erst Abendbrot essen!“

Die beiden Frauen hatten sich mit keiner Silbe in das Gespräch eingemischt. Nach dem Essen nahm der Pfarrer seinen Jögling mit sich in die Studierstube. Dort brach der aufgeregte Junge ihm unter den Händen zusammen.

„Aus dem Kroppmanns Haus kommt mich wat Sorge!“ klagte Frau Liese.

„Alle eure Sorge werfet auf den Heiland, Frau Liese! Gelt? Also!“

Man mußte dem Hans fast die ganze Nacht kühle Aufschläge machen, so heftig lag er im Fieber. Was er in seinen Phantasien zusammenreimte, grenzte ans Fabelhafte. Das leidenschaftliche Kroppmanns Blut gährte und kochte wie ein Vulkan. Die drei treuen Menschen sahen sich gegenseitig an, so hatte selbst die Mutter ihren Jungen noch nicht gekannt, wie er sich hier offenbarte.

„Dat jibt in seinem Leben kein Pastor!“ sagte sie kleinlaut.

„Dann wäre auch ich keiner geworden, Frau Liese! Denken Sie nicht schlecht von dem Kinde, das Sie unter dem Herzen getragen, und das auch die mütterlichen Geisteskräfte in sich hat!“

„Er is genau wie sein Vatter!“

„Ja, und ich war genau wie der meine! Solange Sie so fanatisch auf die Sünden der Menschen schauen, sehen Sie den Sünderheiland nicht, Frau Liese! Und Sie begehen jedesmal ein schweres Unrecht, wenn Sie anderer Missetaten anders beurteilen, als die eigenen! Merken Sie sich das auch betreffs Ihrer armen Frau Schwägerin!“

„Ja, ja, ich sag schon nix mehr, Herr Pastor, wennse sojar meinen, ich wär dabei im Unrecht, wat is dann schließlich noch Recht?“

„Gewiß, über diese wichtige Frage müssen Sie sich noch mit Ihrem Heiland auseinandersetzen!“

Der Bursche kam endlich zur Ruhe. Schief fest wie ein Klotz. Am nächsten Morgen um zehn Uhr erschien er zum Frühstück.

„Na, mein Junge? Nun hat man einen Mordshunger, gelt?“

„Herr Pastor, ich schäme mich von ganzem Herzen, es soll sowas nie wieder vorkommen, so Gott will!“

„Gott helfe dir in Gnaden, lieber Kerl, und nun wollen wir gemeinsam frühstücken!“

„Haben Sie denn noch nicht gefrühstückt?“

„Ja, denkst du denn am Ende, es schmecke mir ohne meinen Jungen?“

„Ich kann gar nicht sagen, wie ich mich vor Ihnen schäme, lieber Herr Pastor!“

Als Frau Liese den beiden Männern auftrug, konnte sie sich nicht satt sehen an dem aufs neue veränderten Gesichtsausdruck ihres Sprößlings. Die jetzige Veränderung allerdings war eine ganz auffallende, eine wirklich wohltuende, veredelnde. Vor Mittag noch trug der Hans dem Fritz die Seejungferngedichte wieder zu. Er freute sich offenbar selber über den Gang.

„n Morgen Fritz, du, deine Dichtkunst gefällt mir tausendmal besser als die meine, du wirst mal ein großer Dichter, und da sind sie wieder; ich danke auch vielfach dafür!“ So rief er dem Kameraden auf dem Hundehof zu.

„Au kommde mir auch noch so, nit wahr? Du bist ja der pure Kaal Bibighäuser!“

Der Bibighäuser war damals ein sehr gefürchteter Räuberhauptmann, der zwischen Lempe und dem Wuppertal sein Bandenwesen trieb und später 15 Jahre Zuchthaus bekam.

„Sei still, ich bringe dir ja den Raub zurück und bitte dich um Verzeihung! Du bist ein ganz feiner Kopp, unbedingt!“

„Jo, und dabei walkst du mich durch wie einen Hund, nit wahr?“

„Och, das ist ja alles bloß viertels so schlimm, Mensch! Nächstens walkst du zur Abwechslung mich mal durch! Sind wir nun wieder gut zueinander, Fritz?“

„Jo, meinetenwegen; wat soll man andersch machen, du bist mir ja doch über!“

„Unter keinen Umständen, nein, darauf gehe ich nicht ein,

Fritz, ich werde höchstensfalls lutherischer Pastor, was du aber noch wirst, das kann man sich gar nicht vorstellen; wir bleiben aber auf jeden Fall Freunde!“

Ueber das lebendige Objekt ihrer Feindschaft redeten sie kein Wort mehr. Und jedem sah man an, wie mächtig er innerlich dagegen ankämpfte.

„Nicht wahr, wir bleiben doch ewig Freunde, Fritz? Ze . . . warum sollen wir keine Freunde bleiben?“

„Wat heißt Freund bleiben? Du machst ja selber Gedichte!“

„Quatsch nicht so, Fritz, ich will unter keinen Umständen mit dir Feindschaft haben, verstanden? Wir kennen uns doch so lange Jahre. Jung, sei doch ein Mann, verstehst du mich?“

„Jo, da magde woll recht haben. Man wird ja auch immer älter, jo, jo!“

Auf einmal wurde der Hund sehr unruhig. Die beiden Burschen bemerkten es anfangs kaum. Er jammerte auf, streckte die Schnauze in die Luft, als witterte er Unheil, zerrte an der Kette und heulte dann los, in langgezogenen Klage-tönen. Im Dachfenster des Häusleins wurde der Kopf des Nachtwächters sichtbar. Der Alte mußte ja seines Berufs wegen den Tag zur Nacht machen.

„Was is mit dem Tier los, Junges?“ rief er herunter.

„Großvatter, ich weiß nit, wat er hat; ruf du ihn doch mal an!“

Aber nun heulte das Tier noch fürchterlicher, riß an der Kette, daß es sich fast selber umbrachte.

„Mach ihn mal los, Fritz!“ rief der Alte.

Sofort, wie die Kette fiel, schoß das Tier, wie von Geistern gehezt, die Bendermannsöger Landstraße herunter. Niemals hatte ein Mensch den Hund so gesehen.

„Da ist was passiert, Jung, lauft dem Hund mal nach, ich komme auch gleich!“

„Dein Großvater hat recht, Fritz, da ist was passiert!“

„Also los, dann ist ganz gewiß meinem Vater was zugestossen!“

Die beiden Burschen stürmten dem Hund nach, selber wie von Geistern gehezt. Die Fuhrleute und andere an der

Landstraße sahen aufgeregt zu. Man rief, man fragte, keiner gab Antwort.

„Da muß wat passiert sein!“ sagte der und jener. Eben stürmte auch bereits, so rasch er konnte, der alte Jakobi die Bendermannsöger Landstraße herunter. Man suchte ihn anzuhalten und auszufragen. Aber er leuchte weiter.

An dem Bendermannschen Fabrikor mußten die beiden Jungen ebenso wie der Hund halten. Das Tier kläffte immerzu, und die drei Fabrikdoggen wurden dadurch zu heller Wut aufgestachelt. Man ließ keinen Menschen ein. Bis der Nachtwächter eintraf. Man brachte den schweißtriefenden Alten in ein Zimmer neben dem Hauptlagerraum. Dort lag sein einziger Sohn tot auf einer Matratze.

Als der Alte so weit war, daß er verstehen konnte, erklärte ihm ein Fabrikbeamter, daß der „Knippsschilder“ mit dem Herrn Kubik einen Streit gehabt, ihn schwer beleidigt und ihn schließlich mit der Walkstange bedroht habe. Darauf habe der Chef zu dem Revolver gegriffen und auf ihn geschossen, um ihn abzuschrecken. Daß er ihn habe treffen wollen, glaubte keiner, wie der Erzähler behauptete. Der Walker Jakobi sei ein sehr auffälliger Arbeiter gewesen, jedermann habe den Streit kommen sehen, aber daß er solch einen Ausgang nehmen könnte, hätte keiner für möglich gehalten. Der junge Chef habe sich in sein Privatkontor eingeschlossen und warte, bis das Gericht komme, um über ihn zu entscheiden. So lange mußte auch die Leiche liegen bleiben.

Der Nachtwächter taumelte hinaus. Er konnte nicht reden. Er ging zum Tor, sagte zu den beiden Burschen: „Kommt nur!“ und ging mit ihnen nach der Stadt zurück. Unterwegs fragte sein Enkel einmal: „Wat is passiert, Troßvatter?“

„Ach jo, Jung, wat is passiert? Man sollt an Jott irre werden!“

„Ist meinem Vatter was passiert, Troßvatter?“

„Jo, jo, du arme Jung, deinem Vatter is wat passiert!“

„Is er tot, Troßvatter?“

„O mein Gott!“ Der Alte schrie einmal laut auf.

„Is mein Vatter tot, Troßvatter?“ fragte der Fritz wiederholt.

„Jo, Kind, dein armer Vatter is tot!“

„Hat das einer getan, Troßvatter?“

„Och, Kind, sei still, ich weiß ja selber nit, wie mir der Kopp steht!“

„Hat der Kubik es getan, Troßvatter?“

Der Alte nickte geistesabwesend vor sich hin, sah dem ruhig einhertrabenden Hund nach.

„Hat der Kubik ihn totgestochen, Troßvatter?“

„Totgestochen? Nee, nee, totgestochen hat er ihn nicht, nee!“

„Geschossen?“

Der Alte nickte bejahend.

Der Hans hörte das alles und sah totunglücklich aus. Es war ihm anzusehen, wie er die einzelnen Fragen des Freundes in sich verarbeitete, wie er litt. Da zog er den Fritz an sich, suchte ihn zu trösten.

„Der ewige Gott hat es gesehen, lieber Fritz; Gott wird dir beistehen und dir alles ersetzen, was du verloren hast! Auch deiner Mutter, du mußt ja jetzt deiner Mutter beistehen! Ich werde immer dein Freund bleiben, Fritz, glaubst du das?“

„Och, das ist ja alles Unsinn, rede doch nicht so kindisch. Der Kubik hat mir den Vater totgeschossen; was ist da noch zu quatschen!“

Hans erschrak vor dem wilden Blick des Burschen, er war ja noch glühender und wilder wie am Walkmühlenteich.

„Fritz, Fritz, wie schaust du drein, du siehst ja aus wie ein Tiger! So kommst du nicht zurecht, wir zwei müssen jetzt viel mehr zusammenhalten. Man hat mir ja auch den Vater umgebracht, sogar totgestochen; ist es nicht merkwürdig, daß wir zwei alles so gemeinsam haben?“

Der alte Nachtwächter schlenderte an der Seite der Jungen, hatte das Gesicht tief zur Erde geneigt, sah fast aus wie einer, der nicht bei Sinnen ist. Jetzt mischte er sich in das Gespräch, mit einem Ton, als würde er soeben aus einem tiefen Traum wach.

„Nimm den Fritz auf einige Tage mit ins Pfarrhaus, Hans, ich lasse den Herrn Pastor herzlich grüßen, ich komme nachher mal vorbei, bei dem braven Herrn Pfarrer kannst

du dich ausweinen, Kind! Komm, mein lieber Junge, du hast ja noch deinen Großvater, mache nicht solch Gesicht, Kind, du bist noch zu jung dazu!"

"Ich gehe zu meiner Mutter, Troßvatter, wer soll ihr sonst sagen, daß man ihr den Mann totgeschossen hat, daß man ihr den Mann umgebracht hat, daß der Kubik ihr den Mann umgebracht hat? Das muß ihr doch einer sagen!"

"Dazu ist dein Großvater da, Kind. Gehe nur mit deinem Freund Hans, sei froh, daß Gott dir diesen lieben Freund gegeben hat in der Not!"

"Ob der Kubik nu wohl geköppt wird, Troßvatter?"

"Du sollst nicht so reden, Kind; es gehört sich nicht für deine Jahre!"

"Der Kubik hat dir doch auch deinen Sohn umgebracht, Troßvatter. Mein Vatter is doch dein Sohn, oder nit?"

"Ihr beide geht jetzt hier durch den Feldweg, der läuft in der Nähe der Kirche aus; ich kann es nicht mehr aushalten bei deiner Rederei; ist es noch nicht Leids genug?"

Der Alte war so heftig, daß beide ihm gehorchten. Sie liefen hinter- und nebeneinander wie gebezte Hunde. Das aufgeregte Gehirn des einen entlud sich immerzu in Sinnereien; der Hans konnte ihm kaum folgen. Vom Hundertsten ins Tausendste sprang der Sohn des Erschossenen, als taste er mit sinnloser Wut irgendwohin, wo seine Rache sucht sich anklammern konnte.

"Du bist mit dem Kubik ja eigentlich gar nit verwandt, Hans; du hast mit dem Kerl nit zu tun, nee, dat hasde nit!"

"Aee, warum?"

"Aber der Kroppmanns Latsch, die heißt ja doch eigentlich Albertine Kubik, wenn er ihr rechter Vatter auch nit is, wie ich gehört hab, wat wird nu die Seejungfer sagen, wennse ihren Stiefvatter köppen, am Ende hängense ihn auch an den Talsen, oben am Talsenberg, wose früher die Mörder aufgehangen habn? Mensch, da möcht ich dabei sein, und wenn ich wochenlang zu Fuß laufen müßt! Wenn der Kubik an den Talsen kommt, dann muß ich dabei sein! Aber so ein feiner Verbrecher wird sein geköppt, in Elberfeld am Alfsenhoff, da is ja noch dat Loch, wo die Tiljetine

von dem Kindsmörder Schreckenbach angeschraubt war, et is über fufzig Jahre her, mein Troßvatter hat es noch jesehen! Ob se den Kubik da auch köppen?"

Hans konnte ihm nicht folgen. Sein Herz schlug ihm bis an den Hals. Er ließ ihn stammeln und toben.

Schließlich meinte er treuherzig und voll Güte: "Wir müssen einmal gründlich für dich armen, armen Kerl beten, dann wird es anders mit dir; dein armer Kopf ist wirr!"

"Nu auch noch beten! Am liebsten hätt' ich den Kubik hier vor mir, ich könnt' dem Kerl mit meinem Taschenmesser jedes Glied vom Leibe schneiden, ja, das könnt' ich, laßt mich jetzt bloß mit eurem Herrn Jesus in Ruhe, das sag ich dir, Junge; ihr kennt den Jakobis Fritz noch nicht!"

"Doch, ich kenne dich ganz genau, und Gott kennt dich noch genauer; du bist mein armer, lieber Freund, ich bete für dich, wenn du nicht selber beten kannst. Wenn du mal älter wirst, dann wirst du auch noch beten lernen."

"Wenn ich älter werd', dann geschieht noch manches, dadrauf könnt ihr alle euch verlassen!"

"Wer „ihr“? Was haben wir dir denn getan, Fritz?"

"Ach, laß mich in Ruh, ich weiß schon, wat ich will; ich laufe jetzt zurück; in dein luthersch Pfaffenhaus jeh ich ja doch nit, ich lauf zu meiner Mutter, der hat der Kubik ja den Mann totgeschossen!"

Hans konnte ihn nicht halten. Der Fritz hatte es sogar sehr eilig. Er setzte sich in Trab, rannte durch die Felder der untern Lempfer Stadtseite zu, wo Jakobis ihr Häuschen hatten.

Hans Kroppmann sah ihm noch lange nach. Das junge Gesicht sah gedankenvoll aus. Die Blauaugen hatten ein Sinnen, als wollten sie mit aller Macht in die Zukunft hineinschauen, den Lebensweg des Jakobis Fritz zu entschleiern. Am Ende sah er neben dessen Rätselfweg auch seinen eigenen Weg, machte sich seine Gedanken darüber. Die beiden Lempfer Jungen hatten ja so viel Aehnliches in ihrem Dasein.

## Zweites Buch.

### Erstes Kapitel.

Die Jahre, die über Deutschland und die glänzende deutsche Kultur hinwegschossen wie Feuergeister, hatten auch das mächtig aufblühende Städtchen Lempe mit ihrem Atem angehaucht. Die Zahl der Fabrikbetriebe war um ein halbes Dutzend verringert, dafür waren die bleibenden an Umfang außerordentlich gewachsen. Die Tuchfabrik Bendermann beherrschte nach wie vor die gesamte bergische und westdeutsche Tuchindustrie. Diktierte die Preise der Waren und der Arbeitskräfte zugleich. Wo früher die einspurige Eisenbahn vom Wuppertal heraufkam, geradezu heraufkroch, um in Kemmesched auszulaufen, fuhr jetzt eine doppelspurige Vollbahn. Es gab einen bedeutenden Güterverkehr und in jüngster Zeit sogar einen täglichen Eilzug. Ja, die reichen bergischen Stadt- und Gemeinderäte lagen sich längst über der Frage in den Haaren: „Bauen wir gemeinsam mit Kemmesched und Solig und Kongsedrop und Hilwerkusen eine elektrische Straßenbahn durchs Bergische Land, oder tun wir es nicht?“ Unter der Decke der Oeffentlichkeit reiften bereits Aktien-Gesellschaften, sammelten Unterschriften, bearbeiteten die Regierung gegen die Spießbürger und Nörgler, um das große Projekt durchzudrücken. Das Städtchen Lempe selber besaß einen ausgedehnten Landbezirk, konnte sich bergauf und bergab ausdehnen, je nach Belieben und Bedürfnis. Es tauchten Baukünstler mit einer neuen Stilerfindung auf, zauberten überall auf den idyllischen Hügeln schelmische Häuslein, Villen, in denen der altbergische Baustil nachgeahmt wurde und die doch anders ausfahen. Als hätte ein Kochkünstler es herausbekommen, wie man durch eine neue Sauce den alten, guten Kartoffelbrei idealisire oder „verkünste“. Die Lemper Menschen sahen das kuriose Spielwerk wachsen und konnten doch

zu keinem andern Urtheil kommen als: „Et is doch ganz kurijos, et is nix Neues on et is doch wat Neues!“ Als eine ziemliche Anzahl dieser bergischen Villen dastanden, ging man daran, auf den großen Tannen- und Birkenflächen des Lemper Hügels einen feinen Stadtgarten anzulegen, mit Blumenrabatten, weißen Bänken, allerlei mitten hineingepflanzten Sonderbarkeiten an Möbeln und Gewächsen, bis man endlich in dem Hintergrund ein Kriegerdenkmal zu Ehren der in den drei Feldzügen gefallenen Lemper Helden erbaute. An Stelle der höheren Bürgertochterschule kam eine höhere Bürgerschule für beide Geschlechter, zu der Elementarschule kam eine Armenschule, oder vielmehr ein Kreisgemeindefhaus, dessen Waisen in den häßlichen grauen Baumwollanzügen und Kappen und Hauben die Elementarschule besuchten und sich dort, ob gezwungen oder ungezwungen, so dicht beieinander hielten, daß man schon von einer Armenschule reden konnte.

Auch die evangelisch-reformierte Kirchengemeinde war bedeutend auseinander gegangen, so daß jetzt der längst spruchreife Plan des Herrn Kommerzienrat Bendermann ausgeführt und ein zweiter Pastor angestellt wurde. Mit diesem neuen Hirten, einem jungen Herrn, mußte es eine eigene Bewandnis haben, denn der Herr Pfarrer Krause wehrte sich mit aller Kraft gegen seine Wahl. Als man ihn schließlich fragte, was er gegen den vorgeschlagenen Kollegen habe, sagte er:

„Der Herr Dr. phil. ist für die so wie so arg bedrohte Lemper Stadt ein wahres Verhängnis, er kommt aus dem theologisch-liberalsten Lager!“

„Wenn Sie keine weiteren Gründe haben, dann hat das Presbyterium auch keine, und wir werden Herrn Dr. Schellenberg zustimmen. Ich denke, daß die beiden Herren Amtsbrüder schon Weg und Ton finden werden, um gemeinsam dem Interesse der Kirchen- und der Stadtgemeinde zu dienen! Ein frischer Luftzug kann unserer stark verspießerten Kirche nur nützen! Sie werden sich schon in die neuen Verhältnisse finden, Herr Pastor, Sie sind ja der Ältere!“

„Das ist ausgeschlossen, meine Herren! Ich halte dafür, daß eine Kirche ohne den lebendigen Gott und Christus keine christliche Kirche ist und kann unter keinen Umständen dulden,

daß man in die Gemeinde, deren Seelenheil ich mit Gottes Hilfe solange in schriftgemäßer Weise gefördert, einen Prediger setzt, der behauptet, Jesus Christus sei der unehelich geborene Sohn eines jüdischen Mädchens, das Evangelium sei nichts anderes als eine Komposition erfundener Fabeln! Ich warne Sie mit allem Nachdruck, laden Sie sich vor Gott nicht die Verantwortung für so viel Unheil auf, es kommt Ihnen einmal heim!“

„No no no, Sie werden sich schon in das Neue eingewöhnen, lieber Herr Pastor, das muß Ihr Amtsbruder Dr. Schellenberg ja auch, wer weiß, wer das größte Opfer zu bringen hat, er oder Sie!“

Aus der Tonart des Gegners ging nicht nur der stark eingeschränkte Respekt gegenüber dem „altmodischen Pfaffen“, sondern auch der stark ausgreifende Erfolg des Modernismus in dem früher so „frommen Lemper Nest“ deutlich hervor. Pastor Krause mußte in seinem Wesen einen Zug haben, der einflußreiche Kreise gegen ihn in Betrieb setzte. Und so kam er gegen den neuen Geist in der alten dickbauchigen Kirche nicht auf. Lempe bekam seinen zweiten „lutherschen“ Pfarrer in Dr. Schellenberg, und mit ihm zweierlei Lehre. Eine für und eine wider den Gottessohn Jesus Christus, den die Väter überliefert. Genau so faßte man es nämlich auf. Man redete von dem „überlieferten alten, morschen und unzeitgemäßen Kirchenkram“, und daß die auf den Höhen der Kultur schreitende Lemper Gemeinde sich nicht mehr nachsagen lassen wolle, sie sei verspießert.

Merkwürdigerweise verzeichnete der neue Dr. Pastor von vornherein viel mehr Zulauf als der alte, treue Seelsorger und Eiferer. Aber es kam etwas anderes dazu. Ein halbes Jahr, nachdem Dr. Schellenberg seine schwungvollen Predigten gehalten, war es in Lempe Stadtgespräch, daß der alte Nachtwächter Jakobi in seinem Hause eine „Sinnsetze“ gegründet und seinen Schäflein in eigener Person predige. Die tollsten Sachen kamen über die „Jakobiner“, so hatte man sie auf den Gassen getauft, in Umlauf. Jedenfalls wanderten manche Leutchen, die früher zu Füßen des frommen

Pfarrers Krause geseßen, jetzt in den langen, schmalen Barackensaal an der Bendormannsöger Landstraße.

Einen starken Aufschwung hatte auch die Geschichte der Knippsschilds Genossen genommen. Der fluge Kneipwirt und Winkelsträmer Knippsschild kaufte ein nebenanstehendes Haus, ein großes Gebäude, baute eine lange Regalbahn, und in der saßen und standen oft Hunderte von Arbeitern und taten, als seien sie nur um des Aufenthalts in der Regalbahn willen gekommen. Daß sie noch einen andern Grund haben mußten, und zwar einen, der sehr bedenklich anzusehen war, ging aus dem derben Rüffel hervor, den die Regierung dem Bürgermeisteramt Lempe einige Male erteilte. Einmal sollte es sogar ausdrücklich geheißen haben, in Lempe habe sich eine revolutionäre Zentrale eingemischt, und es sei Zeit, das gefährliche Nest zu zerstören. Allerdings war der Lemper Stadtrat keiner, der sich ohne weiteres von der Regierung dreinreden ließ. In den guten Tuchsesseln thronten meist alteingesessene und vermögliche Leute, Achtundvierziger und Freimaurer. Es hieß, daß die wichtigsten Lemper Angelegenheiten nicht in öffentlicher Ratssitzung im Rathaus, sondern im Kasino, in der Freimaurerloge, beredet und beschlossen würden. Die Alten in Lempe schlichen seit jeher an der einen Seite des Kasinos mit den verhangenen Fenstern in heiliger Scheu vorüber. Ganze weite Kreise meinten fest und bestimmt, daß die Logenbrüder sich um Mitternacht gegenseitig das Herzblut abzupfsten, und daß der Teufel in Person an den Beratungen und Zeremonien teilnehme.

So ist die Zeitwelle, die seit der Kindheit unserer Jungen über Lempe gegangen, so lang und breit gewesen, daß Herr Pastor Krause nahe den Siebenzigern, das Kroppmanns Lied unmittelbar vor den Fünzigern stehen und die anderen guten Lemper so an Jahren zugenommen haben, daß man es an allen Ecken und Enden merken kann. Der alte Nachtwächter Jakobi ist seit einigen Jahren pensioniert. Statt seiner halten nachts auf den Lemper Straßen junge Polizisten Wacht. Getutet wird nicht mehr. Hans Kroppmann dient seit einem Jahr in der reformierten Nachbargemeinde als Pfarrer. Fritz Jakobi, der hochaufgeschossene und redebegabte „Knippsschild-

der“, gehörte seit damals, wo das Gericht den Herrn Kubik wegen des Totschlags an seinem Vater freisprach (die Tat sei aus Notwehr geschehen, hieß es), zu den leidenschaftlichsten Revolutionären des Bergischen Landes. Längst bevor er das Jahr seiner bürgerlichen Mündigkeit erreichte, arbeitete er auf den Büros der „Freien Presse“ in Elberfeld. Mit dem ein- undzwanzigsten Jahre zog man ihn in den Redaktionsstab hinein. Seitdem war es, als wolle der revolutionäre Geist im Bergischen Lande die letzten Reste kleinstädtischer Naivität abstreifen. Die Zerstörerarbeit am stolzen deutschen Reichsbau bekam einen großen Zug, war immer mehr gezwungen, mit der Revolution als einer stehenden Einrichtung zu rechnen. Die Beteiligung der Arbeiter an den politischen Geschäften, besonders an der Reichstagswahl, wuchs wie ein Flugfeuer. Bismarck, der geschworene Feind der roten Arbeiterbewegung, hatte das Ausnahmegesetz durchgedrückt, um mit eiserner Faust die tollkühne Revolution zu bannen, die an der überlieferten Nationalordnung fraß wie ein unheilbarer Krebs.

Unter dem Einfluß Fritz Jakobis wuchsen aus dem stillen Lemper Leben laute, wortführende Revolutionsvereine, Gewerkschaften, Wahlvereine, Konsumgesellschaften heraus. Von der „Freien Presse“ kamen mehr als tausend Stück in die Stadt und in die Arbeiterwohnungen. In den Fabriken wurde es immer unruhiger, die Leutchen redeten über ganz andere Dinge als früher. Im Kasino saßen die Fabrikanten Lempes oft genug bis in die Nacht hinein beisammen und ratschlagten, was ihnen zu ihrer Herrschaft zu tun blieb. Jeder fühlte, daß in dem jungen Lemper Nachtwächtersproß der Totengräber ihrer Macht am Werk war.

Eben in jenen Tagen setzte das Bismarcksche Ausnahmegesetz ein, und mit einem Ruck schien sowohl im weiten Vaterlande wie im Bergischen Lande das öffentliche Wachstum der Revolutionspartei unterdrückt. Die Vereine mußten geschlossen werden, die Mitgliederlisten wurden beschlagnahmt, die „Freie Presse“ verboten, der Jakobis Fritz durfte nicht mehr reden, aller Zusammenhang der Genossen kam vor den Strafrichter, wurde mit schweren Gefängnisstrafen geahndet, als wäre es Betrug und Diebstahl. Als erstes Opfer fiel

der junge Revolutionär selber. Man schickte ihn auf sechs Monate ins Elberfelder Arresthaus. Als er wieder herauskam, sah er anders aus als vorher, und auch innerlich war er ein anderer Mensch geworden. Unter ihm gestaltete sich fortan die Lemper Revolutionsbewegung zu der gefährlichsten im ganzen westlichen Deutschland. Zum erstenmal stellte der Lemper Wahlkreis einen eigenen Reichstagskandidaten auf, natürlich keinen anderen als den Jakobis Fritz. Ihm gegenüber kandidierte als Vertreter der vereinigten staatserbaltenden Parteien Herr Kubik, seit Jahren Grossist in Lemper Tuchen. Es gab in Lempe Leute, die geradezu behaupteten: „Wenn der Kubik siegt, dann kann er sich mit dem Totengräber bekannt machen, das ist gewiß und bleibt so!“

\* \* \*

Hilwerkusen, der Pfarrbezirk unseres jungen Pastors Hans Kropmann, mußte zu den ältesten, reichsten, frömmsten und konservativsten des ganzen Bergischen Landes gerechnet werden, denn die Hilwerkuser selber hielten sich in vornehmer aristokratischer Einsamkeit abseits alles Neuen. Es gab in diesem großen stadtbähnlichen Dorf seit jeher keine Katholiken, keine liberalistischen Lutheraner und keine Sozialisten. Das kam offenbar auf den gänzlichen Mangel an Industrie. Wenigstens behaupteten so die Lemper Aufgeklärten, Demokraten, Acht- undvierziger und „Knippsschilder“. Die „Freie Presse“ schrieb einmal, daß sich an dem alten Muckerdorf Hilwerkusen die wissenschaftliche Theorie des Karl Marx erfülle: Wo keine Industrie ist, da ist keine Aufklärung. Der Hilwerkuser Geist lag über der ganzen, an Land sehr reichen Gemeinde, bis hin zu den Guts- und Bauernhöfen. Alles ging in die reformierte Kirche, haßte den Römer und den Sozialisten.

Das große Dorf sah ganz einer Stadt ähnlich. Die Straßen waren mit guten Basaltsteinen aus den oberbergischen Brüchen gepflastert, aus demselben Material war das städtische Rathaus, die städtische Gemeindeschule und das noch städtlichere Pfarrhaus gebaut, sogar die domartige Quadernkirche, die Post, die Bankfiliale, und die meisten alten Häuser bestanden aus Basaltbruch, aus dem einfachen Grunde, weil

Hilwerkufen selber Eigentümerin solcher fast kostbaren und unerschöpflichen Steinlager im Oberbergischen war.

Man erkannte auf den ersten Blick, einen wie großen Wert die Hilwerkuser auf das Pfarrhaus legten. Das an einen Gutsreihof erinnernde große Gebäude hatte mächtiges Gesimse, das Holzwerk der Fenster und Türen war schneeweiß gestrichen, die Fenster bestanden aus Spiegelglas. Der ganze Hof verschwand schier in riesenhaften Kastanienbäumen, war mit einem feinen schmiedeeisernen Zaun eingefast und abgeschlossen. In der Nähe der Kirche lag der alte Friedhof. Ein Baum- und Blumenhain mit uralten Erinnerungstafeln an der berstenden Basaltsteinmauer zeugten von der grauen Vorgeschichte der Gemeinde. Hilwerkufen war ja bereits im Mittelalter eins der ältesten bergischen Dörfer.

Der Hilwerkuser Menschenschlag wurde jedem Kenner zur Augenweide. Die wahren Stiernacken. Breite, steifnackige Männer mit Aristokratengesichtern, langen Köpfen, meist bartlos. Dabei das alte bergische Wahrzeichen: stolze, gerade Nasen und helle Blauaugen, groß und herrisch. Auffallend viel Blond- und Rothhaarige hatten die Hilwerkuser, besonders unter dem weiblichen Geschlecht. Frauen gab es da mit massigem, hochgewelltem Rothaar und straffer Gestalt, daß man schier auf den Gedanken kommen mußte, die Germania sei in Hilwerkufen daheim. Die Frauen gehörten zu den schönsten des Bergischen Landes, aber es war eine herrische Schönheit, herb und spröde, viel zu vornehm für einen Menschenschlag, der sein täglich Brot immerhin mit der Hand erwerben mußte. Ueber allen, über Mann und Weib, lag ein in die Augen springender verhaltener Ernst. In Lempe titulierte man die Hilwerkuser Reformierten spöttisch „die Propheten“. Es machte seinerzeit in Lempe nicht wenig Aufsehen, als der Lemper Junge, der Hans Kroppmann, von den Hilwerkusern zum jüngsten Pfarrer gewählt wurde. Und sogar einstimmig. Einstimmige Wahlen gab es in der Synode Kemmesched ja längst nicht mehr. Man schob die einstimmige Wahl natürlich auf das Verhältnis zwischen dem Pastor Krause in Lempe und dem greisen Pfarrer Pastor Schürmann in Hilwerkufen. Es mochte auch was daran sein. Denn die

beiden alten Evangelisten waren im Bergischen Lande die gute alte Tradition selber, standen mit beiden Füßen auf der Heiligen Schrift, wie es hieß. Da lag es allerdings sehr nahe, daß die gute Empfehlung von Lempe ausreichend und ausschlaggebend war bei der Pfarrwahl. Kurz und gut: der hochgewachsene, breitbrustige, junge Theologe kam nach Hilwerkufen. Pastor Schürmann, alt, halblahm, sah den jungen, kräftigen Amtsbruder gern kommen. Und nicht minder auch die anderen Insassen des Hilwerkuser Pastorats, die Frau Pfarrer und die beiden Töchter, hochgewachsene Brünhilden. Die Frau Pastor selber schwang den Kochlöffel, wie man im Bergischen die Allgmein herrschaft der Hausfrau kennzeichnet; die beiden Fräulein hatten eigentlich nicht viel zu tun und zu sagen. Aber sie teilten sich mit Fleiß in die Hausarbeiten, weil die Frau Mutter den Ertrag und den Sinn des Lebens in nichts anderem sah, als in der Arbeit. Fräulein Maria besorgte Hof und Garten, Fräulein Martha besorgte das Haus mit den zahlreichen Kämmlichkeiten.

Pastor Kroppmann wohnte selbstverständlich im Pfarrhause, gehörte kurzerhand zur Familie. Hatte es auch ausgesprochen gut. Sein etwas wortreiches Lemper Naturell paßte sich in die ernste, wortkarge Hilwerkuser Würde besser ein, als wenn er derselben Gemütsart gewesen wäre. Der alte Herr Amtsbruder liebte ein offenes, männliches Wort, und wenn er mit dem mächtigen Gelehrtenkopf dazu nickte, war das ebenso gut, als wenn ein anderer beifällig gelacht hätte. Die beiden Fräulein erschienen dem jungen Pastor in der ersten Zeit etwas geheimnisvoll, er wußte nicht recht, was er mit ihnen anfangen sollte. Die hochverehrte Hausfrau legte gleich am ersten Tage Beschlag auf ihn, nahm ihn auf eine Stunde mit sich in die gute Stube, forschte ihn gründlich aus, bis sie alles wußte, was sie wissen wollte, legte ihm schließlich resolut die kräftige Patschband auf die Schulter und sagte laut und deutlich:

„Nun ja denn, lieber Herr Pastor Hans, dann erkläre ich Sie in Jottes Namen als liebwerten Hausgenossen und denke, daß Sie mit uns zufrieden sein sollen! Jekocht wird anständig, gut bergisch, ich stamme von einem oberbergischen

Hause! Meinem Mann muß man ein bißchen entgegenkommen, und die beiden Kinder haben ihre Arbeit! So Jott will, dürfen wir uns gemeinsam etwas sein! Sollte irgendwas mal nicht stimmen, dann wissen Sie, wo die Pastorin Schürmann zu finden ist, nicht wahr, Herr Hans? Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich Sie mit Ihrem Vornamen rufe, das tu ich nämlich sogar mit meinem Mann, und der ist fast dreimal so alt wie Sie!“

Die Frau Pastor machte nämlich dann und wann gern ein Scherzchen und hatte dann ein Gesicht, das nicht nur ausgezeichnet zu dem bergischen J statt G paßte, sondern auch in Wahrheit das urgemütlichste, treueste Muttergesicht war, das man sich denken konnte.

„Ich will mich mit Gottes Hilfe bemühen, ein gehorsamer, dankbarer Sohn zu sein!“ gab der junge Pfarrer freundlich ernst zurück.

„Jut, jut; man merkt gleich, daß Sie ein Lemper Kind sind, aber das soll mir recht sein, wenn Sie mit meiner Mutterschaft fürlieb nehmen wollen. Den Kindern paßt meine Art und Weise im Grunde nicht recht, der Zeitgeist, wissense, Herr Hans, der Zeitgeist . . .!“

Pfarrer Hans mußte nachher darüber nachdenken, was die brave Pfarrmutter wohl mit ihren Worten hatte sagen wollen: „Man merkt, daß Sie ein Lemper Kind sind!“ Und der Gedanke nistete sich in seinem Kopf ein: „Ein Hilwerkuser Kind hätte vielleicht nicht so ohne weiteres von sich als von dem Sohn geredet. Die Mutter Schürmann mußte ja auf den Verdacht kommen, ich hätte es auf ihre Töchter abgesehen!“ Er erfaßte also tief genug den Unterschied zwischen den beiden Völkern, den Lempern und den Hilwerkusern.

Auch der alte Amtsbruder führte ihn persönlich und unter vier Augen ein.

„Wir hier in dem alten reformierten Hilwerkusen predigen den lebendigen Christus, mein lieber Bruder, das tun ja auch Sie, wie ich weiß! Wir haben mit der modernen liberalen Theologie nichts zu tun und sind nicht gewillt, auch nur ein einziges Hilwerkuser Herz in die Irrlehren verstricken zu lassen, solange der Herr uns Kraft und Ehrlichkeit

läßt, es abzuwehren. Dasselbe ist, Gott sei Dank, auch mit Ihnen der Fall! Wir Hilwerkuser sind ernste Christen und Landesbürger, der Obrigkeit untertan, feind der Sünde, genau so, wie Sie stehen! Unsere Gemeindeglieder sind etwas steif-leinen, anders als die Lemper und nicht so beweglich; darunter kann der Verkehr leiden, wenn es uns nicht gelingt, sie gelenkig zu machen und selber gelenkig zu sein! Viel geistliche Mühe machen die Leute uns nicht, man tut recht und scheut niemand, schafft gern, wenn es an der Zeit ist und hat einen gesunden Schlaf. Ich bin jetzt an die vierzig Jahre hier und habe herausgefunden, daß die Hilwerkuser durch die harte Arbeit und das steifleinene Temperament an manchen Sünden verhindert wurden, die den anders gearteten Lempern so geläufig sind. Und ich denke, daß auch Sie sich den Weg zu den Herzen bahnen werden! Auf das Bauen kommt hier ja alles an! Ein anderer tut Ihnen die Bauarbeit nicht vor, das ist auch mir nicht geschehen! Aber ich finde, daß die so selber gebauten Wege die besten und kürzesten sind! Sie werden vor der Hand mehr Landseelsorge haben, weil ich die Wege nicht mehr machen kann und die Arbeit in letzter Zeit etwas liegen geblieben ist! Außer dem stark liegen gebliebenen Engellusen handelt es sich durch die Bank um wohlgesittete Höfe mit braven, kirchentreuen Leuten. Daß Sie dem Gesinde stark auf die Finger sehen müssen, wird Sie nicht wundern, Gesinde ist Gesinde, und wechselt heutzutage gern! Gerade in Engellusen gibt es mancherlei Fremdlinge, die Nachbarschaft Lempes und der Lemper Fabriken und die mehr als zuträglichen Lemper Löhne bringen die Gemüter der Leichten in Versuchung. Kurz und gut: ich denke, daß wir in Gottes Namen miteinander gut auskommen werden! Will sich Ihnen mal irgendeine Frage nicht glatt lösen, so wissen Sie, wo Sie Ihren alten Bruder Schürmann zu finden haben! Mit meiner Frau muß man es nur gut meinen, dann hat man sie. Meine beiden jungen Füchse sollen Ihnen nicht weiter zu tun machen, nicht mehr als nötig, die beiden haben es hinter den Ohren, was meine Frau allerdings nicht gesagt haben will! Aber es sind grundbrave Kerlchen, das muß ich ihnen zum Ruhm nachsagen! Halten sie mal die

nötige Respektsgrenze nicht ein, so sind Sie der Pfarrer, fahren Sie ihnen nur gehörig übers Maul; das habe ich in meinen ersten Pfarrhausjahren auch getan und bin dabei meiner braven Frau ins Garn gelaufen, das heißt, ich hätte da bald eine bedenkliche Wendung gebraucht, scheint mir. Ich bin eben auch kein Hilwerkuser Kind, sondern aus dem Oberbergischen. Na also, Gott befohlen; wir wollen noch zusammen beten!“

Die beiden Männer knieten nieder, empfahlen sich und die Arbeit dem, dessen Namen und Evangelium sie in Hilwerkusen vertreten sollten.

Der junge Pastor kam dann gleich in den ersten Wochen in einen so zeitraubenden Landdienst, daß man ihn in dem Pastorat nur selten zu Gesicht hatte. Die Hofbauern in dem umfangreichen Landkreis nahmen ihn lebenswürdig auf, hielten ihn fest, solange sie konnten, fragten ihn über seine Familienverhältnisse aus, freuten sich an dem ernstesten wortgewandten Sohn aus der Lemper Nachbarschaft, nötigten ihn immer wieder zum Essen und Trinken. Für besondere Besuche hatte der bergische Bauer immer etwas Besonderes im Schrank, guten Kaffee vor allen Dingen, und was dazu gehört und in der Nachbarschaft nicht zu kriegen war. Auf fallend mußte es dem jungen Seelsorger erscheinen, daß man über alles Denkbare redete, nur nicht über Gottes Wort und Nöte der Seele. Als er einige Male darauf ernstest Anlauf dazu machte, in die Herzensverhältnisse der Einzelnen und der Hoffamilien einzudringen, schnitt man ihm kurzerhand das Wort ab und erklärte:

„Lieber Herr Pastor, die Hilwerkuser sind jut refermiert, die Hilwerkuser wissen, watse zu tun und ze lassen haben, wir haben ja Ihre Kandidatenpredigt jehört, wir haben Sie einstimmig jewählt, wir denken, daß wir jut zusammen passen werden! Wenn wir Sie mal nötig haben, dann wissen wir, wo Sie zu finden sind, nit wahr? Lassense sich den juten Kaffee nit kalt werden, et wär schad drum, et is vom besten!“

Hans Kropfmann kam als Junger, fast Unerfahrener in diesen ernstest Dienst. Die Voraussetzungen, mit denen er in seine erste Weinbergarbeit gestiegen, das Ziel, das er sich

auf den Knien von seinem Gott in bluternster Glaubensarbeit erlebt, sein gut bergischer Mannesmut und das frische, fröhliche Draufgängertum, das alles wurde schon in den ersten acht Tagen gründlich geschlagen, gestoßen, gemartert. Es war ihm dann so zu Mute, daß er sich abends in seine Studierstube vor seinem Gott niederwarf, müde, seufzend, und bekannte:

„Das habe ich nicht geahnt, zu dieser Arbeit bedarf ich ganz besonderer Gnade von oben, sonst stellen sich bald die gefährlichen Erscheinungen: Oberflächlichkeit, Routine oder gar Enttäuschungen ein, die mir einzelne Amtsbrüder und mein lieber Vater Krause früh genug ausgemalt haben! Ich habe mich auf die schwerste Arbeit vorbereitet, aber was für Arbeit soll ich denn tun an denen, die in ihrer Selbstgerechtigkeit weder den Heiland noch Seelsorge nötig haben? Herr, bewahre mich vor dem Schlamm der „Gerechten“, damit ich nicht drin ersticke!“

Eines Morgens besuchte Pfarrer Hans auch den großen Engelluser Hof, hart an der Lemper Kreisgrenze. Gerade auf der Grenzscheide lag die Kimpelsche Aneipe, die große Regalbahn erstreckte sich sogar bis auf Lemper Gebiet. Wenn an den drei Tagen von Samstag bis Montag abends der Juchhei bis in die Nacht hinein zu hören war, dann wußte jedermann, daß sich bei dem Kimpel wieder die Lemper Spinner, Walker und Weber aufhielten und zechten. Hatte von den Engelluser Knechten einer den Katzenjammer, so daß er mit der Arbeit nicht voran kam, so hieß es: „Der is wieder bis in die Nacht beim Kimpel jewest!“ Der Settenbauer verbot seinen Leuten oft genug jeden Verkehr bei Kimpel, ja, der alte, lahme Setten jagte kurzerhand jeden aus dem Dienst, der nur ein einziges Mal die Kimpelsche Schwelle betrat. Aber seit dieser straffe Hofbauer gelähmt war, nur noch hin und wieder durch die Höfe und Ställe kriechen konnte, ließ das Regiment arg nach. Der junge Setten bekümmerte sich weniger um die Leute, wenn sie nur schafften, was er ihnen bezahlte.

Pfarrer Hans war in seinem Leben noch nicht auf Engellusen gewesen. Jahrelang konnte er den Namen Engellusen

nicht anhören, ohne verdös zu werden. Man hatte ihm ja bei Kimpels den Vater erstochen, als der Stelzfuß dort zum Tanz aufspielte. Aus dem Grunde auch sparte er sich den Besuch Engellusens bis zuletzt auf. Als er zum erstenmal auf das Engelluser Gebiet trat, nach dem Kimpel herübersah, trug sein Gesicht einen tiefen Ernst. Er mußte sich ja erinnern, daß der eigentliche Mörder seines Vaters nie ermittelt worden war. Gerade sah ihn die junge Settenbäuerin kommen, wischte sich die Hände an der Schürze und kam ihm freundlich entgegen.

„Juten Morjen, Herr Pastor; et is recht un schön, dat Sie auch Engellusen die Ehre jeben, wir haben schon lang darauf jewart; wollense so jut sein un eintreten; mein Mann muß jleich kommen, he is bei die Schweine, die alte Sau würd alt . . .!“

Er merkte auf den ersten Blick den scheuen Zug über der Hofbäuerin, das sonst frische, gutmütige Kindergesicht konnte den Blick des Pastors nicht ertragen. Sie geleitete ihn in die gute Stube, schob den Kattunbezug des Sofas zurück und lud zum Sitzen ein. Sie selber blieb stehend in der Nähe des Fensters, aus dem sie Engellusen überschauen konnte.

Der Pfarrer erkundigte sich nach den Kindern und erfuhr, daß die Ehe kinderlos geblieben. Die Leute waren bereits zehn Jahre verheiratet. Vielleicht kam daher der Blick der Frau. Bergische Bauern hängen an Kindern, weil sie sonst keine rechten Erben haben.

„Dann führen Sie ja eigentlich ein recht einsames Dasein, Frau Setten, nicht wahr? Natürlich kann einem die Arbeit manches ersetzen, aber die Kinder nicht! Haben Sie denn noch keinen Arzt zu Kate gezogen?“

„Dat könnense sich wohl denken, Herr Pastor, aber die schüddeln den Kopp! Jott wird woll am besten wissen, warum et so is, dat sag ich immer! Wat soll ich anders sagen?“

„Ist Ihr Mann gesund?“

„O ja, er is ja Kürassierjefreiter! O ja, der is janz jesund, ich auch; dadran liegt et nit, nee, dat kann ich nit sagen!“

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgeschoben, der alte Setten drückte sich herein, rutschte auf den Knien bis an den Ofen, wo eine niedrige Bank für ihn bereit stand.

„Et is mein Schwiegervater, er is lahm und taub, man muß ihm in die Ohren schreien, sonst hört he nit,“ sagte die junge Frau halblaut.

Der Pfarrer ging ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. Der Greis wandte ihm das gedunsene Gesicht zu, studierte auffallend an dem Besucher herum.

„Dr jong Pastr?“ grunzte er.

„Gott zum Gruß, Vater Setten, ich bin der junge Pfarrer Kroppmann!“

Der Lahme stierte nach der Schwiegertochter hin, er hatte nicht verstanden. Sie neigte sich über ihn, schrie ihm den Namen des Seelsorgers ins Ohr. Da geschah etwas Furchtbares. Das Gesicht des Bauern verzerrte sich wie unter einem Peitschenhieb, der lahme Körper sank gegen die Ofenwand, wie tot. Die beiden andern standen einen Augenblick in ohnmächtiger Bestürzung, wußten nichts anzufangen. Die Bäuerin machte auch gar nicht den Eindruck, den man an einer so nahe Verwandten in dieser Lage erwartet hätte. Sie sah starr auf den Alten, war blaß vor Schrecken, tat, als wolle sie auf ihn zueilen, wandte sich aber in demselben Augenblick ab, als wäre es ihr unmöglich, den Schwiegervater anzutasten. Als der Pastor dann drauf zugehen wollte, wehrte sie ab.

„Lassense, Herr Pastor, ich ruf meinen Mann, et is jedenfals einen neuen Schlaganfall, er hat schon mehr jehabt!“

Damit eilte sie hinaus und erschien mit dem jungen Settenbauern wieder. Der junge Riese, in Holzblotschen und schmiedriger Stallschürze bewies ebenfalls nicht den seelischen Schmerz des Sohnes. Er sah bestürzt zu, tat nach dem Vater einen Griff, trug ihn aus der Stube und ließ die Bäuerin mit dem Besuch allein.

„Sie müssen sofort einen Arzt holen, Frau Setten, unbedingt!“

„Ja, dat mag woll sein, Herr Pastor, wenn he noch nit tot is; mein Mann wird dat schon besorgen!“

„Lebten Sie nicht in herzlichen Verhältnissen mit Ihrem Schwiegervater?“

„Och, dat will ich nit sagen, nee, dat kann ich nit sagen; der alte Mann war ja dreiviertels dot, he kroch im Hof rum, he konnt ja mit keinem Mensch en ornlich Wort reden! Ze war immer eigen, auch als he noch nit so war!“

„Wie lange ist er schon gelähmt?“

„Och, dat is schon seit Menschen jedenken her. Ich hab ihn nie anders jekannt. Ich denk, dat he schon an die fünf- undzwanzig Jahre so is! Die Schwiegermutter is schon mehr als zehn Jahre dot!“

„Ich bitte Sie offen und ehrlich, Frau Setten: lastet auf Ihrem Hause irgend ein unseliges Geheimnis? Ich bin Ihr Seelsorger und muß meinem Gott um jede mir anvertraute Seele Rechenschaft ablegen und will es!“

„Och, wat soll et sein, Herr Pastor, wat soll et sein? Ich stamm aus ein jut refermiert Haus aus der Halbeek, die Setten sind auch jut, soviel ich weiß, wat soll et sein? Einen Schlag kann doch schließlich jeder Mensch kriegen, nit wahr?“

Da erschien die junge Magd, bat den Pastor mitzukommen. Der folgte, wurde in das oben liegende Schlafzimmer des alten Hofbauern gebracht. Der Sohn stand vor dem Bett, darauf er den Vater gelegt hatte. Der Greis trug den Stempel des Todes im Gesicht. Aber der erneute Schlaganfall hatte eine Veränderung in den gestörten Sinnesorganen herbeigeführt, der Sterbende konnte hören und reden. Die wulstigen Todesaugen bohrten sich in das Gesicht des jungen Geistlichen, einen Augenblick lang, dann bewegten sich die Finger nach ihm. Hans Kroppmann griff nach ihnen und hielt sie fest.

„Wie geht es Ihnen, lieber Bruder?“ fragte er laut.

„Kroppmanns Jul dein Vatter wesen?“ stöhnte der Bauer.

„Jawohl, Vater Setten!“

„Ich ihn dot stoch, besoff, verrück, nit wollt — arm Seel bet, o bet, bet!“

Der junge Pfarrer verstand alles auf den ersten Blick. Er hatte es schon vorher aus allem heraus verstanden. Ohne daß er es bisher ganz verstanden, hatte seine junge Seele sich

die Jahrzehntelang immer nach dem Augenblick ausgestreckt, wo er den Mörder seines Vaters auf Erden erwartete. Darum war er jetzt auch so überzeugt und so ruhig. War nichts, als der vor dem ewigen Gott und dem Sünderheiland verantwortliche Seelsorger. Er hielt die graubraune Faust fest in der seinen, kniete nieder, betete laut und männlich:

„Unser Vater im Himmel, o Heiland Jesus Christ, wir schreien in tiefer Todesnot zu Dir! Hier liegt eins deiner ärmsten Kinder! Er kann nicht mehr reden, er kann seine Anliegen nicht mehr aussprechen; aber, o Herr, seine arme Seele lechzt nach dir, wie der Hirsch nach dem frischen Trunk! Ich, der Sohn meines Vaters, ringe um ihn, erbarme dich sein um deines Kreuzestodes willen, zur Ehre deines Namens! Herr, vergib dem alten Bruder um deines auch für ihn vergossenen Blutes willen! Herr, ich lasse dich nicht, du habest ihm denn vergeben! Amen.“

Der junge Bauer stand dabei, leichenblaß, die Hände ineinandergekrampft. Als der Pfarrer sich von den Knien erhob, sagte der Sohn:

„Et is dot, Herr Pastor!“

„Gott möge sich seiner armen Seele erbarmen!“

„Jo, he hätt lang jenaug jeschwegen!“

„So haben auch Sie es geahnt oder gewußt?“

„Och wo, nech die Spur, he wor jo so lang lahm on dow; wer hätt dat ahnen sölle?“

Der Pfarrer betete noch mit den Angehörigen, erflehte Gottes Segen auf Haus und Hof, auf Menschen, Vieh und Frucht. Der junge Bauer hatte den Kopf geneigt, ob er ganz bei der Sache war, wer wollte es sagen? Dann ging man hinaus.

„Meine Frau soll Ihnen noch en Tasse juten Kaffee kochen, Herr Pastor!“

„Ich danke, lieber Herr Setten, ein andermal! Beten Sie mit Ihrer Frau ebenfalls noch über dem Toten, es tut den Lebenden not und gut! Gott befohlen!“

Hinter dem hochgewachsenen jungen Geistlichen sahen allerlei neugierige Augen her, aus Ställen, Scheunen und Höfen. Er eilte aus dem Bannkreis von Engellusen heraus. Betete

in sich hinein, mit aller Macht, um das drängende Gefühl der Abneigung zu bannen. Betete um den Toten, um die Lebenden, um sich selber, betete immer wieder in heiliger Glaubenszuversicht. Ueber ihm, über den Wiesen, Wäldern und Teichen kreisten und krächzten ungezählte Raben, als verspotteten sie seinen Glaubenseifer. Er aber ließ nicht nach. Ein zuversichtlicher Siegerwille schien aus seinen Augen zu leuchten, als er in schwerer Anfechtung plötzlich an einem Teichrand niederkniete, die Hände gen Himmel rang und um Kraft und göttlichen Geist schrie zu dem Herrn, dem er sein Leben geweiht.

Todmüde kam er zu Hause an, ruhte einige Stunden. Dann aß er allein zu Mittag, machte dem alten Pfarrer Anzeige vom Tode des Gemeindegliedes in Engellusen.

„So, nun ist der alte brave Setten heimgegangen? Er war seit langer Zeit für geistliche Beeinflussung nicht mehr zugänglich! In den letzten zehn Jahren hat er mich nicht mehr empfangen. Der Alte scheint in jüngeren Jahren etwas erlebt zu haben, was in seine alten Tage hineinlang, ich habe oft gemeint, das müsse auch mit seiner Lähmung zusammenhängen! Ich bin froh, daß Sie noch mit ihm beten konnten, und daß er unter Anrufung des Heilandes gestorben ist. So wollen wir ihn als Gemeindeglied bestatten. Sie vertreten mich wohl, lieber Freund, ich kann wegen meiner Beine nicht aus dem Hause!“

„Ich wollte mir das sowieso von Ihnen erbeten haben!“

„Schön, es sei Ihnen gesegnet! Ich finde, daß Sie in den wenigen Tagen Ihrer fleißigen Arbeit bereits etwas von Ihrer frischen Farbe eingebüßt haben! Ruhen Sie doch mal aus, das steht uns zu! Sie können von mir aus schon gern einige Tage ausspannen!“

„Ich danke herzlich, es wird sich schon geben; vor der Hand geht es noch. Aller Anfang ist eben schwer!“

Am nächsten Sonntag hielt er seine erste Predigt als angestellter Pfarrer. Die ehrwürdige Kirche war voll von Menschen, die besonders aus diesem Grunde gekommen waren. In der Bank der Presbyter saßen auch der alte Amtsbruder

Schürmann und der hochgewachsene Pastor Krause aus Lempe, saß ein kleines scheues Mütterlein, das Kroppmanns Lies.

Der Kirchenchor, unter der Leitung von Fräulein Marie, die auch Organistendienste tat, sang: „Lobe den Herren, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan! Der dir alle deine Sünden vergibt und heilt alle deine Gebrechen! Der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit, der dein Alter mit Gutem sättiget, daß du wieder jung wirst wie ein Adler! Jehova übet Gerechtigkeit und schafft allen Unterdrückten Recht!“

Die Kanzel war ebenso altmodisch und klobig wie der ganze Kirchenbau, wie die uralten Bänke, wie die Orgel, wie die vielen schwarzgekleideten Dorfmenschen von Hilwelsusen. Aber wer mit kundigen Augen das ungemein starke junge Mannesleben auf der Kanzel sah, den groß gebauten, elastischen Prediger mit dem blonden Bart, der Adlernase, der mächtigen freien Stirn und dem gescheitelten Haar, der mußte unbedingt auf den Gedanken kommen, daß sich hier zwei gleich starke Wesenheiten vereinigten, die Kraft der Vergangenheit und die Kraft der Gegenwart, die Kirche eins geworden mit der Seele des Hirten. Die Kirche nicht als trockene staatliche Einrichtung, sondern als vollsaftiges bewußtes Leben, die Kirche als Evangelium, als Dienerin Gottes nach der Schrift. Der junge Gottesfurchtprediger auf der Kanzel war keineswegs der blutjunge Gemeindepastor, der in schüchternen Bescheidenheit seine Existenz auf die Gunst der Gemeinde baut, gewillt, sich diese Gunst zu sichern durch das Entgegenkommen des Angestellten. Dieser junge Riese mit dem wohlklingenden Bariton und dem freundlichen strengen Auge, der ruhigen Bewegung und starken Sicherheit in sich selber, dieser kräftige Pfarrer war einer, der etwas mitbrachte, der etwas zu sagen hatte, der seinen Auftrag ausrichten will, der Menschliches nicht fürchtete, dem die Predigt der Gottesfurcht Lebensbedingung ist.

Dann predigte er. Sein Text hieß: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ und: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die

Kranken.“ Der Gang der Predigt verlief wie der Strom gesunden Wassers selber:

„Diese Textworte spricht der ewige Träger aller Menschenlasten, die ihm anvertraut werden. Das sagt der Vergeber alles jenes Menschenunrechts, das der Mensch offen und ehrlich als Unrecht, als Sünde, anerkennt, um sich vor dem Christus am Kreuz zu demütigen. Das sagt der tiefste und wunderbarste Seelenkennner, der Herzenskennner, allen denen, die unglücklich sind und in ihrem Unglück nicht aus noch ein wissen. Das sagt der allein Gerechte in Ewigkeit allen denen, die wissen, daß unter uns Sterblichen, unter uns Hilwerkusern, niemals einer gerecht gewesen oder gerecht sein wird, die wissen, daß ausschließlich jeder von uns unrettbar verloren ist, verflucht ist, wenn Gott ihn so in dieser Minute abrufen sollte. Ja, das sagt der, vor dessen Auge der Vornehmste, Reichste und Keinste unter uns ein Verbrecher an Gottes Majestät ist. Was aber heißt das im Grunde? Müssen wir verzagen, weil wir so und nicht anders sind? O nein, denn er ist uns ja nach eigenem Zeugnis der Helfer, der ewig Bereitwillige, der ewig Allesvermögende! Uns bleibt nichts zu tun als die freie offene Tat der Selbsterkenntnis, als allein den ehrlichen Glauben an den gekreuzigten Christus! Als den glaubenden Bittgang zum Vater und die Selbstanklage in Jesu Namen. Fürwahr, für den, der es kann, für den, der es mag, ist es ein leichter Gang! Aber unendlich schwer und sauer ist der Gang allen denen, die sich als Gerechte einschätzen, die von sich meinen, es sei eine besondere Ehre für den ewigen Gott, einen so ausgezeichneten reformierten Gemeindeglied anzusehen, der jedem Seelsorger an den Krügen fährt, weil der den Mut hat, ihn an seine Sünden zu erinnern. Denn, meine Brüder und Schwestern, keiner von uns ist eine halbe Minute lang etwas anderes als ein fluchwürdiger Sünder! Machen wir uns keine Illusionen, als könnten wir sündlos sein! Jeder, der sich für einen gerechten Menschen hält, ist vom Satan besessen, von jenem Menschenfeinde, der ihn unfehlbar zerreißen wird, schon hier im Erdenwallen. Nur der Kranke bedarf des Arztes, nur der Sünder bedarf des Erlösers; unter uns aber ist keiner,

aber auch keiner, der sich sagen kann: ich bin gesund, ich bin gerecht! Mit diesem Glaubensbekenntnis trete ich vor Euch, meine Geschwister in Christo Jesu, und bitte: nehmt mich an und auf! Ich danke herzlich für jedes freundliche Wort im Munde eines Bruders und einer Schwester. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich mich in Hilwerkusen keineswegs als angestellter Staatsbeamter der Landeskirche fühlen will, als einer, der sein Handwerk bestanden und nun zahlende Abnehmer für seine Kundschaft sucht! Ich sage, daß ich keiner bin, der ums tägliche Brot predigt! Ich sage, daß ich um des täglichen Brotes willen tausendmal eher Schuster geworden wäre, denn die Verantwortung um einen zerrissenen Stiefel ist zu ertragen, auch von einem Pfuscher und Schwindler. Ich werde in dem Gefühl meiner Verantwortung vor Gott nie bereit sein, mir die geringste Nachlässigkeit zuschulden kommen zu lassen, denn meine eigene Seligkeit geht mir noch über die aller andern Menschen. Weder zum Pfuscherwerk noch zum Betrug werde ich zu haben sein, weder zum Trost für Satte noch zum Arzt für Gesunde! Weder zum Konzertprediger noch zum geistlichen Haustier! Fürwahr, wer mich so verschleifen sollte, der würde nicht nur eine harte Enttäuschung erleben, sondern auch mir selber eine harte Enttäuschung bereiten, die ich nie und nimmer hinnehmen werde, es sei denn, daß sie als Sünde anerkannt wird! Also so bin ich zu Euch gekommen, meine lieben Geschwister, ich bitte, nehmt mich auf, nehmt mich so auf, und wir werden in Hilwerkusen die Gegenwart des lebendigen Gottes stündlich erfahren! Denn wisset: auch Ihr tragt die Verantwortung um mich vor Gott! Derselbe Gott, der dereinst Eure Seelen von mir verlangt, verlangt meine Seele von Euch! So wollen wir in großer Gegenseitigkeitsarbeit eins werden als Glied des lebendigen Christus, alles aber durch Christus, um Christus, für Christus! Amen.“

Das war in Hilwerkusen offenbar eine starke Predigt. Man sah es an dem Interesse dieser und jener Zuhörer beiderlei Geschlechts. Man vernahm es aus dem Amen der versammelten Gemeinde heraus mit besonderen persönlichen Tönen.

Nach beendetem Gottesdienst bildeten sich draußen auf dem Kastanienhof, wie immer, Gruppen. Die Hofbauern begrüßten sich mit den Dorfbauern, die Freunde mit den Freunden, die Geschäftemacher mit den Geschäftemachern. Dasselbe ernste Schwarz lag über dem Menschenhaufen wie immer, nicht nur das Schwarz der Kleider und Hüte, sondern die tiefste Stimmung, die an dem Ton einer großen Glocke und an das Feiertagsgewand erinnert. Man sah diesen Leuten auf den ersten Blick an, daß man in Hilwerkufen nicht aus der Kirche ins Wirtshaus ging. Natürlich kam man hier und da auf den neuen Pastor zu sprechen.

„Der is jarnit so jung, wie ich jedacht hab!“

„Ja, dat sag ich auch . . . dat is en Eifrer!“

„Man weiß noch nicht recht, wat man dazu sagen soll, man muß mit dem Pastor doch auch verkehren können!“

„Jo jo, mit dem alten Pastor Schürmann ließ sich jut verkehren!“

„Jedenfalls wird he sich noch en bisken abschleifen müssen! Wenn mir so jrad aus die Schule kommt, dann is man en bisken hitzig!“

„Jewiß, ja, und dat is in Hilwerkufen nit nödig; die Hilwerkuser sind jut refermiert und rechtschaffene Leute!“

„Et sind ja jenug Alte im Presbyterium, die werden ihn schon en bisken vornehmen! Jedenfalls is mich dieser Draufgänger lieber, als en Sänftling, die mag ich in die Seele nit ausstehen!“

„Ob de junge Mann bald heirat?“

„Wer weiß? He wohnt ja mitten drin!“

So und ähnlich richtete man über den neuen Pastor unmittelbar nach seiner Antrittspredigt.

Hans Kroppmann schritt derweil inmitten der Seinen langsam dem Pastorat zu. Inmitten der Herrschaften Schürmann, seiner kleinen Mutter und des Herrn Pfarrers Krause. Unter dem einen Arm hielt er die von der Gemeinde gestiftete große Bibel, der andere lag um die Schultern der Frau Lies. Die kleine, rundlich gewordene Pfarrermutter sah ihren Sohn heute zum erstenmal im Ornat, bei der Kandidatenpredigt wollte sie damals nicht zugegen sein. Eine

geheime Scheu, über die sie keinem andern Rechenschaft geben konnte, hielt sie ab. Von dieser Scheu war sie auch heute noch mehr oder weniger befangen, man sah es ihr an. Ihr freudig erregtes Herz litt offenbar an einer Gegenempfindung. An der Scheu lag es auch jedenfalls, daß sie sich mehrere Male der Umarmung ihres Sohnes zu entziehen trachtete. Hans allerdings bestand auf seinem heiligen Vorrecht.

„Nichts da, du bist mein brav Mütterlein, kein Mensch auf Erden steht mir so nahe wie du!“ sagte er, und sie mußte sich fügen.

Die Gemeinde sah der Gruppe freundlich zu. Freundlich und respektvoll grüßte man die drei hochgewachsenen Prediger, es waren ja in der Tat drei wahre Apostelgestalten, wie man sich menschlich die Jünger des Herrn vorstellen möchte. Der etwas hinkende alte Pfarrer Schürmann ging zwischen seinen beiden ebenso hochgewachsenen Töchtern. Im sonntäglichen Gewand sahen die äußerst vornehm aus.

Die Lemper Gäste blieben natürlich im Pfarrhaus zu Mittag. Frau Pfarrer Schürmann kam in ihrer großen Kittelschürze extra aus der Küche, um sich die berühmte Frau Liese aus Lempe mal in der Nähe anzusehen, wie sie selber gestand.

„Also das ist die berühmte Mutter unseres Johannes? Sehen Sie, genau so hab ich Sie mir im Geist vorgestellt! Seien Sie herzlich willkommen in dem Hilwerkuser Pfarrhaus! In einer guten Stunde wird aufgetischt; so lange werden Sie sich wohl ein wenig ausruhen wollen, denke ich mir!“

„Danke, danke, Frau Pastor! Ich will schon zurecht kommen.“

„Also die Martha in die Küche, und die Maria in den Keller, daran ist nun einmal nichts zu ändern, wenn man Gäste hat!“

„Wir fliegen schon, Mama!“

„Schön, aber stoßt euch dabei nicht die jungen Köpfe!“

Die helle Kommandostimme der Pastorin legte sich wie ein frischer Luftzug über die ganze Hausgesellschaft. Der Herr Pastor zog sich mit den Gästen in seine Studierstube

zurück, machte unterwegs einige gut bergische Scherze über sein lahmes Knochengerüst, das mit aller Bosheit gegen seinen Geistesflug ankämpfte.

„Wissense, was ein Geistesflug ist, Frau Liese?“ rief er über die Schultern weg.

„Wie soll ich alt Lies dat wisse, ich bin doch nit Pastor?“

Die kleine Frau war also vollauf schlagfertig, und die drei Gottesstreiter hatten helle Freude daran.

„Und wie waren Sie mit Ihrem Herrn Sohn heute zufrieden, Frau Liese?“

„Seine alte Mutter is schon rasch zufriede, wenn bloß sein Herr im Himmel mit ihm zufriede is!“

„Na, dann wollen wir uns mal eine Zigarre anstecken!“

Hans Kroppmann rauchte nicht und erbat sich die Erlaubnis, sein Mütterlein mal über den Friedhof zu führen. Das mochte eine geheimnisvolle Sügung sein, denn nun hörte er nicht, was die beiden alten Herren Kollegen über ihn sagten.

„Was sagst du denn nun zu meinem Jungen, alter Schürmanns Peter?“

„Ja, was soll man da im Augenblick sagen, alter Paul! Der Pastor ist sozusagen auch ein Mensch; und wenn eine Gemeinde sich einen neuen Seelsorger nimmt, dann hat sie auch ein Auge aufs Menschliche an dem Bewerber. Das Menschliche aber hat unser junger Kollege erst heute wirklich offenbart, ich selber habe mich in ihm verrechnet!“

„Und?“

„Ja, siehst du, alter Paul, ich fürchte, dieser Pastor Hans Kroppmann macht den biedern Hilwerkusern zu schaffen; und das ist bei seiner Wahl nicht in das Programm aufgenommen worden!“

„Erkennst du dich denn nicht selber wieder in diesem jungen Arbeitsgeist, ebenso wie ich mich mit herzlicher Begeisterung in ihm wiedererkannt habe, so wie ich in seinen Jahren war, so wie du in seinen Jahren warst?“

„Freilich, freilich, ich sage es dir doch; aber das ist ja das Menschliche, was ich an ihm fürchte; man ist als Alter doch verpflichtet, die Jugend zu lenken!“

„So, meinst du wirklich, der eheliche Drang zur Wahr-

heitserkenntnis sei menschliche Schwäche und müsse vermieden werden wie ein Hautausschlag; der wunderbare Geistesmensch Hans Kroppmann müsse von uns alten, müden, geistes-schwachen Invaliden kurz und klein geschlagen werden, um deinen biedern Hilwerkusern nach der Nachthaube zu predigen?“

„Komme mir nicht so, alter Freund, wir sind hier nicht in Lempe, sondern in Hilwerkusen, und der Unterschied ist charakteristisch genug! Also lehre du erst einmal deinen Lemper Stall sauber, bevor du dich um den meinen bekümmerst! Du nimmst mir meine offene Rede natürlich nicht krumm, wir sind doch die Alten, he?“

„Ohne Frage, das hat damit nichts zu tun! Es handelt sich nur darum: verübelt man hier meinem Hans Kroppmann die Wahrheit an sich, oder tut man das nur, weil die Wahrheit hier in Hilwerkusen nicht am Platze ist? Und warum ist die Wahrheit hier nicht am Platze?“

„Wir sind nicht berufen, darüber zu richten; den letzten Entscheid in der Pfarrerwahl gibt das Presbyterium; über den langen oder kurzen Verbleib in der Stellung entscheidet die Gemeinde, mit der der Pastor von Haus zu Haus verlehren muß. Es mag ein Kunststück sein, als aufrichtiger Seelsorger mit einer Hilwerkuser Gemeinde ohne Reibungen auszukommen! Aber es ist nicht nur möglich, sondern unbedingt nötig, sonst muß der Mann weichen, will er nicht innerlich verderben.“

„Also stehst du auf dem Standpunkt, daß Gott dem leidhaftigen Satan Platz machen soll, damit deine Hilwerkuser Selbstgerechten, dieses entsetzlichste aller Pharisäernerster, dieser Krebsfraß am Herzen des Glaubens, nicht seinen Augenausschlag einbüßt? Mensch, alter Peter Schürmann, soweit bist du hier bereits gekommen? Und du wirfst diesem arbeitsfreudigen Gotteskinde ungesunde Menschlichkeit vor? Ich befürchte in der Tat, daß du dein Rheuma nicht von ungefähr mit dir umherschleppst, nimm mir's nicht übel, alter Junge, du selber bringst mich auf solche Gedanken. Mensch, ich möchte über dich weinen; und du hast noch den Mut zum Beten vor dem ewigen eifersüchtigen Gott, an dem du eine Urkundenfälschung begehst, so oft du ihn anrufst oder predigst!“

„Nun höre auf, bitte, es ist genug, mehr braucht man sich nicht gefallen zu lassen, verstanden? Solcher Art Auswüchse an der Freundschaft habe ich noch nie gelten lassen! Hoffentlich ruft man uns bald zum Mittagbrot! Nimm dir mal eine von den andern Zigarren da oben in der Ecke, ich meine die helle Kiste!“

Pastor Krause sah verträumt nach der angegebenen Ecke und wieder zurück zu dem alten Freund, wanderte einige Male durch die Zimmerlänge und sann in sich hinein. Sein Gesicht war voll Sorge und Not.

Währenddem führte Hans Kroppmann seine Mutter durch die Rosengänge des fein angelegten Hilwerkuser Friedhofs. Das Lies war sein Lebtag noch nicht über die Lemper Grenzen gekommen, und der Hilwerkuser Totenacker nahm viel mehr Platz ein als der Lemper, denn er war dreimal so alt. Die bergischen Frauen lieben die Stätte der Heimgegangenen. Sie besuchen sie sehr oft, besonders an Sommersonntagen, wenn die Blumenmärchen prangen und die Vögel in den Zweigen singen. Blumenmärchen und Vogelsingen gab's auf dem Hilwerkuser Gottesacker in Hülle und Fülle.

„Nee, nee, Jung, wat is dat en Pracht! Jung, dat hätt ich nit für möglich jehalten; dat is ja tausendfach jroßartiger wie bei uns in Lempe!“

„Ja, Mutter, es ist ein bischen viel Götzendienst am verweslichen Fleisch!“

„Och, ich meint, dat mußt du doch nit sagen, Jung, ich meint überhaupt, du müßt manches nit so ausdrücken, auch in deine Predigt wars du so. Ich bin ja deine Mutter, Jung, nit wahr? Ich bin all mein Leben jern auf den Kirchhof jesangen; an dein Vatter sein Trab jeh ich seit Jahren jeden Sonntag, den Jott werden läßt! Vill jehabt hab ich ja nit bei dein Vatter, aber an sein Trab jeh ich doch jern, dot is dot!“

„Jawohl, liebe Mutter, tot ist tot; der Mensch soll sich mehr um das Leben kümmern!“

„Och jo, Jung, dat sagt mr so, um dat Leben bekümmern, jo!“

Die beiden kamen an einen frisch aufgeworfenen Grab-

hügel. Zwei große Kränze mit Schleifen lagen oben drauf. Es war die letzte Wohnung des Engelluser Bauern Setten, man hatte ihn hier mit militärischen Ehren bestattet, denn er gehörte zu den Kombattanten von 1864, 66 und 70.

„Wer mag dat woll sein, Jung? Dat Trab is noch janz frisch. Hasde den bejraben?“

„Jawohl, liebe Mutter, vielleicht hast du den Verstorbenen gekannt, es ist der alte Setten von Engellusen!“

„Setten von Engellusen? Nee, Jung, ich slaub nit, dat ich den jekannt hab, ich bin ja nie aus Lempe rausjekommen, dein Vatter mag ihn wohl jekannt haben. Wat hat dem Mann dann jesehlt?“

„Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, liebe Mutter!“

„Jo, jo, du verstehs dein Wort ze machen, Jung! Et is mich schon recht; ich freu mich, dat du doch noch lutherische Paschor jeworden bis, Jung!“

Sie wollte eine der Rosenknospen an sich nehmen, die die Kriegervereine dem toten Setten in die Kränze gewunden hatten. Hans Kroppmann fiel ihr in den Arm: „Bitte nicht, liebe Mutter, nimm da nichts; komm, ich pflücke dir oben an der Hecke eine Rose!“

„Och, du muß deine alte Mutter doch nit so behandeln, ich bin doch kein Kind, wenn du auch Pastor bis; wer behandelt denn sein Mutter so? Warum soll ich mich kein Blümche nehme, wo morje ja doch alles trocken is?“

„Nein, nein, liebe Mutter, ich bitte dich dringend, lasse es sein. Die Blumen gehören dem Toten!“

Er brachte es nicht fertig, zu sagen: die Blumen gehören dem alten Setten, der deinen Mann und mir den Vater gemordet hat. Es war sein Geheimnis, und des jungen Seelsorgers Herz wehrte sich dagegen, dem Verstorbenen die Seligkeit abzusprechen. Das Geheimnis des argen Menschenherzens hat ja noch kein Mensch durchleuchten können.

Von der untern Friedhofspforte kam die vornehme Gestalt Fräulein Marthas den Weg heraus und brachte die Einladung zum Mittagessen.

„Nun, Mutter Kroppmann, gefällt Ihnen unser Friedhof?“ rief sie froh.

„O ja, Kind, ich hab die Kirchhöf immer jern jehabt, man is da wie zehaus!“

„Hören Sie aus diesem schönen Wort das Klingen heraus, Herr Pastor?“ Das Fräulein sah den Pfarrer an, und der sah ehrlich erstaunt auf die Fragestellerin.

„Oder wissen Sie überhaupt nichts von solchen Geheimnissen, Herr Pfarrer?“

„Doch, ich kenne sie von Kind auf. Ich mußte im Augenblick nur darüber nachsinnen, wie gerade Sie danach fragen können, Fräulein Martha?“

„Seltsam, und ich muß nun über Ihre Antwort sinnen! Vielleicht kommen wir beide mal hinter uns selber!“

Das schien sogar das schlichte Lemper Mütterlein begriffen zu haben. Wenigstens sah sie genau so aus. Sie ließ beide Augen voll über die jungen Menschen gehen. Fräulein Martha nahm den Mutterblick voll auf. Ihr durchgeistigtes Gesicht schien weiter zu sinnen. Schließlich griff sie nach dem einen Arm der Mutter Lies und suchte mit den Leuten Schritt zu halten.

„Mit Ihrer Mutter möchte ich schon mal ein Viertelsjahr zusammen hausen. Ich habe das Gefühl, daß da mancherlei verkapfelt ist, was zum allgemeinen Nutzen als Schatz gehoben werden sollte!“

„Fräulein Martha Schürmann ist nämlich Romandichterin, Mutter; vor der muß man sich hüten. Man läuft immer Gefahr, daß man aufgegriffen und irgendwie verwursted wird.“ Hans lächelte offen in die Welt hinein, als mache es ihm keinerlei Pein, irgendwie mißverstanden zu werden.

„Woher wissen Sie das denn, was Sie mit so heldenhafter Offenheit sagen, Herr Pastor?“

„Das braucht kein Geheimnis zu bleiben; ich habe ein Semester mit dem Lemper Pfarrer Dr. Schellenberg zusammen in Berlin studiert, der hält große Stücke auf Sie!“

„Gelesen haben Sie von mir noch nichts, Herr Pastor?“

„Nein, ich bewundere Sie vom Hörensagen, Fräulein Martha!“

„Sie gehören offenbar zu den Feinden des Frauenschrifttums, nicht wahr?“

„O nein, so weit geht mein Interesse nicht, ich hatte bisher nur keine Zeit, mich davon zu überzeugen, ob die Schriftarbeit der Frau für die Kultur nötig ist, ich will nicht mal sagen: für das Seelenheil der Menschen!“

Man war ungewollt stehen geblieben. Mutter Lies sah wirklich so aus, als nähme sie den größten Anteil an dem merkwürdigen Gespräch der beiden Jungen. Da rief von der Kirchenseite her Fräulein Marie Schürmann und klatschte dabei mit den Händen.

„Nun ist es aber hohe Zeit, meine Herrschaften, Mama wartet nicht gern!“

So ging man zu Dritt aus dem Gefilde des Todes hinaus, ohne daß einer der drei Leute noch weiter auf das Thema zurückgekommen wäre.

Frau Pastor Schürmann hielt in der Tat auf die Küche. Der wohlbestellte Geflügelhof erlaubte ihr, den Gästen etwas Gutes vorzusetzen.

„Iß, alter Paul! Das kriegst du in Lempe ja doch nicht!“ sagte der Hilwerkuser Amtsbruder jovial. „Deinen Johannes werden wir hier schon heransfuttern, so Gott will und wir leben!“

„Ich finde, daß der gar nicht bei der Sache ist. Wie ist das, Herr Hans, ist Ihnen die Hilwerkuser Gemüsesuppe ungewohnt?“

„Ich danke herzlich, Frau Pastor. Ich wüßte nichts, was mir mehr zusagte!“

„Ißt et hier in dat große Dorf auch arme Leute?“ Das kleine pausbäckige Frauchen aus Lempe zog sofort aller Blicke auf sich, das hatte sie ganz gewiß nicht vorgehabt. „Nehmense et mich nit übel, ich meint bloß so!“

„Freilich haben wir hier Dorfarme, aber die werden im Kreisarmenhaufe von Lempe verpflegt, Mutter Kroppmann!“ erklärte der Pastor.

„Ja, warum dat dann? Hat denn dat große Dorf kein Feld für ein Armenhaus, oder will man dat nit, is dat ze lästig?“

Am aufmerksamsten von allen war sichtlich die junge Schriftstellerin, Fräulein Martha Schürmann.

„Es ist doch geradezu imponierend, wie in diesem Falle die psychologische Erbfolge sich bestätigt!“

„Na, Kind, ob deine psychologische Erbfolge sich nun gerade mit meinem Spargel und der Gans verträgt, weiß ich auch nicht!“ So die Mutter.

Die Herren licherten. Der junge Pfarrer sah mit einem verschämigten Halblächeln zu der Dame hinüber. Frau Liese blieb still, sie begriff in dieser Sache nicht alles.

„Der Fall ist ernster, als du denkst, Mama; ich werde in Zukunft immer unsere brave Mutter Kroppmann hören, wenn der junge Herr Pastor predigt. Der Herr Sohn hat seine starke soziale Anteilnahme und den Geist der Kritik von der Mutter geerbt!“

„Dann hab ich dir ja zwei vorteilhafte Eigenschaften zu verdanken, Mütterlein, darauf darfst du dir bei all deiner Bescheidenheit etwas einbilden.“ Der Sohn griff nach der Mutter Hand und küßte sie frohgemut.

„Das reichste Erbe ist dein kindlicher Glaube an den ewigen Heiland, mein Junge! Deine brave Mutter hat auch meinem verwaisten Hause die Fülle des Segens gebracht! Geheimrat wirst du allerdings nicht werden, aber deine Mutter hat es ja auch nicht zur Geheimrätin gebracht! So bist du also auch da der getreue Erbträger, Gott sei Dank!“

Der Lemper Pastor hatte also noch nichts von dem Stachel verwunden, der ihm im Studierzimmer seines alten Freundes gesetzt wurde.

„Geheimräte brauchen wir hier im Hilwerkuser Dorf auch gar nicht, alter Paul!“

„Na, weißt du, Papa, ich ließe mir ein geheimrätliches Elternpaar schon gern gefallen, es würde jedenfalls zum Absatz meiner Bücher wesentlich beitragen!“

„Sie sind eine so vorzügliche Psychologin, Fräulein Martha. Hätten Sie kein Interesse daran, diesen Ihren letzten Satz einmal von allen Seiten zu betrachten?“

„Vielleicht helfen Sie mir dabei, Herr Hans, Sie sind

ja doch nun einmal angestellter Hilwerkuser Pfarrer und Seelsorger!“

„Gern! Sie sind im Begriff, in Ihrem Berufe als evangelische Schriftstellerin die Geistesleitung Christi einzubüßen, denn Sie machen den Absatz Ihrer Bücher von menschlichen Einflüssen abhängig, statt daß Sie sich erst dem Einfluß des heiligen Gottesgeistes ergeben!“

„Diese starke Belehrung schadet dir nicht, Kind. Ich bin dem jungen Amtsbruder sogar sehr dafür verpflichtet, als dein Vater!“

Das Fräulein war nun doch ein wenig rot geworden. Aber sie war auch eigensinnig geworden.

„Die Sache ist einfach genug, lieber Papa. Da du kein Geheimrat bist, muß ich mich bis auf weiteres bescheiden und tue es gern, aber auf die Dauer muß ich als gebildeter Mensch und Künstlerin mich nach weiteren geschäftlichen Leitmotiven umtun, denn ich will ganz gewiß nicht in Hilwerkusern begraben sein!“

„Vor der Hand rate ich dir, deinen Braten nicht kalt werden zu lassen, das würde mich aufregen, mehr als alles andere, Martha, verstanden?“

„Sehr wohl, Mama, ich halte dich nach wie vor als die größte Autorität auf diesem Gebiet!“

„Ob ich nun gerade mit dir Staat machen kann, wage ich nicht zu behaupten. Deine Schwester Marie ist jedenfalls viel nützlicher als du, indem sie uns bedient und kaum zum beißen kommt!“

„O bitte, Mama, wer wird so sein eigen Werk verleugnen!“

„Jedenfalls wird unser lieber junger Herr Pastor Hans einen wenig geistlichen Eindruck von dem Hilwerkuser Pfarrtisch bekommen, und daran bist du schuld, verstanden?“

„Liebe Hermine, dein vorzüglicher Pfarrtisch ist gar nicht verpflichtet, einen geistlichen Eindruck zu machen, und unser lieber Hans würde nicht zu den Weisesten gehören, wenn er von einer Gans und selbstgezogenem Spargel mehr als Leibesnahrung verlangt!“

„Du siehst also, Mama, sogar dein oberster Hirte . . .!“

„Nun höre auf, Kind, du weißt, daß bei mir alles seine natürlichen Grenzen hat, verstanden?“

Es entwickelte sich aus diesem Disput eine jener Pausen, wo die Köpfe rot anlaufen, wo keiner wünscht, daß die Sache sich steigert. Unterdessen hatte Fräulein Marie mit Hilfe der Magd das Abräumen begonnen, man trug Wein auf. Die Damen tranken den mit Selters vermischt, die beiden alten Pfarrer nahmen ihn in natura, Pfarrer Hans lehnte ganz ab.

„Nun werde ich mich mit meinen lahmen Beinen auf ein Stündchen empfehlen, lieben Leute, und es wird kaum mehr übrig bleiben als Martha, die die lieben Gäste gewiß gern in den Pfarrgarten führt! Der Pfarrgarten ist ja ihre persönliche Domäne und eine Zierde von Hilwerkusen dazu!“

So rief Pfarrer Schürmann. Die Frau Pfarrer setzte kurz entschlossen hinzu: „Auch ich will ein Stündchen nucken; Martha ist mir verantwortlich für die einwandfreie Behaglichkeit unserer Mutter Kroppmann, verstanden?“

„Danke, Mama, sonst hätte ich sie überhaupt nicht ein einziges Mal bekommen!“

Pfarrer Hans bemühte sich, sein Mütterlein mit aller Macht zu verteidigen. Auch er hatte sie ja noch nicht für sich gehabt. In diesem Augenblick machte Frau Lies ihm gegenüber eine Bemerkung, die allerdings nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt schien, denn das kleine Frauchen suchte den Drang zum Reden mächtig zu verbergen. Ganz verbergen konnte sie es nicht, und das schriftstellerische Pfarrfräulein, das aus allem, was sie erlebte, ihren Stoff saugte, wie die Biene aus den Blumen, hatte es gesehen.

„Was mag die brave Mutter Liese gerade jetzt über unser-  
eins kund gegeben haben?“ rief sie halb übermütig, halb betreten.

„Dat braucht auch kein Geheimnis ze sein, Fräulein, ich hab jemeint, Sie könnten jut mit dem Mundwerk fertig werden!“

Nun wurde das Fräulein aufs neue rot bis hinter die Ohren. Der Herr Vater klatschte Bravo, und die Frau Mutter, die bereits im Ausgang stand, sagte: „Das schadet dir Schwatz-  
liese nicht, jedermann ist nicht aufgelegt, dir zu deinen literarischen Erzeugnissen Modell zu stehen!“

„No, bös war et jedenfalls nit jemeint, Frau Pastor!“

„Jar kein Denken daran, Frau Kroppmann, ich freue mich außerordentlich, daß Sie mir gewachsen sind!“

Das Fräulein nahm sie unter die Sittiche, und dann schoben sie und die drei Lemper in den berühmten Pfarrgarten.

## Zweites Kapitel.

Der neue Pfarrer machte auf seine Hilwerkuser allerdings einen gemischten Eindruck. Er war für die in Grundsätzen und Gewohnheiten erstarrten Dörfler und Dorfaristokraten der ausgemachte Fremdling und Störenfried. Darüber half nichts hinweg, weder die Kirchendisziplin noch die Ehrfurcht vor dem „geistlichen Kleid“, eine Eigenschaft, die den Bergischen sonst in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Hans Kroppmann stand noch kein halbes Jahr auf seinem Posten, als er es bereits mit fast der ganzen engbegrenzten Gemeindegewelt verdorben hatte. Er selber ging seinen Weg weiter, aufrecht und unbeirrt, ohne Zusammenstöße zu suchen, ohne irgendeinen Menschen bewusst gegen sich einzunehmen, ohne, wie man sagt, sein eigener Totengräber zu sein. Aber er fühlte längst den Zwiespalt nicht nur außer sich, sondern tiefinnen in seiner eigenen Seele. Es zehrte an seiner Jugend, lastete auf den Nerven wie eine glühend heiße Luft. So sehr, daß er sich längst fragte: „Ist es nicht für beide Teile besser, wenn ich mich um eine andere Stellung bemühe?“

Im Schürmannschen Pfarrhause begegnete man ihm nach wie vor mit Achtung, aber die Zuneigung wich allmählich, es wich sogar die Absicht, ihm das Schwinden dieser nötigen Neigung zu verbergen. Die häusliche Zucht war allerdings so, daß nur ein vornehmes, feinempfindliches Auge den Umschwung auf den ersten Blick wahrnahm. Die beiden jungen Damen, sowohl die redende Martha, wie die schweigende Maria, stellten sich in einer Weise zu ihm, die verriet, daß sie ihm um keinen Deut mehr Ehre antun wollten, als ihm als dem zweiten Pastor zukam. Die Frau Pfarrer war eine viel zu offenherzige Frau, als daß sie ihre Abneigung in vollendeter Weise verhalten konnte. Sie hatte bereits viel

zu viel von ihrer liebenswürdigen Offenheit eingebüßt. Der alte Amtsbruder allerdings hielt ihm nach wie vor öffentlich und auch hinter seinem Rücken die Stange, bis er ihn endlich zu sich in das Studierzimmer einlud, die Tür hinter ihm schloß, um ungestört mit ihm reden zu können.

„Wir wollen uns mal in aller Gemütsruhe über die allgemeine Lage unterhalten, lieber Bruder, so wie man es tut, wenn Gefahr im Anzuge ist. Es muß jedermann auffallen, wie das Verhältnis zwischen Ihnen, dem Hirten und der Gemeinde so stark untergraben ist, daß es so nicht weiter gehen kann! Ja, daß eine Katastrophe vor der Tür steht! Ich als alter Pastor, der bereits an die vierzig Jahre im Hilwerkuser Pfarramt steht, darf von mir sagen, daß ich die Gemeinde bis auf den letzten Knopf durch und durch kenne! Und ich bin wohl in der Lage, zu der brennenden Frage Stellung zu nehmen. Natürlich bin ich gezwungen und willens, nach der Schuld zu forschen. Sie wissen, daß ich keineswegs ein beamteter Gemeindevater bin, der seine zahlende Herde unbesehen und auf Tod und Leben verteidigt, erst recht und ganz gewiß nicht gegen einen lieben Amtsbruder. Aber ich muß fragen: Wie ist es möglich, daß Sie mit dieser Gemeinde, die ich so genau kenne, in der ein willensfester Pastor wohl arbeiten und auskommen kann, nicht zurechtkommen? Was können Sie der Gemeinde vorwerfen? Etwas Vermuckertsein? So, wie ein feingebildeter und geistig gesunder Theologe es zu beanstanden hätte? Schauen Sie doch mich an, wie ich, mein Haus, meine Frau, meine Mädels, wie wir alle mit den biedern Hilwerkusern auskommen! Es fällt keinem Menschen ein, meinen Mädeln die junge frische Art übel zu nehmen; man hält uns einfach für gebildete Leute und lächelt still und bescheiden dazu! Meine Martha gehört längst zu den gern gelesenen christlichen Erzählerinnen, wenn sie auch weder einen großen Stil noch Kunst hat; sie hat sich eingeführt, und es vergeht kein Christfest und kein Geburtstag, wo allein aus der Gemeinde ihre Bücher zu Dutzenden bestellt werden. Das ist doch kein Zeichen der Ueberhebung oder der Unterschätzung oder gar Mißachtung. Ja, ich darf behaupten, daß die Bildungsdistanz zwischen Gemeinde und Pfarrhaus

mit den Jahren zu einem Sympathiemittel geworden ist, zum Kitt für beide Teile. Beide Teile fahren gut dabei! Das Pfarrhaus erfreut sich allgemeiner Hochschätzung, meine Damen geben in der Dorfgesellschaft den Ton an, man schlägt sich förmlich um meine Mädels, und die Pfarrhausabende meiner Frau sind immer besucht, im Sommer wie im Winter. Und Sie selber haben oft genug an meinen Bibelabenden teilgenommen, um sagen zu müssen, daß in der Hilwerkuser Männerwelt nicht nur ein tiefes Verständnis für die Schrift, sondern ein gut evangelisches Verlangen nach den Schriftgeheimnissen waltet. Meine Hilwerkuser geben den berühmten Siegerländer Bauern in dem Schriftverständnis nichts nach. Und die allgemeine Zucht und Sittlichkeit? Meine Hilwerkuser Gemeinde ist, das sage ich mit allem Nachdruck, eines der originellsten Glieder der reformierten Mutterkirche! Der Staatsanwalt hat in Hilwerkusen nichts zu tun, denn die Kirchenzucht erstreckt sich auch auf die bürgerliche Gemeinschaft, es ist das Wohlgefallen jedes anständigen Menschen, in Hilwerkusen zu wohnen! Das sagen sogar die jüdischen Viehhändler. Und ich wiederhole: keineswegs eine Sammelherde, keine Mucker und Schiefhälse, das merkt man bald an dem Ton in meinem Hause! Frisch, fromm, froh und frei, auf soliden Glaubensgrundlagen, gesittet und arbeitsfroh, eine gute evangelische Gemeinde, darinnen die Leute es zu etwas bringen können! Und vor allen Dingen und als Resultat des ganzen Zustandes: in Hilwerkusen könnte ein liberaler Kollege nicht stehen, er würde bald fallen! Was aber darf man füglich mehr von unsereinem verlangen? Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, steht in der Schrift. Engel werden weder hier noch in Lempe geboren, es wäre sogar schade drum, denn dann brauchte die Welt keine Pastoren mehr! So, nun habe ich Ihnen mein Herz ehrlich ausgeschüttet, tun Sie dasselbe! Am Ende finden wir doch noch den Weg zum Frieden. Mir sollte es herzlich recht sein, denn ich bin kein Freund von Wechsel. Also, was haben Sie gegen die Hilwerkuser Kirchengemeinde?“

„Ich habe bisher keinerlei Klage gegen die Gemeinde geführt, Herr Pastor, und führe auch heute keine Klage. Ich

werde überhaupt nie eine Klage gegen eine Gemeinde führen, weder hier noch anderswo! Was ich zu klagen habe, ist meines hohen Auftraggebers im Himmel ureigenste Sache, ich klage nur meinem Herrn, nicht den Menschen. Denn ich betrachte mich nicht als Diener einer menschlichen Interessengemeinschaft! Nur eine einzige Antwort möchte ich Ihnen geben: Sie sagen, in Hilwerkufen könne nie und nimmer ein liberaler Kollege stehen, er würde bald fallen. Wenn das wahr ist, dann warne ich Sie als Amtsbruder, denn Ihre Tochter Martha ist heimlich mit dem Dr. Schellenberg in Lempe verlobt, also mit einem liberalen Pfarrer sans phrase. Ihre Tochter selber scheint mein Wissen zu ahnen, ihre ganze Abneigung gegen mich wird offenbar aus dieser Quelle gespeist. Sie gaben mir seinerzeit persönlich den Auftrag, Ihren Töchtern gegenüber meinen Beruf als Pastor zu erfüllen. Sie bedienten sich sogar des drastischen Wortes: übers Maul fahren. Jetzt muß ich mich an diesen Auftrag von Ihnen erinnern, damit Sie meine Anklage nicht auf ungeistliche oder unmännliche Ursachen zurückführen!“

Der alte Amtsbruder sah mit einem so ungläubigen Blick auf den jungen Ankläger, daß der hinzufügte: „Ich behaupte an jeder Stelle das, was ich Ihnen soeben vorgetragen habe, Herr Pastor!“

Erst nach einer Weile kam der alte Herr zu einer Antwort.

„Wenn Sie einmal in meine Jahre kommen, werden auch Sie darauf bestehen müssen, daß die Grenze des Hauses unter allen Umständen gewahrt bleibt, wenn nicht alle Verkehrsmöglichkeit unter gebildeten Leuten aufhören soll. Bitte unter allen Umständen daran festzuhalten, daß ich Ihr Vorgesetzter bin, Ihr viel älterer Amtsbruder, und drittens ein rechtgläubiger Vater bin, der nicht gesonnen ist, an den Ruf und die Ehre seines Hauses irgendwie tasten zu lassen, Herr Pastor!“

„Nun bin ich aufrichtig betrübt! Ich war verpflichtet, Ihnen auf Ihren Vortrag rechtschaffen zu antworten und fühlte mich obendrein als Amtsbruder auf Ehre und Gewissen, vor Gott und den Menschen gezwungen, Ihnen zu sagen, in welcher Gefahr Ihre Tochter, Ihr Haus und der Ruf der Ihnen unterstellten Gemeinde sich befindet! Jede andere

Deutung meines Vorgehens muß ich entschieden ablehnen. Am heftigsten bin ich aber betrübt, weil Sie, als der ältere Amtsbruder, so ausdrücklich auf die Ehre Ihres Hauses halten, und im selben Augenblick, wo ich ganz in Ihrem Interesse, in Ihrem Sinne mit Ihnen rede, die schärfste Waffe gegen mich kehren, die unter Ehrenmännern möglich ist. Es widerstrebt mir, Ihre Worte zu wiederholen. Ich bin auch wehrlos gegen Sie, denn als evangelischer Christ sehe ich mich gezwungen und gewillt, außer Gottes Ehre keinerlei Ehre zu suchen und zu verteidigen, auch nicht die meine!“

„Ja, ja, und was dergleichen schöne billige Brombeeren mehr sind, mein verehrter Herr Pastor Kroppmann! Leider erwerben Sie sich mit derlei Erziehungstendenzen keinerlei Freundschaft. Lassen Sie sich das von einem alten Berufspfarrer sagen, der Sie mit Wohlwollen und auf die dringende Empfehlung eines alten Freundes unter die Sittiche genommen hat, sonst wären Sie ja überhaupt nicht Pastor in Hilwerkufen. Es gibt eine Sorte von Romantikern, die zu leicht die schwerwiegenden Realitäten des Daseins vergessen, und bald in einen bedenklichen und ungesund und zugleich unbiblischen Hochmut geraten, der regelmäßig einen Fall nach sich zieht. Wir wollen nun meine persönliche Sache außer Betracht lassen und lediglich von den Dingen reden, deretwegen ich Sie eingeladen habe.“

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Herr Pastor: ich weiß noch immer nicht recht, ob es sich hier um ein ordentliches Verfahren gegen mich handelt, das heißt, ob Sie im Auftrage der Gemeinde und des Presbyteriums gegen mich auftreten, oder wie ist Ihr Verhalten zu verstehen?“

„Fassen Sie es auf, wie es Ihnen beliebt. Jedenfalls rate ich Ihnen: fassen Sie es als einen ernstgemeinten und sehr ernstesten Versuch auf, Ihnen in entscheidender Frage zuzuhelfen! Ich betone: in entscheidender Frage! Jeder Hochmut rächt sich bitter, und ich habe nun einmal ein herzliches Interesse daran, Ihnen Bitterkeiten zu ersparen. Also frage ich Sie in amtlicher Eigenschaft: Woher stammt der Zwiespalt zwischen der Gemeinde und Ihnen?“

„Darauf kann ich Ihnen nur eine Antwort geben: Ich

weiß von keinem Zwiespalt insoweit, daß ich davon wie von andern natürlichen Dingen reden kann!“

„Wie soll ich das denn verstehen?“

„Ich beklage mich nicht über die Gemeinde!“

„Sie beklagen sich nicht über die Gemeinde? Aber Sie leiden doch sichtbar an einem Zerwürfniß!“

„Darauf gebe ich nur auf ganz bestimmten Befehl Antwort!“

„So befehle ich Ihnen zu antworten!“

„Ich leide an der entsetzlichen Tatsache, daß ich der Gemeinde Hilwerkufen keine lautere evangelische Predigt halten kann, ohne mir Feinde zu machen!“

„Wir wollen ruhig und deutlich bei der Sache bleiben, ohne jede Gefühlsäußerung. Bitte also: was nennen Sie lautere evangelische Predigt?“

„Dasselbe, was jeder gläubige auf der Schrift fußende evangelische Pfarrer so nennt: daß das menschliche Herz ein arges Ding ist, aus dem jede Sünde, nicht nur Hurerei und Mord, sondern auch Habsucht und Geiz kommen; daß vor dem Kreuze ausschließlich jeder Staubgeborene ein armer Sünder ist und vor Gott jedes Ruhms mangelt und seine Gnade braucht; daß jeder Hilwerkuser Selbstgerechte und an seiner empfindlichsten Stelle Gekränkte einen fleischlichen und lüsternden Wandel lebt; daß die ganze Hilwerkuser Gemeinde an einem fressenden Geschwür krankt, der Zufriedenheit mit sich selber! Und daß über kurz oder lang eine Entladung der aufgespeicherten gährenden Gifte folgen muß, die alle Welt, erst recht die anständige Hilwerkuser Gemeinde, in helles Erstaunen bringen muß!“

„Also das nennen Sie eine lautere evangelische Predigt! Wissen Sie, was es im Grunde ist, verehrter Herr Pastor Kropfmann? Es ist nicht mehr und nicht weniger als Separatisten- und Sektierergeist, der mit dem Dreschflegel die angestammte Ordnung über den Haufen schlagen will!“

„Dann waren Luther und Calvin und sämtliche Reformatoren, genau wie unser ewiges Haupt, Jesus Christus, Sektierer und Dreschflegelchristen, und ich fühle meine Auffassung in klassischer Weise bestätigt!“

„Auf diese Weise kommen wir nicht vom Fleck. Ich nehme Ihnen die unter vier Augen gemachte schwere Anklage gegen die Dorfgemeinde nicht weiter übel, will es nicht, umsomehr, als ich Sie zum Reden gezwungen habe! Sie haben nun einmal Proletarietblut in den Adern, und das ist immer revolutionär. Es könnte nach einem guten soliden Setzungsprozeß wohl zu einem brauchbaren Trank werden, aber dazu bedarf es der allerehrlichsten Selbstprüfung, der Ablegung des Nichtgeistes, des Hochmuts, des romantischen Überwizes! Ich hoffe, daß Sie sich nach dieser ersten Auseinandersetzung zu einer gründlichen Sinnesänderung bequemen werden! Ein guter Pastor fühlt sich nicht als der Alleinerzieher aller, sondern muß auch bereit sein, sich von seiner Gemeinde erziehen zu lassen. Das müssen Sie einsehen! Wollen Sie das nicht einsehen, so wird die Macht der Verhältnisse über Sie zur Tagesordnung übergehen, das heißt, Sie werden hier weichen, und das heißt, für alle Zeit als Pfarrer weichen!“

„Niemals werde ich weichen! Ich halte mich an den, der mich gelehrt hat, der mich berufen und gesandt hat! Müßte ich auch nur für die Dauer einer Stunde überzeugt sein, daß ich ein menschliches Berufsamt bekleide, dann wäre ich gezwungen, der Hilwerkuser Gemeinde vollauf Recht zu geben, dann müßte ich in Ihnen, verehrter Herr Amtsbruder, das Ideal des evangelischen Pfarrers sehen! Dann müßte ich in der Tat weichen! Ich lehne aber nicht nur die rationalistische Auffassung des Pastorenberufs ab, sondern auch die Ihre und die der Hilwerkuser Dorfgemeinde, das heißt, ich weiche keinen Schritt von meiner Ueberzeugung, noch weiche ich von meinem Amt! Meine Aufgabe ist es, zu zeugen von Sünde, wo ich sie finde, beleuchtet vom Worte Gottes, dann aber Menschenherzen, die sich schuldbeladen wissen, besonders den Armen, die Gnade zu zeigen, die in Schwachheit und Armut sich mächtig erweist, und alle solche, die diese Gnade begehren, hinzuführen an die Tore der Herrschaft des himmlischen Königs, der von sich sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, der aber allen denen sein Himmelreichs-Bürgerrecht verleiht, die als arme Sünder seine Gnade begehren und neues, ewiges Leben in dieser Zeit der Vergänglichkeit suchen. Will man

mich hier weg haben, so soll man mich wegjagen, dagegen habe ich nichts einzuwenden, man hat ja auch den Erlöser von der Erde verjagen wollen! Es ist meines Herrn Sache, die Sache derer zu verfechten, die für seine ewigen heiligen Wahrheiten und evangelischen Interessen zu kämpfen bestrebt sind. Anderes habe ich an dieser Stelle nichts mehr zu sagen, Herr Pastor!"

"Nonono, junger Mann, ich habe ja im Grunde gar nichts gegen Ihren heiligen Eifer einzuwenden! Aber Sie selber werden hier so tief sinken, daß Sie eines Tages davonlaufen. Wollen Sie das abwarten, so kann ich es nicht hindern. So herzensgern ich es täte. War ja selber mal jung, sehr jung, sehr eifrig, sehr heilig. Wären Sie an meiner Stelle, weiß Gott, der Kopf stände Ihnen viel weniger nach roman- tischem Gefühlsnebel!"

"Sie sind und bleiben mir der verehrte und ehrfürchtig geliebte Bruder im Amt, für den ich täglich zu Gott bete! Fortan werde ich noch eifriger um Sie zu dem schreien, der allein uns beiden helfen kann, denn fürwahr, Sie haben viel mehr Hilfe und Leitung nötig als ich, viel mehr, als Sie selber ahnen!"

"Um ja, ein alter Hilwerkuser würde sagen: der Pfarrer Hans ist nicht aufs Maul gefallen! Warten wir also in Gottes Namen ab, wie die Dinge sich entwickeln werden!"

"Und die Sache mit Ihrer Tochter und dem liberalen Dr. Schellenberg in Lempe?"

"Die untersteht nur meiner Entscheidung, Herr Pastor!"

"Nein, das tut sie nicht! Ich bin Seelsorger in der Hilwerkuser Gemeinde und habe vor Gott und Gemeinde und der Kirchenobrigkeit die Pflicht, alles das zu tun, was zur Zer- störung dieses unglückseligen Verhältnisses zu tun in meiner Macht steht, und ich will meine Pflicht erfüllen, Herr Pastor!"

"Kein Wort mehr darüber. Sie wollen doch Ihren Vorgesetzten nicht zwingen, Ihnen die Türe zu weisen, junger Mann?"

"Jesus Christus wird Ihnen die Türe weisen, wenn Sie nicht Ihren krankhaften Pastorenhochmut unters Kreuz beugen, haben Sie mich verstanden, Herr Pastor?"

"Bitte, ich habe nun anderes zu tun. Vielleicht kommen wir noch darauf zurück. Jedenfalls behalte ich mir vor, gegebenenfalls weiter darüber zu reden, wann es mir paßt!"

\* \* \*

Pastor Hans Kroppmann war in der Tat eine im Vorder- grunde des Interesses stehende Persönlichkeit. Das verhehlte sich kein Mensch, der irgendwie mit ihm in Berührung trat. Am wenigsten die Hilwerkuser Kirchengemeinde. Allerdings war es das Interesse eines tiefgehenden Zwiespalts, vielmehr eines tiefen Geheimnisses, das jeder mehr ahnte als begriff, dem man in unheimlicher Scheu aus dem Wege ging, um sich hinter der Kulisse der Oeffentlichkeit desto eifriger mit dem Unruheerzeuger zu beschäftigen.

Der Bürgermeister und Kirchmeister Schmitt, der einstige Befürworter der Pfarrwahl, wandte der zerkfahrenen Sache seine ganze Aufmerksamkeit zu. Der alte Herr gehörte zu den Privatbeamten, denen es um die sittliche Sicherheit der Bürgergemeinde heiliger Ernst ist. Und ihm diente die sitt- liche Zucht der Kirche als vornehmstes Mittel, der sittlichen Zerfetzung der Bürgergemeinde zu steuern. Er und Pastor Schürmann trugen auf starken Schultern das gesamte öffent- liche Leben, die Gemeinde, die Wirtschaft und die Gesellschaft mitsamt der Politik. Unter den Händen dieser beiden Starken und Redlichen gedieh das Hilwerkuser Bauertum innen und außen, es gab mehr Höfe mit zwölf Kühen, als solche mit sechs. Früher trugen die Hilwerkuser die Milch in Blech- krügen an Riemen oder Tragebalken nach Lempe, eine außer- ordentlich mühselige Arbeit, die den ganzen Milchhandel un- rentabel machte. Heute fuhren allmorgens die Milchwagen der Wuppertaler Meiereien an der Hilwerkuser Gemeindegrenze vor dem Höltringerhof vor, nahmen in großen Kannen die kostbare Ware in Empfang, gegen einen beträchtlich er- höhten Preis natürlich, waren froh und zufrieden, daß sie die ausgezeichnete Hilwerkuser Milch ins Wuppertal entführen konnten, denn dort wurde sie viel besser bezahlt als in der Kreisstadt Lempe. Allwöchentlich fuhr dazu der große Butter- wagen von Hilwerkusen nach dem Tal, weitbekannt durch das

immer saubere weiße Spanntuch und die beiden forschen Braumen, lieferte die Ware gegen Kassa an der Gemarker Wirtschaft ab, kam am nächsten Morgen wieder heim, alles mitbringend, was der Hilwerkuser im Wuppertal besser und billiger einkaufen konnte als in Lempe, wo man selber auf das Tal angewiesen war. Milch, Butter, bergischer Klatschkäse, Eier und echte Hilwerkuser Milchbrötchen, das waren die vornehmen Handelsartikel, an denen die Hilwerkuser Bauern reich geworden, und alles war das System des Bürgermeisters und Kirchmeisters Schmitt. Der war offen und ehrlich genug, zu bekennen: Wäre der brave Pastor Schürmann nicht gewesen, ich hätte mein Lebtag keinen Erfolg gehabt! Auf den Pfarrer Schürmann ruht Gottes Segen! Er ist eine sittliche Garantie für Kirche und Dorf zugleich!“

In der Tat, die Hilwerkuser hatten in den beiden Führern die denkbar eifrigsten Fürsprecher für ihre menschlichen Werte, und es war ein gewagtes Unterfangen, den Hilwerkusern an die Ehre zu gehen, sei es an die Ehre als Christen oder als Gemeindebürger.

Pfarrer und Kirchmeister hatten über den Fall Kroppmann neuerdings eine Aussprache. Sie saßen in dem netten Hinterzimmer, das der Gemeindegewaltige sich für interne Angelegenheiten seines Königreichs eingerichtet.

Der Herr Pastor war gewiß noch einmal so schwer an leiblicher Masse als der kleine, dürre Dorfbürgermeister. Aber an Freundlichkeit und Jovialität waren sich beide gleich. Bürgermeister Schmitt stammte aus einem alten bergischen Bauernstamm. Schon sein Vater war Bürgermeister gewesen. Er redete gern in gewählten Formen, machte dann einen viel vornehmeren Eindruck als der derbe Akademiker auf dem Hilwerkuser Pfarrstuhl.

„Man muß sich tümlichst bemühen, mein lieber und hochverehrter Herr Pastor, den Dingen auf den Grund der Entwicklung zu gehen. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß man auf überraschende Werte stößt, wenn man in die Tiefe abstrahiert. Was Sie mir da von dem jungen Herrn Pastor erzählen, insoweit es Ihre letzte Unterredung mit ihm betrifft, so habe ich die Empfindung, daß wir es durchaus

nicht mit einem alltäglichen Fall, einem oberflächlichen Fall, zu tun haben. Und ich gestehe offen, daß ich meiner Gemeinde nicht gern nachsagen lasse, ein gutwilliger, pflichtbewußter Pastor wäre von den Hilwerkusern weggeekelt worden. Hilwerkusern in Ehren, aber . . . na, wir beiden Alten kennen doch unsere Leute, nicht wahr? Wenn die Intelligenz und Kulturfähigkeit auch nicht zum brutalen Ehebruch, zum Mord, zum Straßenraub oder anderen Zuchthausqualitäten ausreicht, die feinsten Diebe werden bekanntlich nicht gehangen! Also, mein Standpunkt ist der: man muß beiden Teilen Gelegenheit geben, sich gegen einander auszusprechen, durchaus nicht mit der Absicht des Bruchs, sondern der Klärung! Was meinen Sie dazu, lieber und hochverehrter Herr Pastor Schürmann? Bitte, sprechen Sie sich offen und ohne Rückhalt aus!“

„Dagegen ließe sich kaum was einwenden, wenn der Fall klar läge! Das heißt, wenn man wüßte, was verhandelt werden soll! Aber Pastor Kroppmann bekennt mir gegenüber ja selber, daß er der Gemeinde nichts vorwerfen will. Und was die Gemeinde dem Pastor vorwerfen will oder vorzuwerfen hätte, das ist für jeden Nichteingeweihten in ein mystisches Dunkel gehüllt! Jedenfalls dürfte sich von beiden Seiten keinerlei Material ergeben, an Hand dessen man eine Auseinandersetzung anknüpfen könnte!“

„Das ist es ja eben, die Sache liegt tiefer! Eben darum möchte ich sie erledigen. Die Spannung ist mir unerträglich, ich schlage mich nicht gern mit Gespenstern herum. Der Krieg spielt sich zwischen Hirn und Herz ab, wie man zu sagen pflegt. Das sind zwei feine Sachen, ich möchte mir nicht nachsagen lassen, daß unter meiner Verwaltung die eine oder andere gemartert worden wäre, erst recht nicht möchte ich mir das von einem jungen Pastor nachsagen lassen, der in seiner ersten Dienststelle steht. Ich habe meine Hilwerkuser gelehrt, wie man am besten zu Gelde kommt, ich will es mal unternehmen, sie zu lehren, wie man am besten zu Herz kommt! Die Sache liegt tiefer, dabei bleibt es, ich werde mal das Presbyterium zusammenerufen. Gegen die persönliche Führung Ihres jungen Kollegen haben Sie doch nichts einzuwenden, absolut nichts?“

„Nein, ich kann ihm nichts nachsagen. Er gehört zu den Theologen, die ernst an sich arbeiten, die mehr im Geist leben als im Fleisch!“

„Soll ich Ihnen mal einen probaten Rat geben, lieber und hochverehrter Herr Pastor, ganz unter uns natürlich, suchen wir den jungen Geistesmenschen unter die Haube zu bringen!“

„Wenn sich das so glatt machen ließe!“

„Warum geben Sie ihm nicht eine Ihrer Töchter?“

„Ja, ja, wenn das sich so glatt machen ließe, Herr Bürgermeister!“

„Was ist denn dabei nicht glatt? Mit viertausend Mark Jahresgehalt kann man in Hilwerkufen ganz gut leben, denke ich! Und etwas bringt eine Frau aus dem Hilwerkuser Pfarrhaus doch auch mit, denke ich in aller Herzenseinfalt! Ich bin sogar fest überzeugt, daß der junge Eiferer bald genug Karriere macht, oder meinen Sie nicht?“

„Nein, Karriere macht der nicht, das ist bei den Verhältnissen unserer Landeskirche ausgeschlossen!“

„Warum? Eine so leidenschaftliche Betonung des positiven Glaubens wird doch ganz gewiß nicht in einer Dorfpfarre versauern, denke ich!“

„Sie verfolgen nicht die Richtung unserer Zeit! Der sogenannte gläubige Pfarrer hat in der preussischen Landeskirche ausgespielt, die Professuren und Ratschren fließen in den liberalen Fluß, unsere Fakultäten sind zumeist liberal, seit der „summus episcopus“, der König von Preußen, die liberalen Professoren bestätigt! Der Positivismus, vollends der reformierte, ist in die Minorität hineingeschoben und wird nie wieder herauskommen, das ist nun einmal so! Der Liberalismus wird sich schließlich so weit durchsetzen, auch im Kirchenregiment, daß die positive Minderheit an öffentlichem Einfluß einbüßt und sich aus Gründen der Selbsterhaltung gezwungen sieht, aus der gemischten Landeskirche auszuscheiden und dem Liberalismus das Feld zu lassen. Das aber wäre das Ende der Landeskirche, die positive Konfession würde zur Sekte, wir sehen es ja am Altluthertum! Und geht der Positivismus nicht willig, so wird der Liberalismus

eines Tages den Fall des Bekenntnisses durchsetzen, um den beiden Richtungen zugleich Haus- und Wohnrecht zu erhalten, das aber ist der geistige Sumpf, wie er im Buche steht! Wir gehen argen Zeiten entgegen, Zeiten, die viel zerreißen werden, als man zu denken wagt! Wer weiß, was alles noch fallen muß, um dem Streben des Fürsten dieser Welt freie Bahn zu machen!“

„Ist es in der Tat bei diesen geistlichen Dingen nicht genau so, wie bei der Butter-, Milch- und Eierfrage? In der Tat, man sollte es einem feurigen jungen Rassenblut, wie Ihrem Pastor Kroppmann, nicht verargen, wenn er sich leidenschaftlich für seine Ideale ins Zeug legt!“

„Ach, was heißt heutzutage Ideale! Wir alle sind mal jung gewesen, ich auch, was heißt Ideale, wenn man, na, fast hätte ich gesagt, wenn man alt und lahm ist, auf dem Dorf sitzt, zwei unverheiratete Mädels hat und dergleichen. Was heißt Ideale?“

„Na, wenn Sie als alter Seelenhirte Ihre Pflicht so auffassen und tun, wie ich als Gemeindegirte die meinen aufgefaßt und getan habe, dann kann man wohl von sich sagen: ich habe meinen Idealen die Treue gehalten, und es war der Mühe wert!“

„Gewiß, Herr Bürgermeister, es ist möglich, daß Sie mir da voraus sind, wenn ich meinen Kollegen Kroppmann reden lasse: sogar weit voraus! Ich habe es gut genug vorgehabt! Aber nicht nur des Pfarrers, sondern auch des Gemeindegirten Normalzustand ist der starke Geist mit dem schwachen Fleisch!“

„Freilich, freilich; ich kenne ja meine Hilwerkuser! Es ist interessant, wir kommen allmählich dazu, unsern jungen Pastor glänzend zu rechtfertigen, nicht wahr?“

Die beiden Herren sahen sich mit einem verhaltenen Lächeln an. Vielleicht erinnerte sich der Akademiker bei der Gelegenheit an das Wort „Auguren“?

„Na, kurz und bündig: geben Sie dem jungen Herrn eine Ihrer braven Töchter, am besten das Fräulein Martha, die ist nicht von schlechten Eltern, die ist wie berufen, aus einem unbescheidenen Pfarrer einen brauchbaren und bescheidenen

Menschen zu machen. Das andere wird sich finden, und Hilwerkusen braucht sich nicht über sich selber zu ärgern! In der That, das möchte ich verhütet wissen, Herr Pastor!“

„Die Eltern haben heutzutage keinerlei ausschlaggebende Gewalt mehr über die heiratsfähigen Töchter! Vielleicht nehmen Sie einmal meine Martha vor; Ihre Töchter sind ja sehr intim mit meinem Mädchel, und Ihre Frau Gemahlin auch! Am Ende ließe sich die Geschichte einrenken! Mir sollte es schon recht sein, um des Friedens willen! Ich wünsche mir durchaus keinen besseren Schwiegersohn. Am Ende kann er sich auch auf literarischem oder wissenschaftlichem Gebiet betätigen, meine Tochter ist ja auch den „Weg des Papiers“ gegangen!“

„Bon, also brüten wir mal über der Sache, lieber und hochverehrter Herr Pastor! Wenn es auf mich ankommt, dann soll die Geschichte nicht im Ei stecken bleiben!“

\* \* \*

Der Herr Bürgermeister war keiner von denen, die eine Sache lange in der Tasche mit sich herumschleppen. Er überdachte noch einmal den ganzen Zusammenhang, das, was war und nicht war, was zu wünschen blieb, und was mit Stumpf und Stil ausgerottet werden sollte. Hatte eine kleine Sitzung mit der Frau Bürgermeister, lud sich dann das Presbyterium ein. Diesem hielt er einen kurzen Vortrag mit folgendem Gipfelpunkt:

„Wir können mit einem Pastor nicht auskommen, wir können eher drei beschäftigen als zwei. Wir haben eine junge Kraft gewählt, andere Gemeinden würden sich nicht lange besinnen, diese Kraft auf Lebenszeit zu verpflichten. Leider hat sich da ein etwas geheimnisvoller Widerspruch eingestellt, der den Gemeindefrieden stören will! Im Grunde kann keiner erklären, um was es sich handelt, aber der Widerspruch ist nicht zu leugnen, der neue Pastor predigt sozusagen vor leeren Bänken, die Eltern weigern sich bereits, die Kinder in die Konfirmation des neuen Seelsorgers zu geben, ja, ein Brautpaar hat ausdrücklich erklärt, sich nicht in der Gemeinde trauen zu lassen, wenn Herr Pastor Kroppmann die Trau-

handlung ausführen sollte und dergleichen. Das sind für eine anständige und gutgeleitete evangelische Kirchengemeinde sehr betrübliche und bedenkliche Erscheinungen, ja, es sind im Grunde ernste Krankheitserscheinungen am Körper der Gemeinde, die ich als Kirchmeister und Sie als Presbyterium nie und nimmer dulden können! Hier muß unbedingt radikale Arbeit geleistet werden! Was aber kann das sein?“

„He mot angersch predigen!“ rief einer dazwischen.

„Halt, mein Lieber, die Gemeinde ist nicht berufen, über den Geist der Predigt zu richten, merken wir uns das ein für allemal! Das gibt es nicht mal im weltlichen Verwaltungsverfahren, wieviel weniger in Sachen des Evangeliums! Der junge Herr Pastor ist ein ordinierter Prediger, er ist moralisch vollständig tadellos, er ist begeistert für seinen heiligen Beruf, kurz und gut: wir haben nicht das Recht, ihn wegen seiner Predigt abzulehnen!“

Da meldete sich ein älterer Presbyter, einer der Ältesten, zum Wort:

„So ohne weiteres kann ich dem Zwischenrufer, dem Müller, nit Unrecht jeben, Herr Bürgermeister! Sie sagen doch selber, dat die Kirche leer is, wenn de junge Herr predigt, dat muß doch seine Gründe haben! Die Sache is die: de Herr Pastor Kroppmann soll sich lieber am Zuchthaus anstellen lassen, die Hilwerkuser Reformierten sind anständige Leute, die wollen sowat nit hören, wat de Herr Pastor Kroppmann ihnen aufischt, un dat kann ich ihnen nit übel nehmen! Ich selber mag et nit mehr hören, die Talle jeht einem dabei über! Sind wir Hilwerkuser denn Verbrecher? Dat frag ich!“

„Auf diese Weise kommen wir nicht weiter, meine Herren! Der junge Pastor ist in aller Form gewählt. Er ist bestätigt. Zu einer Beschwerde, erst recht zu einer Entlassungsbeschwerde, liegt keinerlei Grund vor. Andererseits kann und darf der Zwiespalt nicht dauernd bleiben, die Gemeinde leidet mehr daran, als man oberflächlich sieht. Wir werden zum Gespött, und das Konsistorium wird sich bald genug einmischen. Also es muß ein Ausweg gefunden werden! Daß ich als Kirchmeister und Bürgermeister wieder mal allein stehe und allein vorgehen muß, tut mir leid; es ist ja nicht das erstemal;

aber ich will auch allein die Arbeit tun, wenn man nicht mitmacht, schon darum, weil ich befürchte, daß die Hilwerkuser Köpfe mehr verderben, als ich gutmachen kann. Ich kenne ja meine lieben Hilwerkuser, nicht wahr? Also wollt Ihr mir die Sache überlassen?"

"Wenn de junge Pastor anständig predigt, warum nit, sonst nit! Bleibt he bei seine Zuchthauspredigt, dann will ich mit die Sache nach wie vor nit ze dun haben!"

Das war wieder der Zwischenrufer. Er mußte im Presbyterium eine hohe Nummer haben, denn überall her kamen zustimmende Worte:

"Ich auch nit!"

"Aee, unter keinen Umständen!"

"Lieber mach ich wat anderes!"

Herr Bürgermeister Schmitt hob die Sitzung auf.

In den nächsten Tagen beging Bürgermeisters Charlotte ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag. Der Vater nahm die Gelegenheit beim Schopfe, hatte mit der Frau Bürgermeister noch eine kleine Auseinandersetzung, und die beiden Pastors-Fräulein kamen zu Gast. Wo diese beiden hochgewachsenen vornehmen Damen erschienen, da schwieg alle und jede Eifersucht, sie standen in jeder Beziehung außer Konkurrenz.

"Ich rechne es mir persönlich zur Ehre, daß die Damen der Einladung gefolgt sind und begrüße Sie hiermit in aller Herzlichkeit und Freundschaft!"

So begrüßte der kleine alte Herr die beiden Schönen, und die ließen es sich gern gefallen. Sie wußten, was sie mit ihrer Gymnasialbildung in dem Hilwerkuser Dorf wert waren. Was ihr Ruhm nicht tat, das entschied ihre ausgesprochene Liebenswürdigkeit.

"Und nun wollen wir es uns nicht zweimal sagen lassen, meine Damen, daß Zugreifen die erste Bürgerpflicht ist, nicht wahr?"

Und die rundliche Frau Bürgermeister fügte mit einer einladenden Handbewegung über das Gebäckene und Gezuckerte des Festtisches hinzu:

"Fräulein Martha, also, und Fräulein Mariechen, seid so

jut! Bürgermeisters Lottchen hat im Jahr bloß einmal Geburtstag!"

Gesagt, getan. Die Ehre des Hauses wurde gewahrt. Man zermahlte mit den guten bergischen Zähnen die gute Kost, und in diese Mahlarbeit hinein entwickelte sich nach und nach die Schwarzarbeit.

"Is de Herr Pastor Kroppmann heut über Land?" fragte die Hausmutter.

"Darüber sind wir selber nicht orientiert, Frau Bürgermeister; oder hast du Ahnung, Marie?"

"Tut mir leid!" Fräulein Marie Schürmann gehörte immer und allewege zu den Kurzangebundenen, redete durch Schweigen oder höchstens durch Geste.

"Ich finde es eigentlich schäd, dat dat Hilwerkuser Pastorat so weitläufig jebaut is!"

"Weitläufig gebaut? Wieso, Frau Bürgermeister?"

"No, wenn doch die zusammgehörige Menschen sich nit ze Jesicht kriegen!"

"Ach, so wollen Sie verstanden sein! Nun ja, bei uns hat eben jeder seine Arbeit, der die, die jene! Ich benutze jede freie Stunde zu meinem literarischen Beruf, und Marie bildet sich musikalisch weiter aus. Wenn man nicht gerade am Mittagstisch zusammekäme, könnte man überhaupt kaum noch von einem gemeinsamen Haushalt reden!"

"Herr Pastor Kroppmann wird auch wohl manchmal draußen eingeladen sein. Unsere bergischen Bauern lassen sich diese schöne alte Sitte nicht nehmen, und das ist einer ihrer feinsten Züge!"

"Mag wohl sein, Herr Bürgermeister!"

"Uebrigens wäre es dem arbeitsamen jungen Herrn zu gönnen, wenn er bald zu einer eigenen häuslichen Ordnung käme; ich bin überhaupt nicht besonders eingenommen für unverheiratete Pastoren!"

"Mag wohl sein, Herr Bürgermeister!"

"Es wird wohl an meiner persönlichen Beanlagung liegen, ich gebe es gern zu, aber ich gestehe, daß ich dem vielbeschäftigten jungen Glaubenseiferer für mein Leben gern den schönsten aller Zügel anlegen möchte, zu seinem eigenen Heil

und zum Segen der Gemeinde, der zu dienen er ja doch berufen ist!"

"Mag wohl sein, Herr Bürgermeister. Es müßte schon ein starker Zügel sein, denn der junge Proletariatssohn ist offenbar in aller denkbaren Freiheit dressiert, die Gemeinde macht ja die interessantesten Erfahrungen mit dem neuen Pastor!"

"Es kommt viel auf die Auffassung an, liebes Martchen. Ich für mein Teil finde jeden Berufseifer schön und nützlich, und ein rassischer junger Mensch soll sich hüten, wie ein müder Alter aufzutreten! Ich kann mir zum Beispiel gar nicht vorstellen, daß Sie oder Mariechen in dem Ton einer respektbeischenden alten Dame reden könnten!"

"Das ist nun doch ein etwas gewagter Sprung, lieber Onkel Bürgermeister!"

"Durchaus nicht, Kindchen, ein junger Hund bellt jung, sagte mein seliger Vater gelegentlich, und wenn Hilwerkufen einen alten Pastor haben wollte, dürfte man sich keinen jungen wählen! Wenn wir nach allen Seiten hin sachlich bleiben, dann kann Hilwerkufen mit seinem zweiten Pastor wohl zufrieden sein, ja, wir können mit dem Herrn Pastor Hans ausgezeichnet abschneiden. Ein Pastor ist kein Butterbauer, der über die Preise und die Qualität seiner Ware mit sich disputieren läßt!"

"Herr Pastor Kropmann ist ein ausgezeichnete Bußprediger, an der rechten Stelle würde er bald avancieren; in Hilwerkufen kann er nicht wachsen. Das kleine hochanständige Dorf braucht keinen Täufer Johannes, und solcher Johannes hat am Dorf keinen Publikus! Ich kann mich ganz gut in den Seelenzustand der Gemeinde hineinversetzen. Man will hier nichts als Frieden, Arbeit und eine schöne Sonntagspredigt. Die aufstrebende und unwiderstehliche Kultur hat auch auf dem Dorf die Geister von den alten Fesseln gelöst, der Pastor spielt heute eine ganz andere Rolle, als zu des alten Fritzgen Zeiten; der moderne Mensch will an sich selber Freude haben. Ein, noch dazu eben aus der Schule gekrochener junger Pastor, der den Leuten die Freude an sich selber verkelt, der ist nicht für voll zu nehmen! Daß Herr Pastor

Kropmann in den guten Hilwerkufen Familien eine Frau fände, kann ich mir mit dem besten Willen nicht vorstellen. Oder möchtest du ihn, Marie?"

"Ach, das kommt ja gar nicht in Betracht!"

"Oder möchtest du ihn, Charlotte?"

Das so angefahrne Bürgermeistersfräulein, das überhaupt nicht mitspielte, nie in die Debatte gezogen wurde, wurde rot bis hinter die Ohren. Für sie antwortete der Herr Vater und diesmal auffallend energisch:

"Na, wenn ein so aussichtsreicher junger Herr in einem guten Hause anklopft, dürfte er schon Berücksichtigung finden!"

Aber Pastors Martha, das moderne Weib, focht weiter um das Weib.

"Es käme vor allen Dingen doch darauf an, wie die Ehe sich gestalten wird! Die Ehe soll doch heilig sein, nicht wahr, Onkel Bürgermeister? Wie aber müßte sich eine Ehe zwischen diesem fanatischen Johannes und einem modernen jungen Weibe gestalten, das in der Ehe etwas anderes sieht, als das Haushälterinnenamt oder das Amt einer Ziehmutter und dergleichen interessante Metiers? Ich zum Beispiel stelle an meine eigene Person so bedeutende Ansprüche, daß die Ansprüche an den Mann meiner Wahl schon einen großen Raum einnehmen, das versichere ich Ihnen, Onkel Bürgermeister! Ich werde keineswegs in Hilwerkufen bleiben, so sehr ich das liebe bergische Heimatnest als seelischen und leiblichen Badeort schätze. Wie könnte da für mich ein Mann in Betracht kommen, der allein meinen vorausgesetzten und mir unbedingt notwendigen Erfolgen im Wege steht, innerlich und äußerlich. Ich gestehe es geradezu, ich müßte an einem Mann wie Pastor Kropmann ersticken! Ja, ich fürchte, daß er an mir zugrunde gehen würde, wie er an Hilwerkufen zugrunde geht!"

"Nee, nee, wie kannste nu so eifrig sein, Kind!" sagte die Frau Bürgermeister.

"Pastor Kropmann geht nicht an Hilwerkufen zugrunde, ich glaube, daß wir alle uns an dem arg versehen. Ich bin fest überzeugt, daß dieser junge, wortgewaltige Prediger zu den größten Hoffnungen berechtigt, vorausgesetzt, daß ihm

eine gutgewählte Hausfrau zur Seite steht! Sein Amtsbruder und Lehrer, Pastor Krause von Lempe, meint sogar, daß unser frommer König ihn bald als Hofprediger holen wird!"

"Mag sein, die Geschmäcker sind bekanntlich verschieden wie die Urteilskräfte. Ich für mein Teil möchte mit solcher Art Fragen überhaupt nicht identifiziert werden; ich heirate keinen gewöhnlichen Pfarrer. Mein Ziel liegt auf ganz anderem Gebiet, ich strebe nach einem kunstverständigen Gelehrten, einem erstklassigen Kunstkritiker, gegebenenfalls auch nach einem gutsituierten Privatmann, vielleicht dem Direktor einer guten Bank oder so. Uebrigens, ich muß mich selber anstaunen, daß ich diese Sachen am Geburtstagstisch unserer lieben Lotte durchhebele! Eigentlich müßtest du mich hinausjagen. Die Schuld liegt allerdings nicht allein an mir; jedem das Seine, das muß auch hier gelten!"

Die Romandichterin ließ die selbstherrlichen klugen Augen über die Menschen gehen, die ihr so wenig glichen, als wolle sie sich ihrer eigenen Größe wegen entschuldigen.

Da warf die Schweigerin, Fräulein Marie Schürmann, eine Bombe in die Situation. Sie sah mit einem malignösen Blick auf den beweglichen alten Herr und fragte so trocken wie möglich:

"Warum geben Sie ihm denn nicht die Lotte?"

Die Frage war so plözlich, daß der Herr Bürgermeister hilflos zur Kaffeetasse griff und einen heftigen Schluck nahm. Statt seiner half seine Frau Gemahlin ihm aus der Patsche.

"No, schließlich is et doch jar nit unsere Sache, den jungen Pastor zu verheiraten!"

"Jo, dat mein ich aber auch!" fügte das Geburtstagskind hinzu. Es war ihr erstes und letztes Wort. Ob's einen tiefen Sinn haben sollte, mußte jeder erraten. Aber so harmlos es gemeint sein mochte, es vereinigte sich mit dem Bombenwurf von Fräulein Mariechen, um die Position des armen jungen Pastors vollends zu erschüttern.

Fräulein Martha, die moderne Frau, grub ihm das Grab, lehnte sich hintenüber, sah die Geburtstagsfreundin scharf an und hielt eine lange Rede:

"Man sollte den protestantischen Pastoren das Heiraten

kurzerhand verbieten, wie die katholische Kirche es mit den ihren längst getan hat! Aus dem einfachen Grunde, weil der verheiratete Mann seine ganze pastorale Würde einbüßt, er müßte dann daheim ein ausgemachter Tyrann sein. In der Ehe entpuppt sich der Mensch in seiner ganzen Menschlichkeit, alle ideale Weihe, alles Große und Hohe, das die Menge infolge eines Standesaberglaubens oder auf den kategorischen Imperativ eines erzwungenen Urteils an dem geistlichen Herrn anerkennt, das alles verschwindet in den eigenen vier Wänden sofort, wenn die Frau Pastor ein dem Manne ebenbürtiger, ich will nicht mal sagen überlegener Mensch ist. In dem Augenblick, wo der Pastor sich bewußt oder unbewußt unter den Pantoffel seiner Frau begibt, ist er für die Frau als geistliches Oberhaupt erledigt! Dasselbe ist der Fall, wenn der Pastor Ursache hat, sich vor seiner Frau zu genieren. Es gibt unsäglich menschliche Pastoren! Und wenn das Schicksal, oder wir wollen mal annehmen, wenn das Interesse eines Dorfbürgermeisters es zuwege bringt, solchem menschlichen homo sanctus eine außergewöhnlich vergeistigte oder eine besonders emanzipierte oder eine auch nur empfindliche Ehefrau zu verschaffen, welche entsetzliche Rolle muß der Mann gegenüber der Frau spielen? Welche Gedanken über die imaginäre Größe des Pfarrers muß die Frau sich machen, wenn sie sieht, wie der menschliche Mensch, den sie so genau kennt, wie der von der Gemeinde wie ein Prophet angestaunt, vergöttert, zu den heiligsten Verrichtungen herangezogen wird, zum Beispiel zur Ehetraung, zur Kindtaufe, zum Begräbnis und so weiter? Ich gestehe, ich habe meinen guten Papa sehr lieb, er ist einfach ein idealer Vater, aber wenn ich ihn unter dem Pantoffel meiner resoluten, ihm manchmal überlegenen Mutter sehe, mag ich ihn gar nicht mehr predigen hören. Ich kann seiner geistigen Autorität einfach nicht mehr glauben. Und nun stellen Sie sich vor, unser Pastor Hans Kropfmann, dieser Bußprediger, dieser sittliche Besserwisser von kaum dreißig Jahren, dieser abenteuerliche Interpret der evangelischen Kirche, dieser Mann, der im Weibe einen Bazillenherd sittlicher Untertugigkeit erblickt, der der Frau nicht mal das Recht zu-

gestehen will, öffentlich zu beten, stellen Sie sich vor, dieser Mann hätte das Schicksal, die Martha Schürmann, zur Ehe zu bekommen! Ich bitte Sie! Und es scheint mir, als hätte dieser Bußprediger in Hilwerkusen eine ganze Gemeinde von meiner Art zur kirchlichen Ehe bekommen, daher rührt auch der Konflikt, ganz gewiß, nur daher! Ich rühre nicht an die pastoralen Qualitäten dieses Mannes, ich beklage nur sein Schicksal. Dieser Mann hätte nie Pastor werden sollen, dieser Mann sollte nie heiraten! Beides ist sein Verhängnis, denn weder eine moderne Frau noch eine moderne Gemeinde ordnen sich ihm unter! Und der Mann kann gar nicht existieren ohne Unterordnung, darum muß es mit ihm immer zu Kämpfen kommen. Und für mich ist die Frage der Sieghaftigkeit auf diesem Gebiete längst entschieden: hier siegt seine Frau, hier siegt die Gemeinde! So ist das Geschick eines reformierten Pastors wenig verlockend. Entweder er wird zum Tyrannen, dann sucht jedermann ihn los zu werden, oder er unterliegt, dann aber verliert er zugleich sein Glück und seinen Idealismus und löst sich schließlich in einer Art verkappter Hausnechtsrolle auf, ißt und trinkt sich satt, sucht der Sorge auszuweichen, verkriecht sich hinter die Honoratioren und legt sich das miserable Janusgesicht zu, das daheim den Charakter des Schmerzenskinds hat, außer dem Hause aber den Herrn Hochwürden repräsentiert, den wir von der StraÙe kennen. Das ist also die Frage des modernen Pfarrers! Ich denke, daß wir damit das Heiratsthema, wenn es wirklich eins hat sein oder werden sollen, endgiltig begraben!“

\* \* \*

Es war Freitagabend und bereits acht Uhr. Bisher war der wöchentlich nach dem Wuppertal fahrende Hilwerkuser Warenbote um zwei Uhr nachmittags zurück und hatte bis drei Uhr stark die mitgebrachten Sachen an die Besteller verteilt. Die Frau des Boten Christian Hussels, die Hussels Kathrin, hatte bereits ein dutzendmal den ältesten Jungen zum Herrn Bürgermeister geschickt und fragen lassen, ob der Vater noch nicht zurück sei. Ob er nicht am Ende einen sitzen habe und in einem Wirtshaus liegen geblieben sei und

schnarche. Das kam zwar nicht manchmal, aber doch hin und wieder vor. Schließlich kam sie selber in größte Aufregung und schluchzte herzbrechend vor sich hin.

„Ich hab mein Ahnung, et is wat passiert. Aee, nee, wat mag da woll passiert sein? Et is ganz gewiß wat passiert! Wat soll ich arm Mensch nu machen, Herr Bürgermeister, sagense mich arm Mensch bloß, wat ich machen soll? Ich werd noch doll im Kopp!“

„Nur immer ruhig, Kathrin, der Chrischan wird sich schon einfinden. Sie kennen doch Ihren Chrischan, warum soll der übrigens nicht auch mal was am Rad haben oder so?“

„Aee, nee, ich hab mein Ahnung, et is wat passiert, ich laß mir brezzeln, wenn nir passiert is! Wat soll ich arm Mensch nu machen mit meine sechs Tröppe von Kleinen? Aee, nee, nee!“

Um zehn Uhr abends wurde es dem Bürgermeister selber zu bunt. Die Hilwerkuser Butter- und Eierbauern liefen sich die FüÙe wund, alle hatten einen ganz bestimmten Sorgenzug im Gesicht, wenn sie auch übereinstimmend schimpften auf den Luderjan von Chrischan. Einer meinte kurz und bündig, der Saufbold sei mit dem ganzen erlösten Gelde für die Butter und Eier und KäÙe durchgebrannt.

Bürgermeister Schmitt war zugleich Posthalter. Er entschloß sich, an die Barmer Botenwirtschaft zu telefonieren. Als Antwort kam, daß der Bote Hussels pünktlich wie immer abgefahren sei. Dann telefonierte Herr Schmitt an eine Botenhaltestelle halbwegs nach dem Wuppertal. Die Antwort war:

„Ist auf dem Heimweg noch nicht hier gewesen!“

Die Poststube, das Hinterzimmer, der Hausflur des Bürgermeisters waren vollgepfropft von Leuten, die um des Butterboten willen gekommen waren und in tausend Sorgen sich wanden. Der Dorfherr stand zwischen ihnen, zwischen den vielen Weibern und einzelnen meist alten Männern und wußte nichts zu sagen als: „Wir müssen in Gottes Namen warten, anderes können wir nichts tun! Angst brauchen wir nicht zu haben, bis ins Wuppertal ist nicht weit, auf der Landstraße geht kein Fuhrwerk mit Pferd und Boten verloren! Geht ruhig nach Hause und legt euch aufs Bett!“

„Mer söll in die Kerke johen on op die Anai fallen on den barmherzigen Jott aantraupen!“ wispelte ein steinalt Mütterlein. Und als die nächsten Nachbarinnen sie seltsam anschauten, fügte sie hinzu: „Mer söll den jongen Herr Paschtur holen, dat es ainer, de wait Bescheid, jrad der!“

Aber der Rat der weisen Frau verschwamm in dem starren Schweigen, einem seltsamen, geheimnisvollen Schweigen.

In der Nacht ging kaum einer zu Bett. Einzelne der angesehensten Bauern, die seit Jahren das alte Tillmannsche Wirtshaus nicht mehr betreten hatten, hielten es zu Hause nicht mehr aus, versammelten sich fast wie abgesprochen in dem Honoratiorenzimmer, tranken zuerst einen Wermuth und darauf einen Schnaps oder zwei oder drei. Um zwei Uhr nachts raste noch einmal die Hussels Kathrin durchs Dorf, hielt hier und da vor einzelnen vornehmen Bauernhäusern, schrie ihr Leid in die Sommernacht hinein, wie eine Hündin, der man mit einem Ruck alles Leben aus dem Nest geraubt. Aber diesmal, auf dem nächtlichen Schmerzensgang, hatte die arme Botenkathrin einen besonderen Schreckensruf mehr, einen Ruf, den sie um acht Uhr abends noch nicht gehabt. Sie wimmerte herzerreißend:

„Ich hab et immer jeahnt, et jing so nit mehr, einmal muß et ja doch en böes End nehmen!“ Sie schrie und wimmerte so lange, bis der Bürgermeister sie durch seine Töchter gewaltsam hereinholen und bewachen ließ.

Am nächsten Vormittag kam aus Lempe eine Gerichtskommission nach Hilwerkufen und wandte sich an den Bürgermeister Schmitt. Der erfuhr nun, daß der Bote Hussels gestern nachmittag im Wuppertal festgenommen und das ganze Fuhrwerk polizeilich beschlagnahmt worden war. Warum? Man hatte den Hilwerkuser Butterboten schon seit längerer Zeit beobachtet. Man warf ihm vor, daß er im Auftrage der Hilwerkuser Bauern verfälschte Butter, galizische Kisteneier und dergleichen ins Tal bringe und dort als frische Bauernware absetze. Tatsache war, daß der Bote mit den gefüllten Butter- und Eierkörben ins Tal kam, an den Kunden vorbeifuhr und ablieferte, dann an der Botenhaltestelle hielt, um

bereitstehende Kübel mit Margarine und Kisten mit Eiern aufzuladen und nach Hilwerkufen mit heim zu nehmen. Bei der Beschlagnahme hatte die Polizei ein ganzes Lager eben eingeführter Waren vorgefunden, Ware außerordentlich stark mit Margarine vermischt, in den „frische Eier Körben“ befanden sich mehr als ein Viertel galizische Kalleier. Der Bote behauptete, das Geschäft auf eigene Rechnung gemacht zu haben. Der Staatsanwalt aber hielt daran fest, daß die Hilwerkuser Bauern den Boten nur vorgeschoben, ihm die gefälschte Ware zum Vertrieb übergeben und ihm einen Prozentsatz des Verdienstes dafür bezahlt haben sollten.

Darum handelte es sich nun. Bürgermeister Schmitt war wie aus allen Himmeln gestürzt. Er stand zum erstenmal in seinem langen Herrenleben da und wußte nichts zu sagen. Nichts als: „Das begreife, wer kann; das geht über meinen Verstand; das erscheint mir vollständig unmöglich, meine Herren!“

Die Gerichtskommission notierte sich einzelne der größten Bauern im Dorf und auf dem Lande und begann dann einen Rundgang, dessen Ergebnis abgewartet werden mußte.

Die abenteuerliche Geschichte sprach sich wie ein Flugfeuer herum. Aus Lempe kam eigens der Berichterstatter des Kreisblattes, um Genaueres zu erfahren. Er hörte natürlich nichts als hoch und heilig beteuerte Unschuld. Wo er mehr hören wollte, da klappte man ihm die Türe vor der Nase zu. Natürlich widmete der federgewandte Herr der Affaire anderthalb Spalten und trug so dick auf, daß den Hilwerkusern vollends Hören und Sehen verging. Das Blatt hatte im Dorf mehr als ein halbes Hundert Abonnenten.

Einige Tage später war auch das Pfarrhaus aufgeregt. Die beiden Amtsbrüder hatten in der Studierstube des alten Herrn mit dem Bürgermeister eine sehr ernste Auseinandersetzung gehabt. Dann war Herr Bürgermeister Schmitt gegangen und Frau Pastor Schürmann wurde gerufen. Nach einer halben Stunde mußten auch die beiden Fräulein Töchter erscheinen, so ungern sie es taten. Der junge Pastor stand am Fenster und schwieg in heiligem Ernst. Das in letzter Zeit mager gewordene männlich schöne Gesicht war stark

wie immer. Viel stärker als das des alten Amtsbruders, der ganz verzweifelt dreinsah. Herr Pastor Schürmann hielt seinen Damen eine ganz merkwürdige Rede:

„Auch wir tragen mit Schuld an dem entsetzlichen Sieg Satans in Hilwerkusen. Wir haben viel versäumt, was unbedingt zu geschehen hatte, haben geschwiegen, wo wir reden mußten, haben uns vom Schein blenden und leiten lassen, wo die absolute Wahrheit fast an der Haustüre lag, haben vor Gott und den Menschen arg gesündigt und sind selber schlechte Lehrer gewesen an denen, die Gott uns zur Erziehung anvertraut hat. Heute bin ich gezwungen, zu bekennen, und ich tue es gern und demütigen Herzens: es gibt in Hilwerkusen nur einen Menschen, der vor Gott und den Menschen gerechtfertigt dasteht, ja, der auf der ganzen Linie gesiegt hat, das ist Herr Pastor Kroppmann! In seiner Gegenwart bekenne ich auch, daß ich nie und nimmer zugeben werde, daß eins meiner Kinder sich mit einem ungläubigen Theologen ehelich verbindet, mag er heißen wie er will, mag er Konnexionen haben wie er will, mag er arm oder reich sein! In der Stunde, wo ich gegen den Gewaltakt eines meiner Kinder ohnmächtig sein sollte, schließt sich hinter dem ungeratenen Kinde die Türe meines Hauses und wird ihm nie wieder aufgetan, darauf mein Manneswort vor Gott und den Menschen! Gott soll mich heimsuchen, wenn ich dieses Wort jemals deutele oder breche!“

Pastor Schürmann hat seinen Schwur gehalten. Er wurde seines jungen Amtsbruders bester Freund, sowohl drinnen in heiliger Zwiesprache unter vier Augen, wie vor seinem Hause und vor der Gemeinde. Er starb schon ein halbes Jahr später nach der Katastrophe des frommen Dorfes. Der ehrliche Bürgermeister behauptete, er sei an gebrochenem Herzen gestorben, weil er den Menschen zu sehr geglaubt und zu schwach gewesen gegen die Intelligenz des Argen!

Der Bürgermeister von Hilwerkusen legte sein Amt nieder.

Der Butterfälschungs- und Betrugsprozeß zog sich ziemlich in die Länge. Weder die Bauern noch der Bote Hussels wollten reinen Wein einschenken. Bis die Hussels Kathrin sich dem jungen Pastor an den Hals warf, in ihrer schweren

Seelennot und Angst um das tägliche Brot Zuflucht bei dem suchte, den das ganze Dorf heute geradezu wie einen Todfeind haßte. Eines Tages machte die Frau vor dem Gericht die Aussage:

„Mein Mann hat seit Jahren gegen festen Lohn und Absatzprocente im Auftrage und auf Risiko der Bauern die An- und Abfuhr der Produkte besorgt. Die Bauern mischten in eigenen Kübeln die gute Butter mit der von Hussels herbeigeschafften Margarine, suchten aus den galizischen Eierkisten das an Farbe und Größe passende Eiermaterial aus und vermischten damit die eigenen frischen Eier, oft bis zur Hälfte, je nachdem die Kalkeier ausfielen. Hussels tat nichts, als die Ware von Hilwerkusen ins Wuppertal und die Fälschungsprodukte von dort nach Hilwerkusen transportieren.“

Der Bote kam mit einer leichten Strafe davon, weil er es unterlassen hatte, den Betrug anzuzeigen. Die betrügerischen Bauern aus Hilwerkusen mußten schwer büßen. Es waren deren mehr als zwanzig.

An dem Tage, wo vom Gericht das Urteil gesprochen wurde, lud Pastor Kroppmann seine Gemeinde zu einem Buß- und Bittgottesdienst in die Kirche ein. Der gewesene Bürgermeister Schmitt brachte die Einladung persönlich herum und gab der Sache den rechten Nachdruck. Was dann kam, waren meistens Frauen.

Der junge Seelsorger stand seit längerer Zeit zum erstenmal wieder in der, wenn auch nur schlecht gefüllten Kirche. und redete über die Menschensünde, die Gott heimsucht bis in die nächsten Geschlechter. Er stand auf der Kanzel streckte in heiliger Ergriffenheit die Hände aus über das verstockte Dorfneß und rief mit den Worten des Heilandes aus: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein, aber ihr habt nicht gewollt!“

Dann lag er vor versammelter Gemeinde auf den Knien, streckte die Hände gen Himmel aus und flehte:

„Herr, du barmherziger Wundertäter und Herzensbildner, wir flehen dich an: vergib uns alle unsre Sünde und Schuld um Jesu Christi willen. Nimm das steinerne Herz aus unserer

Brust heraus und gib uns ein fleischernes Herz, auf daß wir erkennen, was uns not tut! O Herr, suche uns nicht heim um unserer Sünde willen, beuge uns in den Staub, wasche unsere Herzen und Sinne, bringe uns deutlich zu Bewußtsein, was wir getan haben, daß wir arme elende Sünder sind, die nichts verdient haben als deine väterliche Zucht und Strafe!“

Hans Kropfmann hatte gesiegt. Er war der Gemeinde zu einem kurzen Mene tekel geworden. Wie ein hochgehobener Singer erinnerte er die Stolzen und Gerechten an ihre Schmach und Sünde, man hatte Ursache, sich vor ihm zu scheuen. Und alles das, ohne sich irgend gegen ihn wehren zu können. Dadurch entwickelte sich zwischen Pfarrer und Gemeinde der Verkehr stufenweise aufwärts. Die so schwer Bestraften mieden allerdings noch immer die Kirche, aber sie schickten ihre Kinder wieder regelmäßig zum Konfirmandenunterricht. Und der alte Bürgermeister Schmitt wurde in der Sonder-sitzung des Presbyteriums aufs neue zum Kirchmeister gewählt.

Die Familie des heimgegangenen Pastors Schürmann verzog nach dem Wuppertal. Der verwaiste erste Pfarrstuhl blieb eine Zeit lang unbefetzt, aus guten Gründen. Die gut-situierte Einwohnerschaft von Hilwerkusen arbeitete auf einen „bessern“, das heißt liberalen Pfarrer hin, dem aber wider-setzte sich das ganze Presbyterium. Es kam in den inneren Kreisen des kleinen Nestleins zu erregten Debatten. Der reichste Bauer, Gundlach, berief sich darauf, daß man ein Recht darauf habe, die Kinder von solchen Pastoren erziehen zu lassen, die auf der Höhe der Zeitbildung stehen, statt von solchen, die sich scheuen, das Wort Bildung in den Mund zu nehmen. Lange genug und viel zu lange sei Hilwerkusen am Narren-seil der Mucker und Quäker einhergetrottet, es sei an der Zeit, daß eine gründliche Aenderung vor sich gehe, oder die Ge-meinde sei gezwungen, an die oberen Kirchenbehörden zu pro-testieren. Nicht der Pastor, sondern die Gemeinde sei Herr im Hause und habe über den Ton zu befinden, in dem ge-predigt werden soll. Nie wieder einen Muckerpfaffen, lieber gar keinen Pfarrer mehr!

So tobte der Kampf und suchte sein Opfer, das heißt, man wollte dem hartnäckigen jungen Kanzelredner die Hölle so heiß machen, daß er von selber das Feld räumte. Das tat der nicht. Er blieb. Er kämpfte den furchtbaren Kampf, der ihm schwerer war, als einer ahnte, hinter verschlossener Türe aus, auf den Knien, vor seinem Gott.

Es blieb ihm überhaupt keine menschliche Beschwernis erspart. Er bedurfte eine Hausmutter, die seines Leibes Not-durst versorgte und wandte sich an seine Mutter in Lempe. Pastor Krause war freudigen Herzens bereit, Frau Liese her-zugeben. Auch Frau Therese tat nichts lieber, als dieses Opfer zum Segen des Pflugesohnes bringen. Aber das alte kleine Lies schüttelte den Kopf und meinte:

„Nee, dat möcht ich nit anfangen, ich hab nit jejen meinen Sohn, nee, dat hab ich nit, aber dat möcht ich nu doch nit anfangen, et hält nit Stand!“

„Ei, warum denn nicht, Frau Liese? Was sind das für Reden?“ fragte schließlich ungeduldig Pastor Krause.

„Et hält nit Stand, ich weiß, dat et nit Stand hält. Wenn en ganz Dorf nit mit ihm fertig werden kann, wie sollt ich arm alt Mensch dann mit ihm fertig werden? Ich schau tiefer; ich hab meinen Sohn einmal predigen hören, ich weiß, et hält nit Stand!“

Es ging also nicht. Zwingen konnte man die brave Mutter nicht. Wenn das Lies sich einen Gedanken in den Kopf gesetzt hatte, dann kriegte den keiner mehr heraus. Und was eigentlich für merkwürdige Gedanken in dem alten braven Kopf saßen und sich bewegten, hat überhaupt keiner heraus bekommen.

Schließlich schafften die Altbürgermeisters Schmitt Kat, brachten eine verwandte Wittfrau ins Pfarrhaus und über-nahmen dann mit einem Dienstmädchen den Haushalt. Natürlich blieb mehr als die Hälfte der schönen, fruchtbaren Pfarr-wirtschaft unbenutzt liegen.

### Drittes Kapitel.

Die Dorfgemeinde Hilwerkufen bekam auf einmal einen Zuwachs, den rum und um keine Seele erwartet hätte. Auf dem Kongesdropper Bergkegel hatte sich der Herr Kommerzienrat Bendermann aus Lempe eine schloßartige Villa gebaut, den ganzen Berg zu einem einzigen Riesentempel zu richten lassen. Die Bendermanns Burg, so hieß das fabelhafte Bauwerk bald allgemein, lag inmitten der hügeligen bergischen Landschaft wie ein Luftschloß, überdacht von fantastischen Wolken, aufgebaut auf geheimnisvollen Quadern, gekrönt mit Zinnen und Türmen. In den zahllosen Fenstern lag das Glitzern und Blitzen der Sonne so mächtig, daß man auf eine Stunde weit davon den Glanz sah.

Die Bendermanns Burg oder die Millionenburg! Die Menschen nah und fern machten sich ganz tolle Vorstellungen davon. In dem von Mauern und dicken Eisendrahtwerken eingeschlossenen Riesentempel sollten Hirsche, wilde Säue, sogar gezähmte Wölfe und Bären hausen. Und wenn nachts irgendwo in der weiten Runde ein Pistolenschuß fiel oder ein Mensch mit der Büchse auf Spatzen schoß, dann hieß es: „Auf der Bendermanns Burg ist wieder Jagd!“

Den Erbauer und Besitzer der Burg hat nie ein Mensch aus der Gegend zu sehen gekriegt. Alle Geschäfte, vom Kauf des Baulandes bis zur Bauerlaubnis und bis zur Bezahlung der bedeutenden Gemeindesteuern wurden durch die Lemper Bank besorgt. Für die Gemeinde Hilwerkufen bedeutete der Zuwachs einen sehr großen Vorteil, die Gemeindekasse wurde reich an dem neuen Bürger, fast reicher als Lempe. Aber vor die Augen bekam keiner den geheimnisvollen Burgherrn. Die einzige formell nötige Auskunft über ihn gab der beauftragte Geschäftsvermittler, die Lemper Bank, die auch den Bau geleitet. Der Bericht lautete so:

„Herr Kommerzienrat Bendermann befindet sich mit seiner Familie seit Jahren im Auslande. Die Lemper Fabrik ist von der neuen „Lemper Tuch-Aktiengesellschaft“ aufgekauft. Wenn der Schloßbau trocken ist und das erste Neugrün im Park

sproßt, wird Herr Bendermann sein neues Heim beziehen, um dort zu sterben!“

Mehr nicht und nicht weniger. Es war so unfaßbar wenig und doch so ungeheuer viel an Material, daß die Menschlein in der Runde sich ihren eigenen Vers drauf machten. Das ganze Register von romantischen Möglichkeiten reichte nicht aus, um das Bendermannsche Geheimnis zu lösen. Man fragte nach seiner Familie. Der alte Witwer war Lemper Kind, mit ihm starb seine Sippe aus. Was also war das mit seiner „Familie“? Im Hilwerkufen Dorf behauptete auf einmal sogar einer: der alte Millionär komme direkt aus Indien, bringe einen ganzen Bahnzug voll fremder Dienerschaft mit, schwarze, braune, gelbe, sogar blaue und grüne. Ja, sogar von einem sprechenden Affen war die Rede.

An dem Bendermannschen Geheimnis erholte sich Hilwerkufen auch wieder von seinen Sünden, ganz auf seine Weise. Man atmete wieder auf, machte wieder Witze, besuchte sich gegenseitig wieder, ging schließlich sogar wieder in die Kirche und gewöhnte sich an die Bußpredigten des Pfarrers Kropfmann.

Die Millionenburg lag derart mitten in die Weite hinein gebaut, daß man sie von allen Seiten aus sehen konnte. Früher trug der Kongesdropper Hügel einen Aussichtsturm, bei sichtigem Wetter blitzte das Silberband des Rheins bei Köln herüber.

So gehörte die Millionenburg längst zum täglichen Gedankenbrot der Hilwerkufen, als das Märchen eine Fortsetzung und Steigerung erfuhr. Ein Herr Sekretär erschien in Begleitung des Herrn Bankdirektors auf dem Hilwerkufen Gemeindeamt und machte folgende Meldung:

„Herr Kommerzienrat Bendermann ist im fünfundsiebzigsten Lebensjahre in Lugano gestorben, die Leiche befindet sich auf dem Wege zur Heimat. Wir haben die Erlaubnis nachgesucht und erhalten, den alten Herrn in seinem Burgentempel in Hilwerkufen zu bestatten. Das gesamte Erbe, sowohl die neue Hilwerkufen Besitzung wie die Lemper Liegenschaften und das gesamte Vermögen fällt der Tochter des Verbliebenen und der Witwe Albertine Bendermann, geb. Kubik, zu.“

Witwe Albertine Bendermann ist bis zur Großjährigkeit der Erbin die Verwalterin und Nutznießerin der gesamten Erbmasse. Mit den beiden Genannten siedelt die Großmutter der Universalerin, Frau Albertine Kubik, geb. Kroppmann, auf die Schloßbesitzung über.“

Es folgte noch ein ganzes großes Register von Angestellten und Bedienten, die Hilwerkuser Einwohnerliste erfuhr dadurch eine Bereicherung von mehr als dreißig Personen. Die sämtlichen Papiere waren in bester Ordnung. Es wurde bei dieser Gelegenheit festgestellt, daß Hilwerkusen durch den Zuwachs den reichsten Bürger im ganzen Bergischen Lande erhielt. Das mußte schon darum seine Wichtigkeit haben, als hier auf einem Punkt das gesamte Vermögen der beiden Millionäre Larsch und Bendermann vereinigt war. Mehr als zwanzig Millionen Mark sollte es ausmachen.

Einige Tage nach dem Besuch der beiden Vertreter traf der Zinlsarg des verstorbenen Kommerzienrats auf der Burg ein und wurde schlicht und einfach, aber unter Beteiligung der bergischen Honoratioren im Schloß beigelegt. Die Feierlichkeiten leitete der Herr Pastor Dr. Schellenberg aus Lempe. Andere Geistliche waren nicht geladen. Der alte und der neue Bürgermeister von Hilwerkusen vertraten die Gemeindebehörden.

Der Kirchmeister Schmitt erzählte spät abends noch dem Herrn Pastor Kroppmann, was alles er auf der geheimnisvollen Burg an unvergeßlichen Sachen gesehen und erlebt. Nach seiner Meinung konnte es im kaiserlichen Schloß nicht vornehmer sein. Eine zahlreiche Dienerschaft in blauer Livree hatte den Sarg umstanden und silberne Laternen getragen. Die Schloßkapelle, fast so groß wie die Hilwerkuser Kirche, erschien wie ein Meer von Kornblumen. In den Kränzen mit blauen Schleifen sah man geheimnisvolle Zeichen in Form eines Dreiecks; wer genau zusah, der entdeckte dieses Dreieck auch auf den Kravatten der Herren. Von der jungen Witwe und ihrem Kindlein war nichts zu sehen, beide sollten krankheits halber noch im Süden geblieben sein. Ueber die anwesende Schwiegermutter des Verstorbenen, Frau Albertine Kubik, konnte der scharfsichtige Hilwerkuser Bürgermeister sich

kein rechtes Bild machen. Er hatte an ihr nichts gesehen, als den hohen, vornehmen Wuchs, die ungebrochene Gestalt und den stieren, merkwürdigen Blick, mit dem sie immerfort auf den Sarg sah. Mit keinem einzigen Menschen hatte sie ein Wort geredet. Dr. Schellenberg hielt eine durchaus weltliche Feier und pries in einem Vortrag die hohen Menschentugenden des Toten. Von Gott und Christus war keine Rede.

\* \* \*

Die Hilwerkuser fanden sich in die neue vornehme Schloßnachbarschaft bald zurecht. Die Burgmenschen kauften ihren gewöhnlichen Tagesbedarf an Lebensmitteln im Dorf. Jeden Morgen hielt der Schloßwagen mit den beiden sauberen Pferden am Marktwirtschaftshaus beim langen Tillmanns Kap. Zwei Diener hatten die Einkäufe zu besorgen. Oft war der Wagen hochaufgetürmt voll mit allen denkbaren Sachen. Einer der Diener, ein eleganter älterer Herr mit Bartkottel, erzählte, daß die Schloßverwaltung den eigentlichen Bedarf durch Eisenbahn und Post beziehe. Auf den Preis der Waren kam es den Einkäufern nie an, der Preis wurde nie zu hoch befunden, und so machten die Hilwerkuser an der Millionenburg gute Geschäfte. Von den Herrschaften bekam das neugierige Dorf nichts zu sehen. In die Hilwerkuser Kirche kam von da oben keiner. Als man die Einkäufer einmal darauf anschnitt, sahen die Herren recht großartig auf den Frager herab:

„Ach, was haben wir mit solchen Sachen zu tun, lieber Mann! Wir sind weit in der Welt herumgekommen, wir haben immer in feinen Häusern gedient, wir sind anderes gewohnt als Kirchenlaufen. Warum übrigens nicht? Man kann ein ehrlicher Kerl sein und doch in die Kirche gehen, warum nicht? Jedem das Seine! Auch die Schloßherrschaft hat zur Kirche keine Beziehungen!“

Das alles machte auf die Hilwerkuser einen glänzenden Eindruck. Man war betäubt von der Vornehmheit. Der feine Lakai sollte geradezu ein Dutzend Sprachen reden.

Der Winter kam mit echt bergischer Machtvollkommenheit über die Hügel. Hilwerkusen lag auf einmal im tiefsten Schnee.

Wer Schlittenkufen hatte, konnte fahren, wer nur Räder besaß, der mußte daheim bleiben, bis der erste Tau die weißen Massen beseitigte.

Es war Sonntag. Mitten in dichtem Schneegestöber hielt ein bis dahin noch nicht gesehener eleganter Pferdeschlitten vor der Hilwerkuser Kirche. Eine hochgewachsene, seidenrauschende, in mächtige Pelzwerke gehüllte Dame stieg aus und begab sich in das stille Gotteshaus. Der Kutscher hatte offenbar Anweisung. Er machte Kehrt. Die Predigt war noch nicht eingeläutet. Die Sensation des Pferdeschlittens machte das ganze Dorf mobil. Auch in die Pfarrhausküche flog die Mär, von der Millionenburg habe jemand das Kirchlein beehrt, und zwar eine Dame. Als der junge Pfarrer im Amtsleid heraustrat, begrüßte ihn die Haushalterin mit einem besonders freundlichen „Guten Morgen, Herr Pastor, heute haben sie einen Gast von die Burg in die Kirche, et is grad, als wenn eine Königin käm!“

Wer wollte es Hans Kroppmann übel nehmen, daß er ein klein wenig eiliger ausschritt, als er sonst getan hätte? Die hochgewachsene prächtige Mannesgestalt mußte ununterbrochen grüßen, bis sie in dem Portal verschwand. Man erkannte aus den neugierigen Augen der Leute, daß sie sich ihre ganz besonderen Gedanken machten. Drinnen im Gotteshaus hallten noch die Glocken nach, und der kunstverständige neue Herr Kantor ließ die ersten Sätze des Präludiums zu dem königlichen Liede „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ in brausender Wucht erschallen. Der Pfarrer verweilte noch kurz in der Sakristei, erlebte im Gebet den Geist der Salbung von Gottes unsichtbarem Thron, stand dann mit einer starken männlichen Bewegung auf, um die Kanzel zu besteigen.

Die Kirche war diesmal bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Noch im Singen wandten sich alle Augen der hochauferichteten stattlichen Predigergestalt zu. Hans Kroppmann sprach über Psalm 130: „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir, Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens. So du willst, Herr, Sünden zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Denn bei dir ist die

Vergebung, daß man dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort!“

Pfarrer Kroppmann war kein langweiliger Prediger. Auch konnten sich seine Zuhörer nicht über Wiederholungen beklagen. Er gehörte zu den feingebildeten wortgewaltigen Evangelisten. Aber es würde keinem Psychologen eingefallen sein, die auffallende Wirkung seiner Predigt hinter diesen rein menschlichen Künsten zu suchen. Dieser Mann war kein Künstler, sondern ein Prophet, dies Urteil stand längst weit und breit fest, stand auch längst fest in den einsichtigen Hilwerkuser Dorfkreisen. Dort wußte man auch, daß gerade aus dieser Eigenschaft der Haß seiner Widersacher genährt wurde.

Hans Kroppmann predigte heute besonders ernst und eingehend. Er wühlte den Abgrund menschlicher Schuld vor Gott auf, ließ den Menschen keine Wahl zwischen ewigem Verderben und ewiger Gnade, zeigte das bewußte und unbewußte Sehnen der Menschen nach Erlösung auch dort, wo scheinbar keinerlei Sündenbewußtsein vorhanden ist, verwies auf das stille, leidensgequälte Schreien alles Fleisches in Verborgenheit und Scham, in Verbrechen und Torheit, pries herrlich den ewigen Erlöser, der weder seine Macht noch seinen Helferwillen mit irgendeiner andern Macht teile, der allein hilft und helfen kann aus allen Nöten des Leibes und der Seele. „Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir. So du willst Sünden zurechnen, wer wird bestehen; bei dir ist Vergebung, ich hoffe auf dein Wort!“

Zum Schluß des Gottesdienstes ließ er das Lied singen: „So nimm denn meine Hände und führe mich!“, das sonst in kirchlichen Gottesdiensten selten angestimmt wurde.

In Hilwerkusen läutete man, einer uralten Gewohnheit folgend, den Gottesdienst nicht nur ein, sondern auch aus. So verließen die sichtbar tief ergriffenen Menschen unter dem Nachklang der Orgel und dem Geläute der Glocken das altehrwürdige Gotteshaus, ergossen sich trotz der Schneemassen über den Kirchplatz, blieben hie und da plaudernd beieinander stehen, und warteten auf die vornehme Schloßdame. Die trat soeben aus der Kirche, blieb unter den Bäumen stehen, um sich zu unterrichten, schlug dann den Weg zum

Pfarrhaus ein. Das reizte die Neugierde der Leute vollends. Die einen hatten es gewußt und die andern hatten es geahnt, daß der reiche Besuch mehr dem Pfarrhaus als der Kirche galt, und wenn die unaufhörlich niedergehenden Schneemassen nicht das Ihre getan, dann würden die Hilwerkuser Menschlein noch lange in interessantem Gespräch stehen geblieben sein.

Im Pfarrhaus also sahen sich Albertine und Hans Kropmann nach langen, inhaltsreichen Jahren wieder.

„Guten Tag, Vetter Hans, ist es erlaubt, einzutreten?“

„Gott zum Gruß, Tine, in meinem bescheidenen Heim! Ein lieberer Gast konnte mir heute nicht kommen!“

So standen sie einander gegenüber, betasteten sich mit den Augen. Er war ja in den vierzehn Jahren ein Mann geworden, sie ein mündiges Weib, Mutter und Witfrau zugleich. Vor vierzehn Jahren waren sie beide noch Kinder.

„Bitte, lege ab, wir gehen gleich in mein Studierzimmer, dort ist geheizt! Du schaust mich an, als wäre ich ein Unikum, Tine!“

„Du bist wirklich das, was du dir damals zu werden vornahmst? Weißt du noch, wie du mir sagtest, du wolltest mit vierundzwanzig Jahren bereits Hilfsprediger sein?“

„Ich erinnere mich jedes Wortes, das ich damals mit dir geredet habe, Tine!“

„Ich auch, buchstäblich jedes Wortes erinnere ich mich!“

„Wir haben uns ja viel weniger gesehen und gesprochen wie Wildfremde!“

„Ja, ist das nicht sonderbar, Hans? Wie mochte das gekommen sein? Dein Vater und meine Mutter waren doch Blutsgehwister!“

„Das menschliche Leben war schuld daran, Tine, verstehst du das?“

„Zwei Mütter waren schuld daran, Hans, deine und meine Mutter; wir können uns die Mühe sparen, weiter zu forschen!“

„Hastest du denn deine Mutter, Tine?“

Sie sah erstaunt auf, diese Frage hatte sie nicht erwartet.

„Wir wollen hier nicht darüber reden, Hans, es hat keinen Zweck!“

„Daß wir über unsere Mütter reden hat keinen Zweck? Was mußt du in all den Jahren durchlebt haben, Tine!“

„Allerdings, ja, was muß ich in den Jahren durchlebt haben! Ich bin noch immer die Tine und trage bereits den dritten Familiennamen. Ich meine oft, ich sei aus drei verschiedenen Menschen zusammengesetzt. Es sind ja auch drei ganz verschiedene Leben, das Kropmannsche, das Kubische und das Bendermannsche, du weißt doch, daß ich die Witwe des alten Lemper Fabrikanten Bendermann bin, du weißt, dem die große Fabrik mit dem Teich gehörte, an dem wir uns damals trafen. Lebt übrigens der Fritz Jakob noch?“

„Der ist längst sozialdemokratischer Parteigagator und Redakteur und wird über kurz oder lang Reichstagsabgeordneter werden; interessant, an was du dich nicht alles erinnerst!“

„Das finde ich auch, Hans, ich meine oft, es lägen nur einige Wochen zwischen damals und heute! Wie oft habe ich in diesen Jahren an dich gedacht! In Aegypten, in Palästina, in Indien, in den europäischen Reiseländern, immerzu habe ich dich vor mir gesehen, wie wir uns damals verließen, an der Berggasse, zu unserm Lemper Hause auf der Knusthöhe!“

Sie saßen sich längst gegenüber in der Studierstube an dem geheizten Ofen. Sie ließ hin und wieder die Augen seltsam, wie fragend, über die vielen Bücher an den Wänden gehen, und über die paar billigen Kunstwerke, die Pastor Krause dem jungen Pflegeohn zum Geschenk gemacht. Einmal haftete ihr Blick auf dem weißen Mabasterkreuz. Es war auch auffallend, wie dieses weiße Steinbild in seiner reinen Nacktheit das ganze Zimmer beherrschte.

„Hast du auch schon mal an mich gedacht, Hans?“

„Ich glaube, wenn ich buchstäblich sein will, daß ich in all den Jahren jeden Tag an dich gedacht habe, Tine!“

Sie errötete bis über den Hals, er sah es und errötete selber.

„Jetzt sind wir beide rot geworden, wie damals, als

wir uns Liebenswürdigkeiten sagten!" fügte er hinzu. "Wenn du an meinem bescheidenen Dorfsparrtisch satt werden kannst, lade ich dich herzlich ein, Tine; oder hast du bereits andere Verpflichtungen?"

"Nein, ich nehme gern an, Hans! Lebte deine Mutter noch, Hans?"

"Die ist sogar noch außerordentlich mobil, sie ist ja auch nicht älter als die deine!"

"Meine Mutter ist blind, seit Jahren!"

"Wie ist das möglich, Tine, das ist ja ganz erschütternd!"

"Sie wurde am Tage meiner Hochzeit mit Bendermann blind, kein Arzt hat ihr helfen können, wir haben sämtliche Kapazitäten der Augenheilkunde in Anspruch genommen."

"Das ist in der Tat furchtbar!"

Eine Weile blieben beide in Gedanken versunken. Dann fragte sie unvermittelt:

"Ob deine Mutter die meine noch immer haßt?"

"Hat meine Mutter die deine denn überhaupt jemals gehaßt, Tine? Weißt du, was Haß ist?"

"Du bist bei all deinem Wachstum ein Kind geblieben, Hans, sonst könntest du nicht so naiv reden! Ich glaube überhaupt nicht, daß ein Mann das verstehen kann, was zwischen diesen beiden Frauen liegt!"

"Meines Wissens sind die beiden sich noch nie so recht nahe gekommen; es ist ja merkwürdig genug, oder auch nicht merkwürdig, es liegt ja seit jeher eine ganze Welt zwischen ihnen, zwischen der armen Lies und der Burgfrau!"

"Die Burgfrau ist meine Mutter erst jetzt geworden!"

"Jawohl, das arme Kroppmanns Lies ist meine Mutter aber immer gewesen und geblieben, die wird den Weg zur Millionenburg nicht finden, ebensowenig wie deine Mutter den Weg zu dem armen Lies finden wird, das ist eben die Welt, die zwischen beiden liegt!"

"Nein, Hans, es ist ein anderes, du verstehst das nicht; es ist ein anderes. Vielleicht erkläre ich dir das einmal."

"Da bin ich in der Tat gespannt, Tine!"

"Ich kann es dir auch gleich sagen: deine Mutter hat sich zeitlebens eingebildet, sie sei sittlich reiner als meine

Mutter! Auf meiner Geburt ruht ja auch der sogenannte Makel, obschon sich niemals ein Mensch getraut hat, an diesen Makel zu rühren. Ein hochehrenwerter Mann, eine Säule der besten Gesellschaft, ein wirklich vornehmer und guter Mensch dazu, hat sich nicht bedacht, mich zu heiraten, also hätte auch deine Mutter nicht so zu sein brauchen! Ich habe es früher nie begriffen, erst seit ich selber Weib bin, verstehe ich, wie sehr meine Mutter unter diesem Haß gelitten hat; denn meine Mutter ist eine außerordentlich fein empfindende Frau, das muß sie schon als arme Plüsmeisterin gewesen sein, sonst hätte der Millionär Larsch kaum den Weg zu ihr gefunden!"

"Erlaube, Tine, dieser Millionär Larsch hat deine Mutter doch nur in den Morast geworfen, herausgeholt hat er sie nie, das kann auch keiner; das kann man nicht mal durch Heirat, das kann nur das Blut Jesu Christi! Du bist nun doch nicht beleidigt, Tine? Wir beide haben uns ja seit jeher über alles deutlich ausgesprochen!"

"Ich bin nicht beleidigt, Hans, ich bin nur nicht gewillt, dir in dieser religiös sittlichen Abschätzung der Menschen zu folgen! Meine Mutter war selber darauf und daran, einen Baron zu heiraten, als sie sich entschloß, den Bewerbungen unseres alten Freundes Bendermann um meine Hand nachzugeben. Meine Mutter hat mehr gelitten, als ein Mensch fassen kann. Sie ist eine unsäglich stolze und vornehme Frau, ihr ganzes Wesen ist stolz und vornehm. Ich kann mir keine stolzere und vornehmere Leidende denken! Für mich war sie immer ein und alles, ich habe ihr in allem unbedingt gehorcht. Darum nahm ich auch den Greis zum Ehemann, begrub mich also mit lebendigem Leibe selber. Ich muß gestehen, daß mir heute alles wie im Traum erscheint. Ich war blutjung, und du weißt ja, woher ich kam, du und ich hatten uns seit der Zeit nicht mehr gesehen, wo der Mensch zur Erkenntnis seiner selbst kommt. Ich habe meine arme stolze Mutter noch heute lieb, wirklich lieb! Ich habe in der Welt ja auch sonst keinen Menschen, keinen Menschen; denn meine Tochter ist die Frucht eines Greises, meine kleine Tine ist lebendig tot. Ich rede nicht gern darüber,

es ist mein Schicksal! Hans, vielleicht siehst du mein Kind einmal an! Ich habe nur den einen Wunsch: daß du meine blinde Mutter und das Schicksal meines lebendig toten Kindes einmal ganz verstehen könntest, Hans!"

"Meinst du nicht, daß die Blindheit deiner Mutter mit ihrem ganzen Leben zusammenhängt, bis zu deiner Heirat mit dem Greis Bendermann, Tine?"

"Ich weiß nicht, Hans, ich habe mir allerlei Gedanken darüber gemacht; ich weiß nicht, kein Arzt hat helfen können!"

"Nein, Tine, kein Arzt kann euch helfen! Deine Mutter ist mit geistiger und leiblicher Blindheit geschlagen! Wenn sie sich nicht von dem ewigen Erlöser aller Menschenschuld erlösen läßt, geht sie ewig verloren, muß sie sterben!"

"Bist du als evangelischer Pfarrer gezwungen, so über unglückliche Menschen zu Gericht zu sitzen? Ist das nicht der Beruf des Henkers, der unter allen Umständen den Kopf will, weil es so geschrieben steht, Hans?"

"Gott gebe, daß du einmal die Erkenntnistunde erlebst, Tine! Dann wirst du auch die Ziellosigkeit deiner Frage begreifen. Es handelt sich doch nicht um Henkerarbeit am unglücklichen Menschen, sondern an dem Erreger der Sünde! Denn deine arme Mutter mag noch so tief gefallen sein, wird der Glaube an den ewigen Christus in ihrer Seele wach, so wach und lebendig, daß er zum Sieger über ihr ganzes Leben wird, dann habe ich den Beruf als Seelsorger ihr zu sagen, daß ihr alle Sünden vergeben sind, nicht durch mich oder mein Amt, sondern durch den Sieg des auch für ihre Schuld gekreuzigten Christus in ihrem Leben! Und wenn ihre Sünde blutrot wäre, so soll sie durch die vergebende Gnadenmacht Christi schneeweiß werden! Ja, und hätten sich in ihrem Leben gleich Verbrechen und Sünden sonder Zahl angehäuft, durch die Gnade Christi würden sie nicht nur vergeben, sondern auch vergessen werden, die arme Sünderin wird da stehen, als hätte sie nie gesündigt!"

"Auf was mag es dabei eigentlich ankommen, Hans?"

"Daß sie sich als Sünderin erkennt und sich Christus im Glauben zu Füßen wirft, sonst nichts! Der Glaube ist der Sieg über die Sünde!"

Die vornehme Dame saß in ihrem Sessel, den Kopf in die Hand gestützt, als hätte sie nicht mehr die Möglichkeit, dem Gottesfurchtprediger ins Auge zu schauen, wenn er auch ihr Vetter und Jugendgenosse war.

Er ließ sie eine Weile in Ruhe und sie ihn. Bis sie schließlich sagte:

"Merkwürdig, wie du die Partei deiner Mutter nimmst! Du übersiehst dabei ganz und gar, daß du nur ihren Hochmut stärkst. Hast du das wirklich noch nicht überlegt, Hans?"

"Was sollte wohl der Burgfrau an dem Hochmut der armen Kroppmanns Lies gelegen sein, Tine?"

"Und wenn ihr dennoch daran gelegen wäre, wenn sie zeitlebens daran gelitten hätte? Meine Mutter ist eben eine ganz besondere Frau! Du kennst das Weib nicht, Hans, nein, du weißt nicht, was Weib sein heißt, du urteilst und richtest nur nach deiner dogmatischen Schablone!"

"Mein Mütterlein leidet an der allgemeinen Menschen-sünde genau so wie ich und du, Tine! Aber von Hochmut habe ich an dem armen Weiblein wirklich noch nichts bemerkt, es wäre ja auch ganz und gar unnatürlich! Wenn sie gegen deine Mutter aus alten Zeiten, wo ihre Verhältnisse noch nicht so furchtbar auseinanderklafften, eine Abneigung hatte, so liegt das nur an ihrer rassigen Kindlichkeit! Die Armut an Gütern und erst recht an Geist machen, daß der Mensch jenseits einer gewissen Grenze stehen bleibt und sich nicht abwärts entwickelt. Die werdende Burgfrau hat diese Grenze überschritten, das arme Lies nicht. Das ist des Rätsels Lösung! Daß meine Mutter besser sei als die deine, ist ausgeschlossen, vor Gott sind alle Sünder gleich. Ich kann mir auch nicht denken, daß das arme Lies sich für besser hält als deine Mutter. Es ist in der Tat nichts anderes, als eine Funktion der feineren Empfindung für sittliche Lebenshaltung, eine Eigenschaft, die ich als evangelischer Christ und Seelsorger von Herzen allen meinen Pflegebefohlenen wünsche. Kannst du mir folgen, Tine?"

"Ich höre immer nur dein entsetzliches Henkergericht über den unglücklichen Menschen heraus, Hans! Wie denn, wenn

der Mensch kurzerhand das Ding leugnet, was du Sünde nennst?"

„Könntest du das fertig bringen, Tine? Es steht in der Bibel, daß Gott die Sünde heimsucht bis ins dritte und vierte Glied; wer weiß, wie die Sünde deiner armen Mutter noch heimgesucht wird an dir und an deinen Kindern!“

„O, höre auf, es ist ja nicht zum anhören!“

Sie beugte den schlanken Leib noch tiefer, bis in den Schoß. Er sah, daß sie unter Weinen erschauerte. Wie er auf sie niedersah, bewegten sich seine Lippen im Beten um sie.

Im selben Augenblick riß sie das Gesicht empor, als hätte jemand sie aufgeschreckt.

„Was tust du, Hans? Warum bewegst du die Lippen?“ rief sie.

„Ich flehte um die Seelen der Burgfrau und meiner lieben Tine!“

Da sprang sie auf, schlang leidenschaftlich die Arme um ihn und barg das Gesicht an seiner Brust. Er sagte sanft:

„Tine, bedenke, daß ich Gott für meinen Leib Rechenschaft ablegen muß und das auch will!“

„Hans, Hans, hast du nie gewußt, daß ich dich liebe?“

„Die Liebe ist ein ureigener Geistesausfluß Gottes, wenn dein Gefühl für mich so ist, dann danke ich dir von ganzem Herzen dafür, aber ich kann es nicht glauben, Tine!“

Am erkannte sie, wie der hochgewachsene starke Mann dastand und aufs tiefste erschüttert war.

„Du liebst auch mich, Hans, nicht wahr? Bekenne es nur offen und ehrlich. Du hast auch mich immer geliebt, sonst hättest du längst geheiratet. Rede nun ohne Umschweife, wir sind doch keine Kinder mehr, Hans, Hans!“

„Ja, ich habe dich immer geliebt, Tine, immer, schon als Kind, aber . . .!“

„Was, Hans, was? Was willst du noch sagen? Widerstrebst du deiner Liebe zu mir, warum? Sprich, Hans, rede nur offen und ehrlich!“

„Ja, ich widerstrebe ihr, weil ich bin, wie das arme Kroppmanns Lies!“

„Aber das ist ja ausgemachter Wahnsinn, was haben

wir mit dem armen Lies zu tun? Wir sind jung und gesund, zum Henker, Hans, was haben wir mit solchen unsinnigen Sachen zu tun, wenn wir uns lieben? Ich habe alle die Jahre um dich gekämpft und gerungen, mehr als du dir vorstellen kannst. Du sagst nun doch selber, daß du mich liebst; soll nun das arme Kroppmanns Lies zur Richterin berufen sein zwischen dir und mir? Hans, das ist ja ein Verbrechen an uns beiden, das ist unmöglich für gesunde Menschen, was haben wir damit zu schaffen? Schau, komm zu mir, wir werden uns wie junge Adler aufschwingen aus den Tiefen des Muckertums, um hinaufzujagen in das Licht der Sonne! Frei wollen wir sein und bleiben, und wenn die ganze Welt dabei verfinstert und versumpft wird, wir sind jung!“

„Bitte, schweige jetzt, Tine, du weißt nicht, was du tust. Ich bin Pastor meiner Kirche und Zeuge des lebendigen Gottes in Christo Jesu! Du kannst meine Seele nicht beflecken, aber du befleckst mein Fleisch mit deinem Rasen, ich bin wehrlos gegen dich, wenn du so rasest!“

„Hans, schau mich an, wie kannst du sagen, daß ich rase? Ich liebe dich, und du liebst mich, ist das Raserei? Bloß du bist nicht bei Sinnen! Du lebst die Maske deines Talars, das ist ein himmelschreiendes Verbrechen an uns und auch an der Größe der Zeit! Pfaffen braucht die Welt nicht mehr, aber sie braucht gesunde Menschen mit gesunder Liebe! Wirf den Plunder von dir und komme zu mir, wir werden der Welt Freiheit, Schönheit und Gesundheit vorleben! Wir beide sind erzogen in der Schule des Schicksals, wir sind füreinander bestimmt, komme zu mir! Hörst du? Komme zu mir, Hans, so wahr du mich mit deinen Augen ansiehst, ich werde dieses Wort nicht noch einmal sagen und sollte ich zwei Menschenalter leben! Ich habe vor dir alles weggeworfen, was das Weib an Stolz und Ehrgefühl besitzt, weil ich dich liebe, weil ich die langen Jahre Tag und Nacht auf dich gewartet habe! Oder was hast du im Grunde gegen mich? Sprich, Hans, sei jetzt nicht feige, was hast du gegen mich? Meinst du, der Dorfpfaffe sei zu erhaben für die Besitzerin der Millionenburg?“

„Ich kann und will in den Sünden der Millionenburg nicht zugrunde gehen, ich will in Armut und Gehorsam Gott und den Menschen dienen und die Sünde in meinen Gliedern bekämpfen! Du würdest mich zu unsagbaren Sünden verführen, Tine! Arme Tine! Wir würden gemeinsam verflucht sein, so aber kann ich nach wie vor um dich beten und hoffen, daß du mich einmal in schwerer Stunde, in entscheidender Stunde ruffst, wenn auf Erden kein Mensch dir helfen kann aus deiner Not!“

„Wenn ich das alles nur verstünde? In der Tat, ich belade mich und mein Geschlecht und meinen Stand durch jedes Wort mit Schande und Schmach und verstehe dich gar nicht! Was muß das für ein Weib sein, das würdig wäre, an deiner Seite zu wandeln? Soll ich am Ende ins Kloster gehen oder als Betschwester einhereschleichen?“

„Wenn du verstehen wolltest, könntest du verstehen! Gott muß mir mein Weib zuführen, das ist die einfachste Lösung des Rätsels, das dir so unlösbar erscheint, Tine!“

„Was meinst du denn, welcher Geist mir den Mann zuführen wird, wenn ich ihn mir wähle? Wenn ich mir mein Glück nach meinem Begehren aufbaue, gleich welcher Art es ist, nur wie ich es will?“

„Es wird der Geist sein, der deiner armen blinden Mutter die Männer zugeführt hat, derselbe Geist, der so viel Sünde und Schuld auf euer Leben häuft; denn du bist ja viel tiefer in Sünde und Schuld gefallen, als du weißt! Du armes Menschenkind du! Ich fühle es deutlich heraus, daß du in den Gesetzen der Erbschuld liegst wie ein Hund an der Kette! Du armes, armes Menschenkind du! Und du wirst einmal in jene letzte Stunde kommen, wo dir jede Minute deines Lebens nachgeprüft wird, und neben dem Richterthron Christi wird das arme Geschöpf liegen, das du als Mutter auf dem Gewissen hast, dein Kind, und wird dich und deine blinde Mutter richten!“

Die letzten Worte waren von furchtbarer Wirkung auf das reiche Weib. Ihre stolze, vornehme Selbstbeherrschung sank mit ihrer herrlichen Menschengestalt zusammen. Sie wankte nach einem Stuhl, und bebte an allen Gliedern.

Das sonst so wunderbar schöne junge Gesicht sah aus wie das einer aufgeputzten Greisin. Die Augen blieben niedergeschlagen, auch als der Pfarrer still und sanft sie anredete:

„Du bist ja todunglücklich, Tine! Das Leben gibt dir nichts, du hassst unbewußt deine Mutter, kannst ihr den Betrug an deinem jungen Kinderleben nicht vergeben! Dein Kind richtet euch beide. Jede Stunde, die euch noch bleibt, richtet dich und dein Kind! Du fliehst vor deinem Kinde und kommst nicht zum Frieden. Wenn doch dein Herz den Sinn dieser Stunde begreifen wollte! Wenn du doch deine Sünden bekennen wolltest vor dem wartenden Sünderheiland! An seinem Herzen würdest du so unendlich viel Verständnis finden für das, was dich mehr belastet, als du eingestehen magst! Deine ganze Raserei ist ja nichts als ein Deckmantel deiner Schuld! Du willst dich hineinretten in den romantischen Kauf der Freiheit, um deines Schicksals Herr zu werden; es wird dir nicht gelingen! Das Schicksal des Sünders ist der Fluch, es sei denn, daß er bekenne, Buße tue und in Jesu Kraft neu lebe! So sagt es das Wort Gottes, die Bibel. Schau, Tine, ich habe an mir nichts, das ich nicht mit tausend Freuden hergeben würde um deiner Seele Heil willen, eben weil ich dich liebe, weil ich nie ein anderes Weib geliebt habe, noch lieben werde! Darum gönne ich dir das Höchste und Feierlichste und Sicherste auf Erden, den Frieden Gottes, der höher ist als alle Vermunft, der auch dem armen Dorfpfarrer von Hilwerkusen zum Himmel auf Erden geworden ist mitten in der Herrschaft Satans und seiner Kultur! O, wenn du diesen Frieden einmal gekostet hast, dann hast du keinen Mut mehr, dich auf deine Millionenburg zu berufen, denn du wirst sie als Kot erachten vor Gott und Menschen zugleich! Ich habe einmal den Traum geträumt, du würdest an meiner Seite die Armen speisen, die Kranken besuchen, die Verachteten und Geringen ans Herz drücken und die Kalten erwärmen!“

Das junge Weib machte eine kleine Bewegung mit dem Kopf, vielleicht wollte sie mehr hören, aber dann sank sie wieder zurück.

„Heute hat sich in uns die Sehnsucht langer Jahre, eine

Sehnsucht, die unter Beten und Treue mit Herz und Geist zugleich aufwuchs, von zarter Kindheit an, gekreuzt. Hättest du dich dem Rufe Gottes ergeben, die Engel im Himmel hätten sich gefreut über die Frucht der Reue. Nun triumphiert Satan und freut sich über die Qualen, die er mir zubereitet hat durch dich, denn ich kann dich nun nicht mehr vergessen! Ich aber will noch mehr zu dem Gekreuzigten schreien, daß er dich wie einen Brand aus dem Feuer heraus rette um deiner armen Seele Seligkeit willen und mir zur Genugthuung, damit ich nicht einst an jenem Tage sehen muß, daß du ein ewiges Opfer deiner Schuld wirst! Ich will auch für die blinde Burgfrau beten, die auf der Summe ihrer Schuld sitzt, wie Satan auf seinem Thron. Möchte der Heiland sie retten, und gehe es auf Kosten ihrer ganzen Herrlichkeit! Und doppelt und dreifach will ich beten für die Frucht deiner Sünde!“

Jetzt raste das junge Weib auf, stand mit leidenschaftlich geballten Säusten vor dem Ankläger, Schaum auf den Lippen, mit wutverzerrten Augen.

„Was willst du damit sagen, was weißt du, bist du toll? Wer hat dir je von meinem Kinde gesprochen? Ich will das wissen, sprich, oder ich schlage dich mit diesen Säusten ins Gesicht!“

„Apage satanas!“

Der Pastor hielt die Hände über sie, hob die seltsamen Augen gen Himmel. Das junge Weib sank ohnmächtig zur Erde. Hans Kropfmann sank neben ihr auf die Knie, flehte aufs neue um das Weib, das er geliebt. Als er sich erhob, lag sie noch immer auf dem Teppich wie eine Tote. Er ging ruhig zur Türe, rief die Haushälterin und das Mädchen, bat sie, die Ohnmächtige auf der Chaiselongue zu betten. Dann ging er selber hinaus, um eine Stunde zu ruhen und um mit seinem Gott allein zu sein.

Nachher kam er wieder und fand Tine in starkem Fieber. Er ließ sofort den alten Judenarzt, Dr. Isak, holen. Der machte ein sehr ernstes Gesicht und befahl, die Ohnmächtige zu Bett zu bringen. Er riet dringend, zwei starke Berufspflegerinnen zu bestellen. Ueber die Stunde, wo die Kranke

das Haus werde verlassen können, wußte der Arzt noch nichts zu sagen.

Tine wurde dann in dem großen, hellen Gastzimmer untergebracht, und Hans Kropfmann telefonierte um zwei Diakonissen zum Wuppertal. Zugleich sandte er durch den wieder vorgefahrenen Schlittenkutscher einen Bericht an Frau Albertine Kubik nach der Bendermanns Burg. Die blinde Mutter beorderte sofort telegraphisch zwei Professoren ins Pfarrhaus, aber die waren gezwungen, sich mit den Maßnahmen des alten Dr. Isak einverstanden zu erklären.

Und dann kam täglich zweimal ein Bote von der Burg und holte eingehenden Bericht.

Der junge Pfarrer ließ sich durch die Schwestern ebenfalls Bericht geben. Es waren keine guten Nachrichten. Einmal befürchtete die alterfahrene Schwester, daß die vornehme Dame dem Irnsinn verfallen werde, wenn nicht bald eine Aenderung eintrete.

„Sie duldet nicht mal, daß wir an ihrem Bett Andacht halten, wie wir das bisher morgens und abends im Dienst zu tun gewohnt sind, und wie alle Kranke es gern ertragen, wir sind doch Christen!“

„Wir wollen einmal gemeinsam die Knie vor Gott beugen, Schwester!“

Das geschah. Noch während des Gebets bekam die Kranke einen Wutanfall. Ihr Kreischen durchschallte das ganze Haus. Nachdem der Pfarrer um Gottes Segen gefleht, begaben sich die Schwestern wieder hinauf. Tine raste im Nachtgewand durch das Zimmer, sie litt sichtbar unter einer geistigen Dämmerung. Erst nach einigen Stunden lag sie mit dunkel umränderten Augen auf dem Lager und stierte vor sich hin. Als die ältere Pflegerin sie anredete, sprang sie auf, durchlief aufs neue das Zimmer, blieb dann plötzlich stehen und befahl mit klarer, deutlicher Stimme:

„Ich bitte sofort zu veranlassen, daß mich meine Mutter besucht, aber sofort!“

„Wir gehen nun in Gottes Namen ruhig wieder zu Bett, gnädige Frau, nicht wahr? Warum stehen Sie denn immer auf? Wir sollen Ihnen doch helfen!“

„Ach was, ich kann es im Bett nicht aushalten! Warum liege ich auch hier in dem fremden Hause? Es ist ja zum Verrücktwerden, schaffen Sie mir sofort meine Mutter herbei!“

Bis zur Burg war fast eine Stunde Wegs. Pastor Hans machte sich gleich auf, um persönlich den Auftrag auszuführen. Er wurde oben sofort zugelassen. Ein Diener brachte ihn in den Vorsaalon, dort nahm ihn ein Sekretär in Empfang und geleitete ihn bis in den orientalischen Schmuckkäfig, den die reiche Frau sich zum eigenen Tageszart hatte erbauen lassen.

„Der hochachtungswürdige Pastor Kroppmann, gnädige Frau!“ meldete er.

Die blinde Dame saß in einem wundervollen Prunksofa und ließ die Fingerspitzen vorsichtig tastend über einen Pappbogen gleiten. Es war offenbar eine Zeitung in Blindenschrift. Neben dem Sofa, auf einem kleinen Tische, lagen noch mehrere dieser Druckerzeugnisse, mit denen die blinde Frau sich die Zeit vertrieb.

„Bitte, treten Sie näher! Jean, schiebe dem Herrn Pastor einen Sessel heran!“ Dann wandte sie sich an den Besuch.

„Sie bringen mir gewiß Grüße von meiner Tochter, Herr Pastor Kroppmann, nicht wahr? Es ist äußerst liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich persönlich der Mühe unterziehen!“

Wer es nicht wußte, der würde diese auffallend schöne blinde Dame keineswegs für eine Blinde angesehen haben. Die Augen waren geöffnet, von einem Kneifer geschützt. Die Hornhaut der Augen sah nur ein klein wenig gelb aus.

Der Pfarrer sah hier nach all den Jahren zum erstenmal seine Tante wieder, seit mehr als zwanzig Jahren. Als er sie zum letztenmal gesehen, war sie noch auf der Anstaltshöhe im Kroppmannschen Häuslein, verzehrte die Pension, die der Fabrikant Larsch ihr ausgesetzt. Sein tiefster Blick ging ruhig über die merkwürdige Frau, die Schwester seines Vaters, die einzige Blutsverwandte außer Tine.

„Ich grüße dich im Namen Christi, Tante Albertine, dein armes Kind liegt bei mir und will sich nicht beruhigen, bis du selber kommst, es ist auch nach vielen Seiten besser so!“

„Soso, das ist ja merkwürdig, Herr Pastor Kroppmann,

ich habe doch bestimmte Anweisungen zur Pflege meiner Tochter gegeben, wenigstens bis man sie hierher transportieren kann. Warum will meine Tochter sich denn nicht beruhigen? Sie hat doch ordentliche Pflege? Ich habe Ihnen doch ausrichten lassen, daß ich über die erforderlichen Pflegemittel, und dazu gehört auch der Aufenthalt in dem Pastorat, Rechnung erbitte. Wenn Sie eines Vorschusses bedürfen, Herr Pastor . . .!“

„Bitte, bitte, Tante, um alles das handelt es sich nicht, deswegen hätte ich den Weg durch Schnee und Frost bergauf nicht gemacht. Tine ist schwer krank, der Leib kann nicht heil werden, wenn nicht zuvor die Seele in Ordnung ist! Ich habe es begrüßt, daß sie dich persönlich verlangt, Tante Albertine, wer anders als die Mutter gehört in solchen geheimnisvollen Lagen ans Bett der Tochter?“

„Aber Herr Pastor Kroppmann!“

„Erlaube mir, liebe Tante, den Einwurf: lassen wir doch alle und jede Komödie beiseite, du weißt genau, daß der Sohn deines Bruders vor dir steht und dich als Tante Albertine kennt. Es widerstrebt meinem Ehrgefühl, in so ungesunder geschraubter Manier zu verhandeln, wo es sich bei mir um absolut ernstes Helfenwollen handelt, wo meine Nichte Tine in ernstester Gefahr schwebt, wo sich tausend böse Mächte zusammengenut haben, um uns allen das Leben zu vergiften. Bitte, Tante Albertine, betrachte mich nur als den hilfsbereiten Sohn deines Bruders, dann werden wir am ehesten fertig!“

„Aber mein verehrter Herr Pastor Kroppmann, mir scheint, daß Sie sich in eine Gefühlsrolle hineinarbeiten, die mit der ganzen vorliegenden Sache nichts zu tun hat!“

Sie hielt den Blick fest auf ihn gerichtet, sah aus, als sähe sie ihn mit gesunden Augen, sprach außerordentlich langsam, jede Silbe betonend, wie eine Lehrerin, die einem Schüler vorbuchstabiert, und saß dabei aufrecht in ihrer Sülle und Pracht da gleich einer Fürstin.

„Nun denn, so sage ich Ihnen, daß Ihre Tochter in meinem Hause schwer erkrankt daliegt und nicht wieder gesund wird, wenn ihre, durch mütterliches Erbe belastete

Seele nicht den rechten Arzt findet! Drei Aerzte haben festgestellt, daß es sich um ein heftiges Fieber handelt, hervorgerufen durch eine plötzliche seelische Erschütterung. Ich aber sage Ihnen, daß es sich um das plötzliche Erwachen einer alten Erbschuld handelt, die in dem jungen Fleisch kocht und wühlt, die Gegenwart mitsamt der Ewigkeit vergiftet! Haben Sie mich nun verstanden, Frau Kubik?"

"Das ist mir ja außerordentlich interessant! Ich habe von den beiden bedeutenden Professoren keine dahingehende Information erhalten, will aber gleich an einen der hervorragendsten Berliner Psychiater depeeschieren!"

"Der wird Ihrer Tochter ebensowenig helfen, wie alle anderen natürlichen Helfer! Hier hilft nichts als eine Auffrischung der seelischen Freiheit, und die ist nur möglich durch Entlastung von den Giftstoffen der Schuld! Kurz und bündig: Ihrer Tochter kann keiner helfen als Jesus Christus!"

"Hat meine Tochter Ihnen Auftrag gegeben, mir das zu sagen?"

"Nein, den Auftrag habe ich unmittelbar aus Gottes Befehl und aus dem Zustand Ihrer Tochter! Ich sage Ihnen, daß Sie mit jeder verzögerten Minute ein notwendiges Stück Lebensgehalt Ihrer Tochter vergeuden!"

Die stolze Frau schellte. Der Sekretär kam. Sie erteilte einige Befehle. Die Kammerfrau flog durch die Gemächer, und in kaum einer Viertelstunde saßen die beiden Verwandten in dem dick ausgepolsterten Schlitten und eilten Hilwerkusen zu. Unterwegs wurde kein weiteres Wort gewechselt. Als sie vor dem Pfarrhof vorfuhren, liefen die Dorfstrangen von Hilwerkusen herzu und umstanden zuhauf das kostbare Fuhrwerk, dessen Kutscher in seinem Riesenpelz ausah, wie ein russischer Fürst.

Drinnen im Gastzimmer mußte ein furchtbarer Kampf stattgefunden haben. Eine der Schwestern mühte sich hastig, einige umgeworfene Stühle zurechtzusetzen, die andere kühlte sich das Gesicht mit einem feuchten Tuch. Die Kranke lag wie tot auf dem Sofa. Ihre Gewänder hingen zerfetzt, die Lippen waren blutig gebissen, die Augen lagen tief in den Höhlen. Der Pastor übersah sofort die ganze Lage. Aber

er blieb gefaßt und gab den Schwestern zu verstehen, daß sie über das Geschehene sich nicht äußern sollten. Er führte seine Tante am Arm zu dem Sofa, rückte einen Sessel heran und ließ sie sanft nieder. Dann griff er nach Tines Hand, legte sie in die Hand der Mutter und sagte leise und feierlich: „Nun möge der ewige Gott seine Gnade walten lassen über Mutter und Kind und Schuld!“

Er hatte gesehen, daß Tine nicht schlief. Sie lag in blutroter Scham da und hielt die Lider gesenkt.

Der Pastor und die Schwestern verließen das Zimmer. Frau Albertine fühlte die fieberheiße Hand ihrer Tochter.

„Sind wir nun allein, Kind?“ fragte sie ruhig.

„Ja, Mama, ich danke dir, daß du früh genug gekommen bist!“

„Wieso, früh genug, ist es denn so gefährlich mit deiner Erkrankung?“

„Ich hätte mich vergiftet, wenn die Pflegerinnen nicht da gewesen wären! Nun bereue ich bitter, daß ich den armen Schwestern solche Stunden bereitet!“

„Wie ist das zu verstehen, Kind?“

„Ach, ich mag darüber nicht reden, ich habe immer Angst, daß die Anfälle sich wiederholen!“

„Welche Anfälle, Kind? Wovon redest du eigentlich immer? Hast du denn mit Anfällen zu tun?“

„Ja, ich werde aufgepeitscht und habe einen unwiderstehlichen Trieb, mich umzubringen! Die tollsten Sachen habe ich gemacht, darum will ich auch hier weg, ich meine fast, es läge an diesem Haus. Es ist ja das Haus, das der Sohn der armen Kroppmanns Lies als Pfarrer bewohnt, einen solchen Pfarrer habe ich nie gesehen!“

„Er hat ein sehr loses Mundwerk; das fiel mir sofort auf!“

„Nein, das ist es nicht, Mama, dieser Mann ist ein reiner Mensch, unferneins kann es in seiner Nähe nicht aushalten, es geht einem auf die Nerven!“

„Das alles ist nichts als Unsinn, Kind! Du bist wirklich krank. Ein gesunder Mensch redet nicht so. Was hast du mir denn eigentlich zu sagen? Warum hast du dich nicht nach Hause bringen lassen, wenn du doch hier weg willst?“

„Ich bin froh, daß du mich jetzt nicht sehen kannst, Mama, denn ich schäme mich vor jedem Menschen, der auf Ehre hält, ich bin entehrt! Ich bin eine Diene, mein Kind ist verflucht, und alles ist deine Schuld, Mama, alles!“

Die Blinde bewahrte bei dieser entsetzlichen Anklage eine unnatürliche Ruhe. Sie starrte mit den bebrillten Augen auf die Anklägerin, wiegte hie und da den Kopf, machte mit den Händen eine begütigende oder befehlende Bewegung und redete in klaren, jede Silbe betonenden Sätzen, wie eine an Gehorsam gewohnte Erzieherin. Sie mußte über eiserne Nerven verfügen und über ein vollständig unempfindliches Ehrgefühl, nicht zu sagen Gewissen.

„Kind, Kind, du machst mir mehr Arbeit und Mühe als alles andere in der Welt! Wann wirst du endlich vernünftig werden? Du bist bereits Mutter und Witwe. Was geschehen ist, das ist nicht ungeschehen zu machen, das mußt du dir vor allen Dingen einprägen. Raffe dich auf, daß wir aus diesem Hause kommen! Du wirst natürlich mit diesem Pastor Kroppmann in Zukunft keinerlei Verbindungen unterhalten, keinerlei, es ist vollständig ausgeschlossen, eher würden wir sofort Deutschland wieder verlassen, irgend wohin, vielleicht wieder nach dem Süden. Hast du mich verstanden?“

„So fühlst du also doch meine Scham, Mama?“

„Schwätze nicht so kindisch! Ich werde statt deiner handeln, du mußt wieder heiraten, alles wird vergessen sein, wenn du wieder ein eigenes Heim hast!“

„Alles vergessen, Mama? Wie seltsam du redest! Wie kann ich denn alles vergessen, wie kann ich vergessen, daß ich Mutter eines solchen Kindes bin? Es wird doch mein Erbe sein und das deine auch!“

„Lasse mich nur machen, in solchen Fällen hört alle Romantik auf. Wir tragen einen hochehrenwerten Namen, dem wir keinerlei Schande machen dürfen. Dein Mann würde sich im Grabe umdrehen, wenn er Zeuge dieses Tages gewesen wäre. Es ist unerhört, daß du diesen Pastor Kroppmann mit unsern intimsten Familienverhältnissen bekannt machst! Wie kann solch ein Mann das verstehen? Vergessen mußt du, das ist deine Erlösung!“

„Dann werde ich nie erlöst sein; es ist auch keine Erlösung. Hans wird es nie vergessen, vielleicht wissen auch die Pflegerinnen um mein Geheimnis. Ich habe es im Sieberwahn ganz gewiß herausgeschrien, die beiden Madonnen sehen so merkwürdig drein! Eben das hat mich auch zur Wut gereizt. Solche Leute haben einen peinlich saubern Wandel, man getraut sich gar nicht, ihnen ins Auge zu sehen!“

„Nun ist es mir genug, hörst du? Du bist eine romantische Törlin und undankbar dazu; ich will dein romantisches Geschwätz nicht mehr hören!“

„Merkwürdig, wie du redest, Mama, du hast offenbar von dieser Romantik nichts an dir, sonst . . .!“

„Was sagst du da?“

„Ich bin ja auch ein Kind der Sünde, der Sünde und der Weibeschwäche, das kannst du nicht aus deinem und meinem Leben tilgen! Ich habe in letzter Zeit oft daran denken müssen, welche Stellung ich in deinen geheimsten Gedankensinne einnehme, wenn du eine so gesittete Frau geworden bist, als die die Welt dich kennt! Welche Gedanken aber wird einmal mein armes, nur halb lebendiges Kind über mich haben, über mich und dich, bedenke, Mama, über mich und dich? Der arme Krüppel wird einmal, wenn das Geschick es nicht anders fügt, denken und prüfen, sein Leben und sein ungewolltes Opfer, es wird einmal fragen, warum es zu diesem furchtbaren Lebensopfer verdammt ist, und wen anders wird es fragen, als mich, seine Mutter? Und heißt das nicht zugleich dich fragen, dich, meine Mutter?“

Das stolze Gesicht der Blinden war unausgesetzt auf das Gesicht der Redenden gerichtet. Die ermattete Hornhaut der Augen hatte auch jetzt keinen Glanz, aber der ganze Augenbau lebte, wehrte ab. Der goldene Aneifer war herabgeglitten, die nervös gewordenen Finger hatten danach gegriffen wie nach einem Ereignis. Aber sie schwieg, auch als das junge Weib sich einen Augenblick unterbrach, um der angegriffenen Mutter Raum zu lassen zur Verteidigung. Dann fuhr die junge Witwe fort, nun selber fast in dem kalten, lehrhaften Ton, in den die kalte Frau sich mit

den Jahren zu hüllen verstanden und mit dem sie sich den Ruf der stolzen, unnahbaren Frau errungen.

„Meine Gedanken machen merkwürdige Wege, Mama! Du wirst einmal, als Großmutter, festzustellen haben, welche Erbmassen mein Kind nach unser beider Tod auf sich vereinigt. Dann kann es nicht ausbleiben, daß du dich der Mittel erinnerst, durch die du diese gewaltigen Millionenhaufen zusammengebracht hast. Aber es kann ebensowenig ausbleiben, daß mein Kind, dein Enkel, wenn es leben sollte, einmal zu derselben sittlichen Nachprüfung seines Erbes kommen wird. Es wird alles übersehen wollen, alles, verstehst du, Mutter: alles! Eine Gewißheit aber hat sich in den letzten Tagen mit blutiger Grausamkeit auf mein Herz geworfen: daß du und ich sterbliche Menschen sind, daß du und ich einmal die Sterbestunde erleben werden, daß dir und mir dann in meinem armen Kinde ein Ankläger und Richter zugleich erstehen wird, wie niemals ein Mensch über Menschen gerichtet haben mag, Mutter! Weißt du aber, was es heißt, wenn mein Kind mich verklagt? Mein Kind wird mich zwingen, dich zu verklagen, mein Kind und ich werden dir keine Ruhe lassen zum Sterben, denn du hast die ersten Keime der Schuld in unser beider Leben gebracht, wie Schwindsuchtkeime! Oder ist das alles nicht wahr? Ist es vielleicht so, wie Hans Kroppmann sagt: daß an uns ein geheimnisvoller Satan sein Verführungsobjekt gefunden? Was aber sollen du und ich und mein armes Kind obendrein sagen, wenn wir vor dem ewigen Gott stehen, dem Hans Kroppmann dient? Meinst du, daß es für mich und mein Kind ausreicht, wenn ich sage: ich war ein Kind von sechzehn Jahren, von der Mutter erblich belastet, unter einem heißen, unerfüllten Sehnen nach dem Geliebten schmachtend, verführt von der eigenen Mutter zur Blindheit und Sünde!? O, ich habe heute ein heißes Verlangen nach jenem Sünderheiland des Hans Kroppmann, nach jenem Heiland der Welt, den mein Geliebter seinen Hilwerkuser Bauern predigt! Hast du alles verstanden, Mama, alles und jedes?“

• Aber sie hatte sich verrechnet. Die stolze Frau wurde nicht zu Boden geworfen durch die furchtbare Anklage, o

nein, sie hatte sich sichtlich wiedergefunden. Kalt, herb, unangreifbar sah sie aus.

„Ich habe dir nun genügend zugehört. Du bist krank und unverantwortlich. Nun mache dich zur Reise fertig. Die Schwestern sollen aus dem Schlitten holen, was ich für dich mitgebracht habe; dann soll jemand aus dem Dorf, vielleicht ein Schmied, die Torflügel aushängen, damit der Schlitten hier vorfahren kann. Wenn du nicht bis zum Schlitten gehen kannst, muß jemand dich tragen, ich werde mit den Schwestern reden!“

„Ja, tue das, Mama, ich werde sie rufen!“

Tine schellte. Die beiden Pflegerinnen erschienen und taten, wie die Blinde sie hieß. Tine arbeitete mit nervöser Hast an sich herum, man hatte Mühe, ihr zurecht zu helfen. Unterdessen wurde der Schlitten auf den Hof und dicht an die Freitreppe gebracht.

„Kannst du nun gehen, Kind?“ Die alte Dame sah mit weitoffenen Augen nach der Stelle, wo sie Tine wußte, sah einige Male ebenso durch die Weite des Zimmers, man sah erst, daß sie blind war, als sie sich erhob und zum Gehen sich anschickte.

„Laß mich noch ein Weilchen ausruben, Mama, ich bin hier unaussprechlich glücklich gewesen!“ Tine setzte sich in den Sessel am Fenster.

„Bitte, Schwester, rufen Sie doch meinen Vetter, den Herrn Pastor, wir müssen uns ja auch verabschieden, wir sind ihm mehr Dank schuldig, als wir ahnen!“

Frau Albertine rührte sich nicht. Sie stand in der Mitte des Zimmers und starrte auf einen Punkt, den sie nicht sah.

Hans Kroppmann kam sogleich. Er ging mit ruhigen starken Schritten zu der Kranken und reichte ihr die Hände.

„Nun willst du also mein Haus verlassen, Tine?“

„Ja, Hans, ich will dein Haus verlassen, meinen Dank brauchst du nicht, aber ich habe keinen anderen Wunsch, als ihn dir einmal entsprechend erstatten zu können!“

„Das hat nichts zu sagen, Tine, hier ist dir nur geschehen, was jedem anderen kranken Gast auch geschehen würde!“

„Doch, Hans, ich bin hier unaussprechlich glücklich gewesen; glaubst du mir das nicht?“

„Halte den Herrn Pastor doch nicht länger auf als nötig!“ sagte die Blinde ein wenig ungeduldig, aber immer ruhig. „Kannst du bis an den Schlitten gehen, oder müssen die Schwestern oder sonst jemand dich tragen?“

„Wenn du nicht gehen kannst Tine, dann trage ich dich in den Wagen, das ist doch selbstverständlich!“ sagte der Pfarrer.

„Ja, das ist selbstverständlich, Hans, bitte, trage du mich!“

„Aber das solltest du dem Herrn Pastor wirklich nicht zumuten, Kind, sei doch nicht so unerträglich launig!“ rief die blinde Mutter.

„Bevor du mein Haus verlässest, Tine, müssen wir noch beten, nicht wahr?“

„Ja, Hans, das müssen wir, unbedingt. Dein Gott ist mein Gott! Mutter, hörst du, richte auch deinen Sinn danach. Wir wollen zu dem allmächtigen Gott beten, dem Hans dient!“

Wie ein halb frierendes, halb überhitztes Kind, so stieß das junge Weib die Worte aus. Mit glühenden Augen, die Hände auf der wogenden Brust, abgerissen atmend. Ob sie ganz bei Sinnen war und alles begriff, was sie sagte, wäre eine berechtigte Frage gewesen.

Die Burgfrau war offenbar in unerquicklicher Lage. Sie stand zum Gehen bereit, bewußt, daß sie der Hilfe selber bedurfte, aber sichtlich scheuend, das bittende Wort zu sprechen. Es wäre ja an den Pastor zu richten gewesen.

Hans Kropfmann betete dann, neben Tine:

„Und nun, heiliger Vater, empfehlen wir dir unsere Seelen und unsere Leiber und den Verkehr untereinander! Zertrümmere du selber die Werke Satans, weil wir nicht willensmutig und glaubensstark genug sind, das zu tun. Pflanze in unsere Herzen jenen unerbittlichen Ekel und Abscheu gegen die Sünde, gegen die Mammonsgier, den eitlen Sinn, gegen den Leichtsinn in sittlichen Dingen, gegen jede Unreinheit! Und wo irgendwo und irgendwie ein sündhafter Lieblingsgedanke Macht über uns hat, da demütige uns in den Staub vor dir und den Menschen, auf daß wir seiner Herr werden!“

Endlich, o heiliger Vater in Christo Jesu, lege ich dir meine liebe Tine auf dein wundertätiges bereites Herz, bitte und flehe um ihre arme Seele, kämpfe in Christi Namen gegen den Sündenthron, auf den das Schicksal sie gehoben und sie in Ehren und Reichtum eingehüllt hat. Lasse mich nicht vergebens ringen um sie, mein Gott und mein Herr, denn ich ringe nach deinem Wunder an diesem armen Menschenkinde, damit dein heiliger Name gepriesen werde vor aller Welt! Amen.“

Der Pastor stand auf und wandte sich an die Blinde: „So, nun sind wir reisefertig! Ich werde Tine in den Wagen tragen, die Schwestern sind so gütig, Sie zu geleiten!“

„Wir wollen nun keinen Augenblick mehr warten, Herr Pastor, am Ende wäre es besser, wenn der Kutscher meine Tochter trüge, ich gestehe, daß mir die ganze Sache äußerst unangenehm ist!“

Tine ließ ihn nicht aus den Augen, die Augen hatten ein seltsames Rätselspiel.

„Ich trage dich, Tine, das ist selbstverständlich!“

Da warf das junge Weib sich ihm an den Hals und flehte herzerreißend:

„Halte mich hier, Hans, man schleppt mich in den Tod, lasse mich nicht verderben! Bei dir werde ich ein anderer Mensch! Ich werde bei dir so, wie du meinst! Ich verstehe ja alles, was du sagst und tust! Halte mich hier, so ist mir geholfen, oder ich gehe mitsamt meinem Kinde zugrunde, Hans!“

„Aber nun ist es mir in der Tat genug, Albertine! Schwester, ich bitte!“

„Du wirst von einem Gewaltigeren und Weiseren getragen, Tine! Ich selber bin arm und schwach und ein sündiger Mensch, davon war ich nie mehr überzeugt als in dieser Stunde; aber ich war auch nie so von der Möglichkeit der Rettung eines verfehlten Menschenlebens überzeugt, wie von dem deinen! Es ist nun besser, wenn du deiner Mutter folgst! Kehre heim in deinen Reichtum und bete, daß Gott dich davon erlösen möge! Menschen können dich von deinem

Reichtum nicht erlösen, denn er ist mächtiger als Menschen sind!“

Das junge Weib war blaß geworden wie der Tod.

„So mag es also sein, rufe den Kutscher, ich werde zwischen euch beiden bis zum Schlitten gehen können!“

„Nein, ich trage dich hinaus, Tine, nur keine Sorge!“

Er bat die Schwestern, die Kranke in die Pelze einzuhüllen. Dann umfing er Tine und trug sie wie ein Kind bis in den Schlitten. Die Schwestern geleiteten die Blinde ebenfalls hinaus. Man packte noch die kostbaren Decken über beide Damen und hüllte die Füße in die Wollsäcke. Kein weiteres Wort wurde gewechselt. Bis der Pfarrer in den Schlitten hineinrief:

„Der Herr segne und behüte euch, der Herr lasse sein Antlitz über euch leuchten und sei euch gnädig, der Herr erhebe sein Antlitz über euch und gebe euch Frieden! Amen.“

Der Schlag flog zu und das Burgfahrzeug flog schellenklingelnd in den Schnee hinein.

#### Viertes Kapitel.

Ueber dem Reichstagswahlkreis Lempe lag jene große Spannung, die jeden Menschen, gleich welchen Standes und Alters, in solchen Tagen durchsiebert. Das Dorf Hilwerkusen gehörte zum Wahlkreis Lempe und hatte bisher die konservative Farbe getragen, selbstverständlicher und bewusster wie kaum ein Ort in ganz Westdeutschland. Er war so erzkonservativ, daß die Sozialdemokratie sich gar nicht hineinbemühte.

Der bisherige Vertreter des Wahlkreises, Herr Kubik, hatte bereits mehrere seiner schwungvollen Reden im Dorf hinter sich. Der Tillmannsche Saal am Markt war jedesmal bis auf den letzten Stuhl besetzt. Debatten gab es nicht. Die Sache des Dorfes Hilwerkusen war verbrieft und versiegelt.

So wäre die Schwüle und Spannung aus dem Hilwerkuser Dorfwesen heraus kaum zu erklären gewesen, wenn es sich nur um das Alte gehandelt hätte. Das Neue, der Erreger der ganzen Spannung, war die Beteiligung des Dorf-

pastors Hans Kropmann. Schon daß er sich an der politischen Wahl aktiv beteiligte, nahmen die Hilwerkuser ihm krumm. Bisher war es keinem Pfarrer eingefallen oder nahegelegt worden, die Kanzel mit dem Rednerpult beim Tillmanns Käß zu vertauschen.

„Wat hät de Paff set en use Poetik tau meschen? Nu es et äwower jenaug, vollständeg jenaug! Häwwen vi noch nech jenaug Aerger met em jehat?“

Das sollte heißen: „Was hat der Pfaffe sich auch noch in unsere Politik zu mischen? Nun ist es übergenug! Haben wir noch nicht genug Aerger mit ihm gehabt?“

Die grimmigen Worte kamen unmittelbar aus dem Munde des Tillmanns Käß, des Vertrauensmannes der Partei. Der war der stärkste und unverfrorenste Kerl um und um. In seinen verbissenen Worten lag die ganze Tragik des Verhältnisses, in das der junge Pfarrer hineingeraten, als er nach Hilwerkusen kam. Von Parteiwesen, von Programmen, von Klassen- und Standespolitik und dergleichen verstand Hans Kropmann nicht viel. Sein Studium, seine Zeit, seine Herzensneigung, alles hatte ihn in andere Wege der Betätigung getrieben, er ließ in dem ganzen politischen Konkurrenzkampf nichts gelten als den einen großen Klassenunterschied zwischen arm und reich. In diesem Unterschied sah er auch die sittliche und evangelische Unterscheidung. Der Arme war ihm der Bessere und Gottgeweihte; der Reiche war ihm der, der nur in ganz seltenen Fällen den schmalen Weg und die enge Pforte fand, die zum Reich Gottes führt. So sah er auch die Sünden der Armen viel anders an als die der Reichen. Sah meistens gerade dort, wo die Welt die Untugend der Armut sah, Leiden, erlittenes Unrecht, tätige Qual. Und gerade das fanden die mißtrauischen Hilwerkuser Bauern, diese durch die Bank gutsituierten fanatischen Geizkrämer, längst an ihm heraus. Und gerade das verhegte sie gegen ihn, mehr als irgendein anderes Erlebnis.

Als Herr Kaufmann und Reichstagskandidat Kubik seine letzte Programmrede in dem Tillmannschen Saal hielt, war der Pastor anwesend. Die Hilwerkuser sahen es mit erstaunten, verärgerten Augen.

Herr Kubik sah ebenfalls den schwarzen Hünen in der Ecke vor dem Rednerpult. Die beiden Menschen waren ja im Leben der kleinen Kreisstadt Lempe nie so nahe zusammengerückt worden, daß der Kaufmann den Sohn der kleinen Lies an dieser Stelle hätte wiedererkennen müssen. Er kannte ihn jedenfalls nicht so, wie man sich landläufig kennt. War höchstens imstande, sich auf die Tatsache zu besinnen, daß der arme Lemper Junge in Hilwerkufen Pfarrer geworden. Es ist auch möglich, daß diese an sich ganz wesentliche Sache ihm auf den Sprung half. Am Schluß seiner Rede kam er auf die vaterländische Pflicht der Kirche und der Pastoren zu sprechen und rief sie zum Schwurzeugen auf gegen den modernen Umsturz, der bekanntlich darauf aus sei, Thron und Altar zu stürzen und damit die große Sünde an der gottgeweihten überlieferten Obrigkeit zu begehen, die Sünde an Besitz und Sitte, unter dem Deckmantel: für die Menschenrechte und für das Volk!

„Es freut mich sehr, den Herrn Pastor in unserer Mitte zu sehen und glaube gern, daß ihn das hohe vaterländische Interesse an dem Ausfall der Wahl hierherführt!“ So schloß der gewandte Redner. Einer irgendwo rief Bravo, ohne jeden Ton, so, als wenn er gelegentlich gehustet. Aber es wurde hier zum Ereignis, denn die anderen sahen sich nach dem um, der Bravo gerufen.

Der neue Herr Bürgermeister am Vorstandstisch ließ sich durch das einsame Bravo zu dem Ruf begeistern: „Ich meint, man sollt den Vortrag unseres Herrn Kandidaten zur Diskussion stellen. Warum soll man in Hilwerkufen mit dat tun, wafse überall tun? Also: ich stelle hiermit den Vortrag des Herrn Reichstagskandidaten Kubik zur Diskussion! Wer dat Wort haben will, der soll sich melden!“

Als hätte man es verabredet, wendeten sich aller Augen zu dem schwarzen Mann in der Ecke. Und als der sich nach wie vor ruhig verhielt, meldete sich der lange Tillmanns, der Wirt, zum Wort, reckte sich in den Knochen, stemmte die Säufte auf den Tisch, nahm einen ordentlichen Schluck Bier, wischte sich mit dem roten Taschentuch den Mund ab, langsam

und ordentlich bis auf die äußerste Spitze des Schnurrbarts, ließ die Blicke ruhig über die Menge gehen und sagte dann: „Meine Herren, ich hatte gemeint, der Herr Pastor hätte wat zu sagen!“ Mehr nicht.

Er nahm gerade so großspurig wieder Platz und fügte im Sitzen seiner Rede hinzu, mehr für sich als für die andern: „Wenn mer doch mal da is, ich meine auch bloß so!“

„Gewiß, der Meinung unseres Vertrauensmannes bin ich auch, es gehört sogar zu den intimsten Sentimentalitäten des bergischen Menschenschlages, daß man sich in allen Lebenslagen um den Pastor schart, eben darum ist das bergische Völkchen auch so deftig und draufgängerisch!“

Herr Kubik merkte kaum die gemischte Wirkung seiner wohlgemeinten Worte. Aber er hatte zum Vertiefen des Interesses sein Teil beigetragen. Da stand der Pastor auf, in seiner ganzen stattlichen Männlichkeit, und wandte sich ohne weitere Formalitäten an die Versammlung. Ohne das Wort erbeten zu haben. Vielleicht wußte er nicht Bescheid mit den parlamentarischen Gebräuchen, vielleicht war sein Herz so voll, daß der Kopf nicht Zeit und Muße fand, den Umweg über den Vorstandstisch des langen Tillmanns Kapp zu machen. Wie dem auch sei, er stand da wie auf seiner Kanzel und redete wie zur Gemeinde. Hie und da wandte sich ein Gesicht dem Vorstandstisch zu. Einer lächelte verhalten, das verhaltene Lächeln wanderte zurück, teilte sich allen denen mit, die bereit waren, den Herrn Pastor Kroppmann in der politischen Wahlversammlung zu hören.

„Liebe Freunde! Sie kennen mich dahin, daß ich nicht rede, um Sie zu unterhalten oder weil man mich aus irgendeiner Ursache dazu zu bewegen sucht! Ich wäre nicht hierher gekommen, wenn mich keine ganz besondere Absicht getrieben hätte. Zu dem Vortrag habe ich überhaupt nichts zu sagen. Einmal, weil mir die Parlamentspolitik noch nicht näher gekommen ist, dann aber auch, weil ich als evangelischer Pastor dreimal eher nach den Interessen des Reiches Gottes frage, statt einmal nach den Interessen des Reichstages! Schließlich verfüge ich auch nicht über die parlamentarische Schulung, wie die alten und jungen Wähler von Hilwerkufen!

Was mich hertreibt ist das: Ich habe in der Kreiswählerliste eine Reihe von Namen vermißt, die schon durch die Besonderheit ihrer augenblicklichen Lage auffallen, mindestens ein gutes Dutzend von Männern im berechtigten Wahlalter, und gerade solche Männer, die jedem von Ihnen besonders bekannt sind!“

„Dat is aber doch komisch!“

„Nee, Herr Pastor, dat slaub ich nit, dat wär mich aber auch ze dumm!“

„Aber wie soll dat dann möglich sein, de Vertrauensmann müßt dat doch jesehen haben, nee, dat kann nit stimmen!“

Das allgemeine Erstaunen drückte sich noch vielseitiger aus, bis der Herr Präsident und Bürgermeister mit merkwürdig trockenem Eifer erklärte:

„Der Herr Pastor is jewiß so jut un nennt die Namen, dann kann man ja mal kucken, wat dat ze bedeuten hat!“

„Gern, Herr Bürgermeister! Es handelt sich um folgende Hilwerkuser Männer. Er verlas von einem Zettel eine Reihe Namen, sah, wie im Saal eine ganz heitere Stimmung entstand, bis die Gesellschaft in lautes Gelächter ausbrach. Sogar der Vorstandstisch lachte. Die Kellner mußten sämtliche Bierkrüge neu füllen.

„Vielleicht lachen Sie über mich oder über die verlesenen Namen, liebe Freunde, aber ich bitte, mir nun auch zu sagen, warum Sie lachen!“

„Aber Herr Pastor, dat könnense uns nu nit verübel nehmen, Sie sollten sich auch in der Tat besser orientieren! Jedes Kind im Wahlbezirk weiß, dat Armenhäusler nit wahlberechtigt sind!“ So der Vorsitzende.

„Das wäre allerdings ein Grund, Herr Bürgermeister! Aber warum sind diese ehrenwerten alten Hilwerkuser Bürger, die ein Leben lang hier gearbeitet und ihre Pflicht getan haben, die die Ortsverhältnisse jedenfalls ebensogut kennen, wie wir andern, die an der Politik des Vaterlandes noch mehr interessiert sind als wir, eben weil sie als Arme und Ausgestoßene den triftigsten Grund haben, an dem Gesellschaftsbau mitzuwirken, warum sind diese achtbaren, fleißigen,

in Ruhestand versetzten Hilwerkuser Bürger nicht wahlberechtigt?“

Die lächelnden und lachenden Gesichter waren nach und nach ernster geworden. Es kam offenbar aus der plötzlichen Erkenntnis der ernsten Sache, die der weltfremde Pastor hier anschnitt. Man sah, daß jedermann innerlich gedrängt wurde, seines Herzens Meinung zu sagen, sich aber vor dem unrechten Ton und der Blamage fürchtete. Kubik saß auf seinem Stuhl und machte sich Anmerkungen.

Der lange Tillmanns unternahm es, den Pastor zu belehren:

„En Armeshäusler, überhaupt en Mensch, der aus öffentliche Mittel unterhalten wird, is einfach nit wahlberechtigt und nit wahlfähig, Herr Pastor, alles andere jehört überhaupt nit hierher!“

„Ja, ja, jewiß, dat is doch en Sache, et is nu mal nit anders in die Welt. Jesühlspoletik is keine Poletik, Ornong is und bleibt Ornong! Wat haben die Armeshäusler mit die Wahl ze tun!“

Die Köpfe erhitzten sich, die Rufe schwirrten kreuz und quer durch den Saal, und als der Pastor sich noch immer nicht niederließ, sondern aufrecht dastand, wie einer, der nicht nachgeben will, da wurden einige der Leute auffällig. Einem rechten Hilwerkuser imponiert nun einmal nichts, nicht mal der Pastor in der Politik.

„Also, Herr Pastor, die Sache wär soweit erledigt, nit wahr?“ rief einer.

„O nein, wie kann die ernste Sache denn erledigt sein, ich weiß ja noch immer nicht, warum diese Hilwerkuser Bürger, von denen kein einziger im Gefängnis oder im Zuchthaus gefessen, von denen keiner einen seiner Mitbürger betrogen hat, warum diese sittlich und bürgerlich intakten Menschen nicht wählen sollen!“

„No, nu sag ich aber nit mehr, Herr Pastor, sind wir denn hier im Narrenhaus? Die Armeshäusler sind Bettelpack, wie können die wählen?“

„O nein, Bettelleute sind das nicht, es sind vielmehr fleißige Arbeitsleute, die als Knechte ihren Arbeitgebern viel Kapital eingebracht und die so wenig Lohn für ihre schwere

lange Arbeit erhalten haben, daß sie auf ihre alten Tage im Armenhause verpflegt werden müssen. Das Armenwerk ist eine staatsgesetzliche Einrichtung, entehrt keinen Menschen, ebensowenig wie Armut und Krankheit einen Menschen entehrt! Also warum, warum ist das so? Obendrein sind wir hier bekanntlich eine gut evangelische Gemeinde. Eine Gemeinde des Evangeliums! Evangelium aber ist frohe Botschaft von dem Heiland der Sünder und Armen! Von einem Heiland der reichen Bauern und Grund- und Bodenbesitzer habe ich noch nichts gehört oder gelesen, auch in der Bibel keinerlei Nachweise dafür gefunden. Das ist sehr einfach! Die Gesunden bedürfen nicht des Arztes, sondern die Kranken. Und des Christus furchtbares inhaltsschweres Wort von den Letzten und Ersten, die so gründlich ihre Rolle wechseln, wenn sie vor dem Richterthron des ewigen Gottes stehen, ist uns Evangelischen auch sehr geläufig. Ich bin evangelischer Seelsorger und eifrig bemüht, das lautere Evangelium zu verkünden! Als dieser Seelsorger stehe ich hier vor meiner Gemeinde und muß sehen, wie die, die einmal die Ersten sein werden, hier in Hilwerkufen als Ausgestoßene, als Verbrecher, als Minderwertige behandelt werden, sogar von der Reichstagswahl, einer an sich ganz nichtsagenden Tätigkeit, ausgeschlossen werden, wogegen jeder andere wahlberechtigt ist, mag er sichtlich auch noch so sehr gen Himmel stinken, mag er ein Betrüger und Ungerechter sein! Und ich frage aufs neue: Warum ist das so? Wenn Sie mir keine gründliche Antwort auf diese Frage geben können oder wollen, dann sage ich Ihnen: geht lieber heim und schämt euch des Aufhebens, daß Ihr mit der geringfügigsten Sache macht. Bemüht Euch zuerst, mit der ewigen Gerechtigkeit ins Reine zu kommen! Auf daß der ewig Gerechte, der Gott, der den Armen und den Reichen als gleiche Menschen geschaffen hat, nicht noch furchtbarer über Hilwerkufen zu Gericht sitzen wird als bisher! Ja, handeln wir so, daß Gott nicht schon in dieser Zeit die Rollen der beiden Klassen wechselt, die Letzten zu den Ersten und die Ersten zu den Letzten machen wird! Ich habe nun hier nichts mehr zu sagen, denn man gibt mir keine Antwort!“

Der Pastor war eben im Begriff, sich zu entfernen, da hielt Herr Kubik ihn zurück, indem er sich in voller Breite an ihn wandte.

„Sie wollen eine offene und ehrliche Antwort, Herr Pastor, ich will sie Ihnen geben! Sie sind auf dem besten Wege, sich zu einem waschechten Sozialdemokraten und Volksaufwiegler zu entwickeln! Schon heute, wo Sie das Ehrenkleid des Geistlichen tragen, wo Sie als Pastor der preussischen Landeskirche für die überlieferte Ordnung und Sitte einzutreten verpflichtet sind, schon heute schauen Sie durch die sozialistische Brille, daher kommt Ihre ganze Protestiererei! Ob Sie in einem gut evangelischen und gut patriotischen Dorf am rechten Platz sind, will ich nicht näher untersuchen, es ist Sache der Gemeinde. Aber ich werde nicht verfehlen, Sie höheren Orts in Erinnerung zu bringen. Gott sei Dank . . .“

„Halt, das dulde ich nicht, Sie dürfen sich nicht auf den heiligen Gott berufen, denn Sie haben einen Mord auf dem Gewissen!“

„Ei, der Kuckuck soll Sie holen, das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen; ich verbiete Ihnen, mich zu beleidigen, und wenn Sie es sich nicht sagen lassen, hält mich auch der Respekt vor dem geistlichen Talar nicht zurück, persönlich Rechenschaft von Ihnen zu fordern, haben Sie mich verstanden?“

„Ich habe Sie längst verstanden und sage Ihnen, daß Sie im Begriff stehen, von dem ewigen Gott beim Kragen genommen zu werden!“

Alles war stille geblieben wie in der Kirche. Auffallend stille. Die Gesichter waren blaß.

Pastor Kroppmann verließ die Versammlung und ging heimwärts. Es war elf Uhr vormittags. Um halb zwölf Uhr sollte der Kindergottesdienst beginnen. Einzelne der Hilwerkuser Jugend spielten auf dem Kirchplatz. Der Pastor ging wie gewohnt hinauf, um sich innerlich zu sammeln und für den Jugendunterricht zu beten. Während er oben war, wurde er auf einen näherkommenden Wortwechsel auf der Straße aufmerksam. Er bekümmerte sich nicht darum und ging in die Kirche, wo die Kinder sich um ihn scharten. Es mag

kaum einmal ein Hilwerkuser Pastor von den Kindern so vergöttert worden sein, wie Hans Kroppmann. Ganz gegen den Willen mancher Eltern.

Mitten in der Christenlehre wurde der Streit auf der Straße aufs neue vernehmbar. Die streitenden Menschen schienen auf dem Marktplatz zusammengelaufen zu sein. Plötzlich nahmen die Händeleien einen beängstigend lauten Ton an, und dann hörte man Hiebe klatschen, Hilsegeschrei von Weibern, Fluchen und Toben erboster Männer. Die Kinder wurden dem Pastor unter den Händen unruhig. Er hielt sie durch die Frage zusammen: „Kinder, sollen wir für eure Väter beten?“ Die Kleinen umgaben den Hirten und knieten nieder. Das Beten kam diesmal ganz gewiß aus dem Herzen.

Bald war der Streit wieder beigelegt, man hörte nichts mehr, die Kinder konnten entlassen werden. Der Pastor wurde auf der Pfarrhaustreppe von einem aufgeregten jungen Mädchen eingeholt und gebeten, in das Tillmannsche Wirtslokal zu kommen, um einem Sterbenden beizustehen. Genaueres sagte das Mädchen nicht, und Hans Kroppmann fragte nicht. Sein Blick war tiefernt geworden. Gleich darauf stand er vor dem alten Kepssofa im Tillmannschen Saal. Darauf hatte man den Reichstagskandidaten Kubik gebettet, und der alte Dr. Isak beendete soeben seine Arbeit an ihm. Der Tod stand deutlich auf dem weißen Gesicht.

Nach einer halben Stunde unter vier Augen mit dem stolzen Mann drückte er ihm die Augen zu. Ein Schuß in die Lunge hatte ihn niedergestreckt.

Nachmittags um fünf Uhr passierte eine Menschenmenge die an der Kirche vorbeiführende Lemper Landstraße. Der Pfarrer sah durchs Fenster, wie mehrere Gendarmen ein Dutzend aneinandergesesselter Männer vor sich hertrieben, sichtlich Arbeiter in Sonntagskleidern. Mitten zwischen den Gefesselten schleppte sich der Reichstagskandidat Fritz Jakobi mühsam vorwärts. Die Fessel an den Händen erschwerten ihm das Gehen. Bald sprach es sich rund, daß die Sozialdemokraten von Lempe den schönen Sonntag benutzt, eine Agitationstour nach Hilwerkusen und auf die Bauernhöfe zu veranstalten. Die jungen Revolutionäre warfen den ver-

ärgerten Leuten ihre Schriften, Nummern der „Freie Presse“, den „Wahren Jakob“, alte Maifestzeitungen und dergleichen in die offenen Fenster und Türen. Auf diese Weise waren sie auch in die Nähe der Tillmannschen Wirtschaft gekommen. Der sozialistische Gegenkandidat fühlte auf einmal ein Verlangen, mit dem konservativen Feinde eine Lanze zu brechen. Die Freunde stimmten dem eifrig zu. Die Hilwerkuser, noch aufgeregter durch die Debatte mit dem Pfarrer, machten kurzen Prozeß. Man kam mit den jungen Leuten in ein Handgemenge, trieb sie aus dem Lokal heraus auf die Straße, kam auf dem Marktplatz aufs neue mit ihnen aneinander, die Lemper waren in der Minderzahl, zogen die Messer, und das machte die Bauern erst recht wild. Man prügelte einige der Burschen so gründlich, daß man sie in die Häuser tragen und den Arzt holen mußte. Auf einmal gerieten die beiden feindlichen Kandidaten persönlich aneinander. Wie es gekommen, welche besonderen Worte gefallen sind, das ist nie festgestellt worden. Fest stand nur, daß Herr Kandidat Kubik den jungen Sozialistenführer mit dem Stoß über den Kopf geschlagen und dann von diesem durch einen Schuß niedergestreckt wurde. Am Spätnachmittag langte eine Lemper Droschke an, um zwei der verbundenen Burschen abzuholen und ins Lemper Krankenhaus zu schaffen.

Ueber Hilwerkusen lag eine unheimliche Stille. In die Abendbetstunde in der Kirche kamen fast nur Frauen. Der junge Seelsorger betete um Einkehr des Geistes Gottes in die Gemeinde. Er betete so, daß die meisten Frauen weinten. Das gab es in Hilwerkusen sonst nicht, im Unterschied zu den Lempern, die leicht weinten.

Auch die Nacht machte dem unheimlichen Zustand noch kein Ende. Pastor Kroppmann wurde gegen elf Uhr aus dem Bett geklingelt. Draußen stand ein Bursche und ersuchte ihn, sofort in die Dikmannsbeek zu kommen, um dem alten Engelsbhagener Bauer in der Sterbestunde beizustehen.

„Sie sollen ewer sofort kommen, Herr Paschtur!“ rief der junge Mensch und eilte stehenden Fußes wieder um. Der Pastor kleidete sich an, betete, nahm den kräftigen Eichenstoß, den er auf den Gängen durch die Höfe benutzte, und

zog fürbaß. Der Wirtshof Dilmannsbeek lag eine knappe halbe Stunde jenseits Hilwerkusen in Lemper Richtung, in einer weitausgedehnten Schlucht. Der Weg dahin führte immer durch dichtes Nadelholz. Der Pfarrer kannte den Weg aus seiner Knabenzeit genau. Er wußte auch, daß der alte Wirt übel dran war. Die Nacht war frisch und hell, und die Bäume warfen Schatten. Hans Kroppmann war ein echtes Volksblut, mit den Instinkten der einfachen Leute; es war ihm schon oft genug zustatten gekommen. Der Instinkt sagte ihm auch, als er dem in tiefster Finsternis liegenden Becker Loch nahe kam, daß dort etwas nicht stimmte. Möglicherweise erinnerte er sich sogar der unheimlichen Gespenstergeschichten über das Becker Loch; das kleine Kroppmanns Lies erzählte in früheren Jahren oft genug, daß in der düstern Waldfinsternis zur Mitternacht ein alter Hilwerkuser Bauer ohne Kopf umherlaufe, und die Leute, die vorbeikamen, mit diesem Kopf bombardiere.

Der rechenhafte Gottesmann war ein Mensch, wie alle andern. Er packte seinen derben Knotenstock etwas fester, wand den Riemen um den Puls, holte einige Male aus und marschierte tapfer in die Finsternis hinein, sang ein Lied in die Nacht hinein, daß es so schallte. Hie und da schoß ein Mondscheinstreifen durch das schwarze Gehölz. Einer dieser Strahlen rettete sein Leben, denn im Husch erkannte er hinter dem riesigen Sumpfloch den Schatten eines Menschenarmes. Da krachte auch schon ein Schuß, noch einer, und dann ein dritter. Der Pfarrer stand still, zählte schier unbewußt mit und sagte sich, daß drei Schüsse versagt haben mußten. Er stand unverletzt zwischen den Randfichten und starrte noch immer nach der Lochbuche, wo jetzt der Menschenarm verschwunden war.

„Na, dann wollen wir in Gottes Namen mal schauen, was da los ist!“ rief er, machte einige Schritte auf die Lochbuche zu. Da setzte ein riesiger Kerl mit verhülltem Kopf auf ihn zu, schwang einen mächtigen Knüppel nach ihm, nach dem Kopf. Es wäre ein Hieb gewesen, der unbedingt die stärkste Schädeldecke zerschlagen hätte.

Und jetzt entwickelten sich die Dinge mit geheimnisvoller

Schnelligkeit. Kurz und gut: ein wohlgezielter Hieb traf den Nordbuben so sicher, daß er zusammenbrach und liegen blieb. Eines zweiten bedurfte er nicht. Das erkannte im Nu auch der Pastor. Er stand einen Augenblick ganz verständnislos da, sah mit weit aufgerissenen Augen auf den besiegten Feind, hob die Hände, die noch immer den Eichenstock hielten, gen Himmel und rief:

„O mein Vater in den Himmeln, du hast alles gesehen, du hast mir auch beigegeben, aber es ist doch ein Mensch mit unsterblicher Seele. Vater in Christo Jesu, stehe mir bei, daß diese arme Menschenseele nicht verloren gehe, und willst du, so rette auch den Leib, die schlimme Absicht will ich ihm nicht nachtragen!“

Dann machte er sich über den langen Menschen, machte den Kopf frei, wischte ihm mit dem Taschentuch über die blutüberströmte Stirn und erkannte dabei, daß der Mordgeselle kein anderer war als der lange Tillmanns Knap, der Wirt aus Hilwerkusen.

„Schau da, was brauchst du armer Tropf mir auch solche Last zu machen? Gott sei Dank, daß ich es bin, wäre es ein anderer gewesen, so kämst du jetzt auf so und so viel Jahre ins Zuchthaus! Ich aber packe dich in Gottes Namen auf und trage dich in die Dilmannsbeek, da wollen wir mal sehen, was zu tun ist!“

Gesagt, getan! Der brave Pfarrer lud sich den langen Menschen auf und schleppte ihn eine Viertelstunde weit bis zur Hofwirtschaft, dort brannte noch Licht. Es kam zu einer unbeschreiblichen Szene.

Draußen im hellen Vollmond stand der Pastor vor der dicken eichenen Haustüre und rief so laut er konnte: „Macht um Gottes Willen auf, ein Mensch stirbt mir sonst unter den Händen!“

Als er das zum zweitenmal wiederholte, wurde das Licht in der Wirtsstube ausgelöscht, einige Gestalten huschten irgendwohin, der Pfarrer konnte es gut hören, er dachte sich auch, daß es nächtliche Spielkatten waren. Der Schlüssel in der Haustür kreischte, und der zottige Kopf des alten Dilmannsbeeker Wirts kam zum Vorschein. Er sah den blut-

überströmten Pastor und auf seinem Rücken den leblosen langen Menschen und wußte nichts anderes zu sagen als:

„Ja, nu segg et äwwer nix meh!“

Gleich hinterher aber brüllte er ins Haus hinein: „Kalinken, Kalinken on Hendrek, marsch, kommt ens heronger, so gau wie mögloch!“ Das eigene Brüllen hatte ihn auch erst recht zu sich gebracht. Er sprang dem Pastor bei, half ihm, den schweren leblosen Menschenkörper abladen. Man bettete ihn vorläufig auf das Stroh, das vor dem Hause zum Bequemlichkeit der Gäule immer bereit lag.

„Ja, Herr Paschtur, wat es dat dann, ja, zom Donnerknespel, es dat dann nech de lange Tillmanns Kåp ut Hilwerkusen?“

„Freilich ist er das, lieber alter Engelsbogen, ich bin froh, daß Ihr auf den Socken seid! Nun wollen wir so rasch wie möglich den armen Kerl waschen und ihm einen Notverband anlegen, eure Frauleut haben doch jedenfalls einen Streifen reines Leinen zur Hand. Und dann muß sofort der Dr. Isak her oder einer von Lempe, am besten ist aber der Hilwerkuser!“

Bald kamen denn auch die Hausgenossen, das junge Engelsbogener Paar, die Magd, der Fuhrknecht und noch andere. Der Pastor stand in Hemdärmeln vor dem Wasserbecken, wusch den klaffenden Riß über der Schläfe, und stellte dabei mit einem Aufatmen der Erleichterung fest, daß die Schädeldecke unverletzt geblieben war.

„Gott sei Lob und Dank!“

Die andern hatten das gehört und wer weiß was dabei gedacht.

„Ja, wie es meß die Jeschichte dann ejentlich, Herr Paschtur?“ fragte der junge Wirt zudringlich.

„Na, ich meine, das seht Ihr doch selber! Wir wollen nicht so viel Worte machen! Ihr braucht doch für Eure Tiere Carbol, bringt mir mal die Flasche her und reine Leinenslappen und Bindfäden und eine Schere, und macht dem armen Tropf ein Lager zurecht! Hätte ich ihn daheim in dem Pastorat, dann käme er in mein Bett, und ich schlief wegen ihm schon mal auf einem Strohbündel!“

„No ja, Herr Paschtur, dadrüber kommen wir schon weg, die Sache is bloß die: wat is dat mit dem langen Tillmanns, wie kommt Ihr zu dem? Wie kommt der zu Euch, oder wie man dat Ding drehen will, habt Ihr ihn unterwegs gefunden, oder wat is dat?“

„Das alles wird sich bald genug aufklären, liebe Leute, tut zuerst Eure Christenpflicht! Ich will mich ein wenig waschen und, so rasch ich kann, nach Hilwerkusen laufen und den Doktor bestellen! Der wird dann schon sehen, was zu tun ist!“

Der Pastor war so kurz angebunden, daß man sich nicht weiter an ihn herantraute. Bevor der lange Tillmanns zu sich kam, war der Pastor bereits auf dem Wege. In seiner Seele herrschte Gottes Friede. Er eilte durch den verrufenen Wald, eilig und äußerlich erregt, und doch innerlich ruhig, als ginge er in einen Tempel. Er kam an die Riesenbuche am Becker Loch, sah im Geiste alles noch einmal, aber jetzt mit geheimnisvoller Deutlichkeit. Die Erinnerung an die Sekunden, wo er buchstäblich in Todesgefahr geschwebt, durch ein Wunder seines Gottes gerettet wurde, machte ihn still, demütig. „Was ist im Grunde die Menschensünde?“ Das überschlug er im Banne der Gedanken, als ob er die Frage lösen könnte. „Der Mensch tut sie, Gottes ewiger Sohn selber kam herab, um sie zu büßen, weil der Mensch sie nicht endgiltig büßen kann, durch den ewigen Gottessohn ist der Sünder gerechtfertigt, er steht im Glauben so da, als hätte er die Sünden nie begangen! Das lehrt die Schrift. Was also ist im Grunde die Menschensünde?“

Ein warmes Begehren kam über ihn, dem langen Mordbuben die Tat zu vergeben; er hatte überhaupt noch nicht daran gedacht, sie ihm anzurechnen. Er gedachte des langen Menschen, dem der ekelhaft geizige Wirtsbauer Engelsbogen ganz gewiß kein Bett, höchstens einen Bund Stroh auf der Diele im Kalten gegeben hatte, um den arg zugerichteten Schädel auszuruben. Dieser arg zugerichtete Schädel machte dem Pfarrer zu schaffen. Aber er rettete sich hinter seinen Gott und Heiland.

„Das hast du gesehen, Vater im Himmel, darüber bin ich

beruhigt, du hast gesehen, daß es nicht anders ging, lasse mich darüber nicht unruhig werden, Vater im Himmel!"

So sagte er weit offenen Auges in den Nachthimmel hinein. Im Weitergehen sah er auf der Erde neben einem bemoosten Baumstumpf den Revolver des Tillmanns liegen. Er griff eifrig danach. Merkwürdig, von den sechs Schüssen hatten in der Tat drei versagt. Jedesmal war ein Schuß über den andern erst losgegangen.

"Das will ich nun doch genau wissen, Vater im Himmel!" sagte er laut, aufgereggt und schoß einen der Versager ab. Der Schuß gellte in die Nachtstille hinein und verscheuchte die schlafenden Vögel von ihren Plätzen. Die beiden anderen Schuß ließ er unbenutzt stecken und nahm die Waffe mit einem tiefen Seufzer zu sich.

"Es ist ein Wunder vor meinen Augen, Vater im Himmel!" Da stieß sein Fuß auch noch an den wuchtigen Ochsenziemer mit der Bleikugel. Das war die furchtbare andere Waffe des langen Tillmanns Káp gewesen.

Das Dorf lag in tiefer Ruhe.

"Ihr hattet heute einen schweren Tag, wer sollte da nicht schlafen können!" So murmelte der Pfarrer. Bereits auf der Steintreppe seines Hauses angelangt, wandte er sich noch einmal um, ging zum Markt und zu dem Tillmannschen Wirtschaus, ließ den dicken Klopfer auf das Holz fallen, und sofort erschien in einem Fenster ein Frauenkopf. Die Frau mußte gewacht haben.

"Sind Sie es, Frau Tillmanns?" fragte er hinauf.

"Ja, jewiß, Herr Pastor, wollten Sie noch zu uns, mein Mann is nit hier, ich weiß nit, ob he nach Lempe is, am Ende hat he wegen die Wahl bis in die Nacht herein in Lempe zu dun!"

"Bitte, treten Sie einen Augenblick an die Haustüre, ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen, Frau Tillmanns!"

"Wegen mein Mann?" Ein bang verhaltener Sorgentuf.

"Bitte, kommen Sie doch herunter, es ist besser so!"

Gleich stand die Frau vor ihm.

"Ihr Mann liegt beim Engelsbagen in der Dilmannsbeek,

es ist ihm was zugestossen! Sorge brauchen Sie sich nicht zu machen! Ich sage jetzt gleich dem Dr. Isak Bescheid und fahre mit ihm hinaus, er hat ja seine Droschke! Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß wir Ihren Mann gleich mitbringen. Sonst können Sie ihn morgen holen lassen!"

Das junge Weib starrte den Pastor wie ein Gespenst an. Dann stammelte sie:

"So, so, also so weit mußt et kommen!"

Der Pfarrer bot gute Nacht und tat, was er sich vorgenommen. Er holte den Judendoktor und fuhr mit ihm in der geräumigen Droschke aufs neue in die Waldnacht hinein. Am Frühmorgen, als die Hilwerkuser Anechte und Mägde auf den Acker gingen, kam der Wagen zurück und fuhr vor dem Tillmannschen Hause auf. Der Pastor selber trug den kraftlosen langen Kerl ins Haus, legte ihn auf das Lager, das die Frau zubereitet. Dann erbat er sich freundlich lächelnd eine Tasse Kaffee von der ganz und gar verstorbenen Wirtin.

"Ich denk, die hab ich verdient, Frau Tillmanns, und der Herr Dr. Isak auch, zu Hause kriege ich so früh nit!"

"Oh, Herr Pastor, ich weiß jar nit, wo mich de Kopp steht, ich schäm mich in Irund um Boden vor Ihnen, ich kann jar nit sagen, wie et mich ums Herz is. Wenn num bloß mein Mann endlich mal vernünftig wern wollt!"

"Sagen Sie das Ihrem Heiland im Himmel droben, so treu Sie können, dann wird alles wieder ins Gleis kommen, Frau Tillmanns, ich bete selber um den armen dummen Kerl!"

Eine Viertelstunde später lag der Pastor in tiefem Schlaf. Erst zwei Tage später kam der Junge des Wirts Tillmanns ins Pfarrhaus, der Herr Pastor möge zum Vater kommen.

Die Unterredung unter vier Augen dauerte über eine Stunde. Was in solchen Stunden gesprochen wird, verschließt der Pfarrer Hans Kroppmann in tiefster Brust. Aber ein Wort von damals her hat er in seinem Tagebuch festgehalten.

"Herr Paschtur, ich bin Ihr Todfeind jewest, ich hat so 'nen Haß auf Ihnen, dat ich nachts nit mehr schlafen konnt. Nu is dat alles weg, ich föhl in mich, dat ich Sie

jetzt lieb hab, wie meinen besten Freund, et wird in Hilwerkufen nu andersch werden, Herr Paschtur, andersch!“

„Wie Gott will, lieber Freund Tillmanns! Wir werden schon zurechtkommen, denke ich!“

In der Diele kam die Frau ihm entgegen, in ihrer ganzen alten, forschten Art, die ihr seit Jahren den Namen „die Tillmanns Here“ eingetragen. Das schwere rote Haar trug sie um den nicht unschönen Kopf gelegt wie einen Turban. Die Aüßtern zuckten wie bei einem halbwilden Kof. So erschien sie auch jetzt noch. Aber sie war doch anders. Es lag an den Augen, die hatten den herausfordernden Blick eingebüßt, den Herenblick, dem sogar die Gendarmen der beiden Städte Hilwerkufen und Lempe gleich scheu aus dem Wege gingen.

„Herr Pastor, Sie kommen doch jewiß noch mal eben rein, ich hab Ihnen noch wat ze sagen, ehe Sie jehen, seinse so jut, Herr Pastor!“ so bat sie still.

„Gern, Frau Tillmanns!“ Er betrat die gute Stube vor ihr, sie kam hintendrein und machte vorsichtig die Tür zu. Dann fragte sie in ihrer hastigen Weise:

„Wat is dat eijentlich mit mein Mann, hat de mit die Jozejalisten Krach jehabt? Wie sindse denn mit mein Mann zesammenjettoffen? Et is mich alles so komisch! Ich möcht doch wenigstens wissen, wie mer dran is, ich bin doch seine Frau!“

„Wenn Ihr Mann wieder so weit ist, wird er es Ihnen schon selber sagen, Frau Tillmanns, ich bitte Sie, sich damit zu begnügen!“

„Wenn ich doch bloß en Ahnung hätt, wer ihm den Kopp so zerschlagen hätt; mer zerschlägt doch nit so mir nir dir nir einem anständigen Kerl den Kopp mit ein Jaunstaken! Et muß schon en ornlichen Jaunstaken jewest sin! Jedenfalls hat mer ihn hinterrücks überfallen! Mein Mann is doch ganz jewiß keiner von denen, die sich so leicht schlagen lassen. Wenn ich bloß wüßt, wat dat fürn heimtückischen Kerl jewest is! Wie kommen Sie denn jrad mit mein Mann zesammen, so mitten in die Nacht? Herr Pastor,

wenn Sie mich dat bloß sagen wollten, ich bin doch seine Frau!“

„Es tut mir leid, Frau Tillmanns! Sie müssen sich alle Auskünste bei Ihrem Mann holen! Und nun Gott befohlen! Beten Sie lieber, daß Gott ihm wieder auf die Beine hilft!“

„Wat ich noch sagen wollt, Herr Pastor, Sie tragen mich doch nir nach, seit die dumme Butter- un Eierjeschichte? Et war ja auch eijentlich nit so arg, wie et aussah, kein Mensch in Hilwerkufen hat sich wat Arges dabei jedacht; der arme Bauer will doch bestehen in die teure Zeiten! Der Mensch weiß heutzudage überhaupt nit, wat ihm in die Jeschäfte verkauft wird! Wat heißt überhaupt heutzudage jut? Ich hab seitdem immer den Jedanken jehabt, Sie trügen uns wat nach. Ich will ja nit rundheraus behaupten, dat et recht war mit die Butter und Eier un so, aber bös jemeint war et ganz jewiß nit, dat ganze Dorf hing ja dazwischen, dat wär doch nit möglich, wenn et ein so jroß Verbrechen jewest wär! Wir sind doch jut refermierte Leute, Herr Pastor! Wenn Sie sich en bisken besser in unsere Lage versetzen könnten, dann wär et viel netter zwischen dem Dorf un dem Pasterat! Also nit wahr, Sie tragen uns nir nach; ich hab Sie schon lang fragen wollen!“

„Es ist nicht meines Amts, den Menschen etwas nachzutragen, Frau Tillmanns! Es kommt ja auch nicht auf mich an, sondern darauf, ob der heilige Gott, der Allwissende und Allgegenwärtige im Himmel, der Augen hat wie Feuerflammen, vor dem kein Gutes und Böses verborgen bleibt, ob der Ihnen etwas nachträgt!“

„Ja, ja, ich sag immer: alle eure Sorgen werft auf ihn! Jedermann hat seine Sorgen, der eine so un der andere so!“

„So ist es und so bleibt es, Frau Tillmanns, und alle Sorgenfragen werden von ihm gelöst, wenn wir uns nur keine Illusionen machen! Es ist eine schlimme Sache mit den selbstgemachten Illusionen. Also Gott befohlen!“

„Ja, ja, dat sag ich auch. Jott befohlen, Herr Pastor!“  
Sie sah ihn immer nur halb und von der Seite an, gar nicht so kuraschiert, wie sie gewöhnt war mit ihrem

frechen Blick die Menschen anzustieren. Der Pastor fühlte deutlich, daß das Weib sich schuldig fühlte, klein beizugeben bereit war, nur konnte sie den Ton noch nicht finden. Jedenfalls hoffte er die Frau bald wieder in der Kirche zu sehen.

Am Abend desselben Tages kam sie mit vollständig verändertem Gesicht ins Pfarrhaus. Sie machte einen so veränderten Eindruck, als läge zwischen Morgen und Abend ein Jahreshaufen niederschmetterndster Erlebnisse.

„Herr Pastor, ich muß noch mal kommen, nehmense et mich nit übel, ich hab keine Ruh bis morjen! Ich hab mit mein Mann jesprochen, er hat mich alles bekannt, alles, ich weiß nu alles, Herr Pastor, wat sind dat für Jeschichten? Wenn Sie meinen Mann jetz anzeigen, dann kommt he oben-drein noch hinter die Trallsen, nee, wat is dat doch en Schicksal! Herr Pastor, et muß nu unbedingt anders werden! Zeigense meinen Mann bloß nit an, he is ja rappelköpfsch wie en Bullen; et wird janz jewiß nu anders im Dorf! Zeigense ihn bloß nit an, nit wahr, dat versprechense mich?“

„Ich habe noch nie einen Menschen um seiner Sünden willen den irdischen Gerichten übergeben, Frau Tillmanns, ich tue es auch hier nicht! Wenn Sie und Ihr Mann Wort halten und jetz alles anders wird, dann will ich jede Stunde im Dorf segnen! Gehen Sie nun ruhig, beten Sie mit Ihrem Mann gemeinsam, und lassen Sie Ihren himmlischen Vater sorgen, er sieht nicht auf das Opfer, sondern auf das Herz! Hüten wir uns nur, den heiligen Gott zu betrügen, denn er wird uns furchtbar heimsuchen!“

„Ja, dat mögense woll sagen, Herr Pastor!“ Sie sah aus, als hätte sie alles verstanden.

Am nächsten Mittwoch war Viehmarkt in Hilwerkusen. Auf dem Marktplatz mit dem Feuerwehrrübungsturm standen in Gruppen und einzeln die Kostbarkeiten, die die Juden oder die Bauern selber aufgetrieben und nun unter heißem Feilschen und Handschlagen an den Mann zu bringen suchten. Die Schnatterstimmen der jüdischen Händler schallten bis in die Wirtshäuser hinein. Hie und da sonderte sich einer mit einem Stück Vieh ab und zog fürbaß. Hie und da standen oder gingen in geheimnisvoller Haltung, als seien sie Ver-

schwörer gegen das Altbergebrachte, Käufer und Verkäufer, steckten die Köpfe zusammen, um sich gegenseitig zu überlisten. Die Hilwerkuser Juden hatten weit und breit den Ruf der Gerissenheit, und die Hilwerkuser Butterbauern sollten noch jüdischer sein als die Juden, so hieß es. Die hunderte von Männerstimmen vermischten sich mit dem Gebrüll und Gestöhne des Schlachtviehs. Die hunderte von Stimmen der Gemüseböckerinnen schmetterten und wetterten drein, und das Ganze wurde zu dem eigenartigen Dorfgeräusch, das den Ton abgibt, wie die große Pauke bei der Musik. Wer wollte sich vermessen, die Geheimnisse des Hilwerkuser Viehmarktes zu lösen, ohne diesem und jenem auf die Fehen zu treten, aber ganz gehörig?

Vielleicht hatte der alte Engelsbagen aus der Dickmannbeek es herumerzählt, auf dem Markt, oder seine Tochter, oder wer es getan hatte, der ganze Markt stand heute unter einem Zeichen, und das war die Mär über den Hilwerkuser Pfarrer, von dem jungen, kräftigen Dorfpfarrer, der mitten in der Nacht durch das Becker Loch zieht, mutterseelenallein, auf dem Rücken den halb totgeschlagenen langen Tillmanns Kapp, den stärksten Kerl der ganzen Gegend, beide über und über befudelt mit Blut, das unaufhörlich aus der breiten Kopfwunde des Kapp strömt, über Kopf und Hals und Kleider. Die junge Engelsbagerer Wirtin stand auf dem Gemüsestand vor einer wachsenden Zuhörerschar, tischte auf, daß man hätte auf den Gedanken kommen sollen, sie würde dafür bezahlt. Sie klatschte zur Bekräftigung schon mal in die fetten Bauernhände, schielte mit den Augen nach der Seite, wo Kirche und Pfarrhaus lagen, machte ein Gesicht, als könne sie im Grunde das Eigentliche, das Wesentliche der ganzen Geschichte gar nicht sagen, aus gewissen Gründen. Es sei doch immerhin der Herr Pastor und so weiter.

In der Tillmannschen Kneipe wurde das Thema erst recht mit Hilwerkuser Genie und Würze ausgebreitet. Die Tillmannsche ließ sich allerdings nicht sehen, man nahm an, daß sie „wegen dem Kapp“ nicht abkömmlich sei. Die Wirtschaft besorgten die beiden Mägde und der Fuhrknecht, und die verzapften am Ende mehr Neuigkeiten und Besonderheiten

als Lemper Bier und Braselmanns Schnäpfe. Aber eins blieb bestehen: der junge Pfarrer schnitt im Munde und Urteil aller Schwäger durchaus nicht übel ab, wenn man der Sache nicht anders beikommen will. Das gute Herz und der Löwenmut und die männliche Kraft des Herrn Pastor Kropfmann spielten eine gar gewaltige Rolle. Hilwerkusen und seine Marktgäste lernten am Viehmarkt zum erstenmal das Menschliche an dem so viel verschrieenen Pfarrer kennen und schätzen zugleich. Es gab da Bauernaugen, die hellauf leuchteten beim Erzählen der denkwürdigen Pfarrergeschichte. Denn, wenn es auch keiner direkt behauptet hatte, wenn der oder die sogar die Vermutung aussprachen, als hätten Lemper „Jozejalisten“ den langen Tillmanns überfallen und so zugerichtet — und es mußten schon ein paar ganz destige Kerle gewesen sein — so hätten doch mehr als ein Dutzend Schnäbel gern die Frage aufgeworfen: „Ob nit am End de Paschtur selber dem langen „Dotschläger“ einen versetzt hat, dat dem die Augen überjelaufen sind? Wer weiß!“

Es war eben der Pastor, und der predigte die Liebe. Ja, es ist dummes Zeug, zu denken, der schlug dem berüchtigten langen Kämp mit einem Faunstaken den Hirnschädel entzwei. Seltsam, hunderte von Menschen kamen bis an die Schwelle der Wirklichkeit, alle strebten leidenschaftlich über die Schwelle hinweg ins offene, übersichtliche Feld der Natur, keiner hätte es gewagt, seinen natürlichen Gedanken natürlichen Ausdruck zu geben, und keiner war dabei, der im innersten Herzen nicht felsensfest überzeugt gewesen, daß der junge Dorfpfarrer von Hilwerkusen im Grunde doch ein Kerl sei, vor dem jedermann den Hut abziehen mußte. Ein „ganz verfluchter Kerl“, „ein Kerl, der nach dem Deubel nix fragte“, „ein Kerl, der in die Welt paßte“, kurz und gut: ein Mann, den jedes bergische Pfarrneft sich als Pastor wünschen sollte. Gewiß, so dachten die Leutchen in sich hinein, ohne daß einer es zu sagen wagte. Uebrigens würde das der oder jener noch viel einfacher formuliert haben: jedermann war der Meinung, daß der lange Tillmanns Kämp endlich mal seinen Mann gefunden, und daß das kein anderer als der Hilwerkuser Pfarrer gewesen, sei auch nicht zu verachten, so kurios es auch aussehe.

So wuchs dem Verpönten, Gehaßten, Gefürchteten über Nacht ein gewaltiges Ruhmesreis, zusammengesetzt aus Respekt, bewundernder Zuneigung, Vertrauen, gar Liebe. Denn der echte Hilwerkuser kann nur lieben oder hassen. Haßt er nicht mehr, dann kann man sich drauf verlassen, daß er sich in der Liebe müht. Oder woher sollten sonst am nächsten Freitag, dem Buttertag, die drei Prachtwellen echter goldgelber Hilwerkuser Bauernbutter, Außbutter hieß sie, und das Hundert ausgesucht bester frischer Landeier hergekommen sein, die auf einmal ins Pastorat hingeschneit kamen, ohne irgendein Beiwort oder sonst was? Das hatte noch nicht mal der alte beliebte Pfarrer Schürmann erlebt. Nein, es muß dabei bleiben, dem jungen Pfarrer war über Nacht der Ruhm ums Haupt gewachsen, gepflanzt und gehegt von geheimnisvollen Mächten und Geistern. Und als im Juli der Geburtstag des Herrn Pastors kam, wurde er zum erstenmal öffentlich vom Presbyterium gefeiert, die Schuljugend zog mit dem Herrn Lehrer vors Pastorat, lud eine Menge feinsten Geschenkblumen ab, Blumen, die man extra aus der großen Lemper Stadtgärtnerei hatte kommen lassen.

Merkwürdig, Herr Pastor Krause aus Lempe, der auf Bitten des jungen Hilwerkuser Amtabruders am Geburtstagssonntag die Predigt hielt, während Pastor Kropfmann inmitten der Gemeinde das Abendmahl feierte, hatte zum Text die Verse vom guten Hirten gewählt. Vom guten Hirten, der sein Leben läßt für die Schafe. Der Ruhm des Hans Kropfmann hatte ja auch Lempe erobert, dafür sorgten schon die vom Hilwerkuser Markt heimkehrenden Händler.

Auch Frau Lies nahm aus den Händen ihres Einzigen das Abendmahl zum Gedächtnis des Todes Christi.

Als gälte es mit Hast alles Versäumte eiligst nachzuholen, umwarb man hinfort den jungen, ersten Seelsorger mit rührender Einfalt. Man eröffnete ihm Geheimnisse, die man bisher in verbissener Scheu peinlich vor ihm verborgen gehalten. Hans Kropfmann aber stand hin und wieder leuchtenden Auges vor dem Antlitz seines Gottes und faßte das ehrfürchtige Drängen seines Herzens in die stillen Worte zusammen:

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Du bist ein geheimnisvoller Psychologe, geliebter Vater in den Himmeln! Dir sei Dank!“

Allerdings schütteten ihm zwei Menschenkenner viel Wasser in den Wein seiner Gutgläubigkeit. Sein geistlicher Vater, Pastor Krause, und der frühere Hilwerkuser Bürgermeister, Kirchmeister Schmitt, der ihm durch Dick und Dünn die Stange hielt. Beide warnten vor Illusionen im Vertrauen auf die Hilwerkuser Volksstimmung. Aber beiden gab der junge Prediger ein Zeugnis seiner Seele, das sie nie vergessen haben:

„Nun ja denn, mag das endlich gekommene schöne Verhältnis auch wieder vergehen, so ist es doch da gewesen in meinem Leben, und meine herzliche Genugtuung hat einen guten Grund gehabt! Daß der Teufel mir abjagen kann, was Gott mir geschenkt hat, das glaube ich nicht! Wenn ich die Liebe der Gemeinde durch irgendeine Fügung wieder einbüße, so nehme ich auch das aus meines Herrn Händen. Was von da kommt, das ist und bleibt mir lieb und wert!“

Das so plötzlich aufgepeitschte Vertrauen der Gemeinde suchte sich mächtig zu betätigen. Der lange Tillmanns konnte kaum ein Bein aus dem Bett tun, als er auch schon Himmel und Erde in Bewegung setzte, um den jungen Pastor statt des so jäh ums Leben gekommenen Herrn Kubik als konservativen Reichstagskandidaten aufzustellen und natürlich auch durchzubringen. Der Plan gefiel den Hilwerkusern gar nicht übel. Man saß darüber einmal bis in die Nacht in der Tillmannschen Aneipe. Der Bürgermeister meinte, es sei sehr gewagt, dem ganz und gar liberal gesinnten Lempe einen so ausgesprochen positiven Pfarrer als Kandidaten anzubieten, aber versuchen sei immer möglich. Aber Tillmanns ließ sich den Geschmack an der Sache nicht verderben, er setzte es durch, daß man sich geschlossen an den jungen Pfarrer wandte, um ihn ins Vertrauen zu ziehen. Der neue Bürgermeister selber machte den Sprecher. Pastor Kropfmann hörte die guten Gründe ruhig an und gab dann kurz und bündig Antwort:

„Ich freue mich herzlich des Vertrauens, das die Gemeinde in mich setzt, liebe Freunde! Auch für die Offen-

herzigkeit, mit der Sie mir Ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen darlegen, danke ich! Nun ist es ja vor allen Dingen notwendig, daß der Kandidat mit den Wählerinteressen übereinstimmt, nicht wahr? Und hier scheiden sich von vornherein unsere Geister! Alles, was Sie mir da an guten Gründen und Interessen auseinandergesetzt haben, erscheint mir unwesentlich gegenüber den Interessen, die ich als die höchsten schätze! Ich bin und bleibe auch in politischer Beziehung grundsätzlich und nach meiner biblischen Ueberzeugung ein Vertreter der Armen! Ihr alle habt Haus und Hof und Geld, keiner von euch braucht mich zur Interessenvertretung im Reichstag, ich wüßte in der Tat nicht, was ich dort sollte! Ebenso lehne ich grundsätzlich ab, die Interessen der Lempers Fabrikanten, Millionäre, Kaufleute und Hofbesitzer zu vertreten! Ich habe dabei meine ganz gewichtigen Gründe, denn ich sage euch, liebe Freunde: die Vertretung dieser Reicheninteressen wird noch einmal die ganze Welt in Brand setzen, viel schlimmer, als es jemals in der Geschichte der Fall gewesen ist! Die so lange von uns Christen zurückgesetzten Armen und Besitzlosen werden sich unbedingt einmal in den Vordergrund schieben, sie sind die Meisten und die Stärksten und mit eisernem Willen ausgestattet. Sie werden die Diktatoren der Reichen werden! Davon bin ich fest überzeugt; es ist der natürliche Gang der Geschichte! Also denke ich nicht daran, mich zum Hemmkloß der Natur machen zu lassen! Die Sache ist erledigt, nicht wahr, auch für euch, denn ihr werdet euch natürlich nicht lange besinnen!“

„Aber Herr Pastor, habense denn noch nicht darüber nachgedacht, daß Ihr Weg unbedingt in das rote Lager führt?“ fragte Tillmanns enttäuscht. Er wollte offenbar den durchschlagendsten Grund aufbringen.

„Nein, mein lieber Freund, mein Weg kommt aus Christus und führt zu Christus, auch der Herr Jesus hat die Interessen der Armen vertreten, die der Armen im Geist und der Armen an irdischem Gut! Warum? Weil die Gesunden des Arztes nicht bedürfen, sagt er selber. Wenn die Sozialisten wirklich die Interessen der Armen vertreten, und nicht etwa

mit einer Humanitäts-Theorie eine ganz andere Tugend begründen, dann könnte ich nichts Besseres tun als sagen: Geht hin und wählt meinen Jugendfreund Fritz Jakob! Ich sehe auch in dieser verschrieenen Partei tiefer hinein und finde bei den Leuten so viel gute Gründe für ihre Arbeit, daß ich ihnen von Herzen den Segen Gottes wünsche! Jedenfalls sehe ich in dieser revolutionären Arbeiterbewegung eine tiefgehende Sehnsucht nach Erlösung von der Schwere und Last dieses Daseins! Den Heiland Jesus Christus kennen sie nicht, können sie nach ihrer ganzen Veranlagung nicht kennen, der Feind hat ihre Herzen verstockt und verweltlicht, es gibt in der Tat Menschen, die keine Empfänglichkeit für Gott haben, aber wenn wir näher zusehen, aus welchen Gründen, dann erkennen wir, daß wir, die berufenen Christen, viel daran schuld sind, denn wir haben ihnen die Liebe Christi nicht vorgelebt! Leider vermischen sie ihren Geschäftsauftrag zu neunundneunzig Prozent mit Spekulationen, denen ein Christenmensch aus dem Wege gehen muß, wenn er sich nicht an seinem Gott versündigen will! Es mag die Zeit kommen, da sich auch hier die Spreu vom Weizen sondert, dann wird der Sozialdemokratie die Neugestaltung der Welt zukommen, daran können wir sie nicht hindern!“

„Et is bloß jut, dat der Nachwächterslump int Zuchthaus kommt!“ sagte einer.

„So Gott will, tut er das nicht, lieber Freund Möller! Er ist bereits aus der Untersuchungshaft entlassen, das geschieht keinem, der fürs Zuchthaus reif ist!“

„Na ja, also, da wär also nix ze machen, wir haben unsre Pflicht jetan, wenn de Herr Pastor selber nit will!“

Damit schieden die Wahlmacher Hilwerkusens aus dem Pfarrhaus. Man sah ihnen ordentlich die Enttäuschung an. Nicht etwa die Enttäuschung über den vergeblichen Gang, sondern über das, was sie hier erlebt hatten.

Der junge Pfarrer wußte nun auch, daß die beiden Warner recht behalten. Die Hilwerkuser Volksgunst war wieder verflogen, viel rascher und viel gründlicher, als er zu denken gewagt. Sogar der lange Tillmanns, der so viel triftige Gründe für seine junge Begeisterung hatte, sah verdrossener

aus als je zuvor. Die Wahl im Kreis Lempe gestaltete sich diesmal zu einem ganzen Roman. Der vielgewandte Herr Kubik, der Mann, der durch seine mannigfaltigen Lebensschicksale gewissermaßen mit jeder Klasse, mit jedem Stand, mit jeder Weltanschauung, ja mit jeder Individualität des Kreises irgendwie verwandt oder verschwägert war, hatte alle politischen Geister Lempes „auf seine persönliche Flasche gezogen“. Lempe gehörte trotz seiner in jüngster Zeit so hochentwickelten Industrie zu den kleinzügigsten spießbürgerlichen Wahlkreisen Deutschlands. Zwischen den beiden herrschenden Parteien, Konservatismus und Sozialismus, lag der große tollpattische dumme Junge, die Wählermasse, ein einfältiger Junge in der Tat, wie er nur im Bergischen Lande gedeihen kann. Abgesehen von dem wirklichen Fabrikproletariat, den Nichtsbesitzern, nannte jeder von den Lemper Kleinen irgendwas sein eigen, „so völl, wie en Hippe frett!“, das heißt so viel, wie eine Ziege frist, konnte er auf dem Landsetzen ziehen außer dem eigenen Leibesbedarf. Einen halben oder ganzen Morgen Ackerland war von den Vätern her fast auf jeden dieser Kleinen gekommen, und wer das nicht sagen konnte, der tat, was in seinen Kräften stand, um zu dieser eigenen Scholle zu kommen. Wer mehr hatte, der gab den Ueberschuß in „Sechzig“ Parzellen an die Fabrikarbeiter in Pacht. Diese kleinen Landbesitzer trugen den Abklatsch des alten Freibauerngefühls im Herzen, wurden mehr oder weniger selber Freibauern ohne Land, aber mit desto mehr Freisassenbewußtsein. Der gute bergische Spießbürger von damals, der außer dem Kreisblatt nichts las, war eine Macht an sich, sein Denken und Fühlen lag wie eine zähe Kruste auf dem gesamten bergischen Menschenschlag. Ein Dreiviertelaristokrat war der bergische Mensch, bei all seiner bornierten Grobheit, bei all seiner lachlüstern'n Biederkeit. Die Knippschilder kamen an ihn nicht heran. Er schwor auf Kaiser und Bismarck, feierte seine Schützenfeste und Kirmessen unter Lachen, Singen und Schießen und ließ, wo es anging, den Kaiser hochleben.

Mit diesem derben Menschenmaterial hatte Herr Kubik, der Vielgewandte, keinerlei Mühe gehabt, sie folgten seinen Lockrufen für Kaiser und Vaterland, wie Hündlein, die aus

Erfahrung wissen, daß ihnen ein sicheres Stücklein Speck winkt. Nun, wo der Reichstagskandidat tot war, wo die Aufstellung eines neuen Abgeordneten nötig wurde, kam der Lemper Wahlmensch ins Sinnieren.

„De Jakobis Fritz hät den Herr Kubik dotjeschoten, dent ens en Mensch aan, du weß doch, dat de Kubik den Jakobis Fritz sinen Vatter dotjeschooten hät, es dat nech kurijos, ja, es dat nech kurijos?“

„Jeweß, jo, dat es allerdings kurijos, den Fritz häwwen se affeführt, he sett en Untersuchungshaft, jedenfalls würd he jeköppt!“

Die Schwäger mochten im Gefühl haben, daß es mit dem „Köpfen“ noch gute Weile hatte. Denn sie lächelten verschlagen und stimmten auch die Zuhörer zu einem verschlagenen Lächeln. Das Ende vom Liede war, daß der sozialistische Kandidat ein auffallendes Interesse erregte. Und als der Fritz Jakobi statt geköpft zu werden, aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, als die „Freie Presse“ von der Haltlosigkeit der Anklage sprach, da hatte der Jakobis Fritz übervolle Säle, vollere als die andern zusammen. Die andern zersplitterten sich in Zentrum, Konservativ, Fortschritt, also in die Grundelemente, die bis jetzt in der Flasche des Herrn Kubik gemeinsam geschlummert hatten. Es kam über diese Kubiksche Fusion wie ein Wetter, jeder suchte auf seine Weise seine vaterländische Pflicht zu erfüllen, einen neuen vielgewandten Herrn Kubik gab es im ganzen Wahlkreis nicht mehr, die Parteien stellten eigene Kandidaten auf, spekulierten auf die Stichwahl, wo sich alles wider und gegen den Sozialisten verschmelzen würde. Die meisten Ausichten hatte der liberale Herr Pastor Dr. Schellenberg, der Kandidat der eigentlichen Konservativen. Er kam auch in die Stichwahl mit Fritz Jakobi, die Woten stellten den ganzen Wahlkreis auf den Kopf, aber die Bürgerlichen einigten sich unter der Parole: „Unter keinen Umständen darf der Rote siegen, die Schande darf nie und nimmer auf Lempe kommen!“

Dr. Schellenberg also kam in den Reichstag. Auch der Hilwerkuser Bezirk stimmte ungeteilt dafür. Am Stichwahl-

abend wurde beim Tillmanns Käß der Sieg gefeiert. Und hier fiel zum erstenmal das Wort:

„De Paschtur Kropmann hät rot jewählt, et wet et janz genau!“

„So? Ja, dann es et äwwer hoch Tied, dat he weg kömmt, en sozialistischen Pass, nee, dat es doch noch nech do jewest, dat Presbyterijum mot sofort an den Herr Superintendent schriewen . . . onbedingt!“

Einige Tage nachher tat der Herr Superintendent aus Kemmesched dem jungen Pfarrer die Ehre des Besuchs an. Der noch gar nicht alte Herr stand im Ruf der Neutralität, das heißt, er hielt es in theologischen Dingen mit Rechts und Links, war ganz und gar Verwaltungsmensch, Staatsbeamter, dem das Wohl und Wehe der preußischen Landeskirche mit dem König von Preußen als Bischof an der Spitze, so gründlich über alles ging, daß es bei ihm nicht geraten war, ihr Fundament anzutasten.

„Mein lieber Herr Bruder, es freut mich, Sie zufrieden zu finden, und ich denke, daß wir auch über Sinn und Zweck meines Besuches bald zu Ihrer Zufriedenheit einig sein werden!“

„Ich danke Ihnen, Herr Superintendent, für die gute Absicht! Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, so bitte ich, ohne weiteres über mich zu verfügen!“

„Sehen Sie, da bringen Sie mich gleich mit einem Wort auf den Weg! Einen Dienst können Sie mir erweisen, und nicht den geringsten! Können Sie sich denken, daß ich besonders von Kemmesched herkomme, um Sie brüderlich zu bitten: Helfen Sie mir die Bürde meines Amtes tragen, indem Sie mir dieselbe nicht erschweren helfen, können Sie sich das denken?“

„Ich verstehe nur, daß ich Ihnen die Bürde Ihres Vorgesetztenamtes nicht erschweren soll, das aber erscheint mir so selbstverständlich, ja als einfachste Sittenspflicht, daß ich rückhaltlos sage: Ich werde in Gottes Namen alles tun, um Ihnen Ihre Aufgabe mir gegenüber zu erleichtern!“

Der Herr Superintendent war offenbar etwas betroffen,

denn er sah den jungen Amtsbruder ganz entschieden weniger freundlich an.

„Um ja, es ist ja auch eigentlich selbstverständlich, warum soll man sich darüber aufregen!“ Er schwieg. Er fand den Faden nicht, den Faden, den er bereits aus Kemmesched fertig gedreht mitgebracht hatte.

„Sie wissen ja, daß ich Ihnen von vornherein wohlwollend gegenüberstand! Ich habe Sie persönlich eingeführt und meine helle Freude an Ihrem Idealismus gehabt! Solchen Idealismus findet man heute nicht oft im Lande! Darum wird mir alle Erfahrung, die mich auf andere Gedanken bringen will, direkt zur persönlichen Last, kurz und gut, es muß ja doch gesagt werden, lieber Herr Bruder, Ihre Gemeinde legt gegen Sie formal und dringend Beschwerde ein! Ich bin bemüht, die öffentliche Ruhe und die Reputation der preussischen Landeskirche zu wahren, darum sehe ich von einer öffentlichen Aussprache in der Synode ab, mache mir die Mühe, Sie unter vier Augen zu sprechen! Seien Sie einmal offen und ehrlich: Was steht zwischen Ihnen und der Gemeinde?“

„Der alte böse Feind!“

„Bitte, wir wollen uns bemühen, einfach und ohne Bombast zu verhandeln! Ich frage Sie noch einmal: Was haben Sie gegen die reformierte Gemeinde Hilwerkusen einzuwenden, daß die sich von Ihrer Art und Weise so abgestoßen fühlt? Anders kann ich die Frage nicht stellen, denn es ist einfach ausgeschlossen, daß eine ganze Kirchengemeinde aus purer Laune oder Böswilligkeit, ich will nicht sagen aus Stänkerei, gegen den selbstgewählten Pfarrer protestiert und seine Absetzung verlangt! Also ich bitte amtlich um Beantwortung meiner Frage!“

„Ich habe nichts gegen meine Gemeinde, ich habe sie lieb und suche nach besten Kräften meine Pflicht zu tun und zwar so, daß ich auch vor dem Auge meines höchsten Vorgesetzten, vor Gott und meinem Heiland, in aller Schwachheit bestehen kann!“

„Bitte, bitte, lassen wir doch alle Apostrophe beiseite! Gott und Christus stehen nicht als höchste Vorgesetzte im

Programm des landeskirchlichen Pfarrers, Ihre Vorgesetzten wohnen hier auf Erden, und Sie müssen sich notgedrungen mit ihnen beschäftigen! Ich nehme übrigens Ihre Antwort als gegeben und zu Recht bestehend an! Wenn Sie aber Ihre Gemeinde lieb haben und nach bestem Vorsatz zu bedienen suchen, was steht denn dem allgemeinen Frieden im Wege?“

„Der alte böse Feind, Herr Superintendent, ich kann Ihnen keine andere Antwort geben!“

„Schade, ich wäre von mir aus gern auf sichtbarer Erde geblieben! Wir wollen uns doch verständigen, oder ziehen Sie vor, Ihre Stellung in Hilwerkusen zu verlassen?“

„Ich lasse mich von nichts leiten als von dem, der mich sichtlich hierher geleitet hat! Ich betone besonders, daß ich mich niemals von Satan aus der Pfarre werde schieben lassen, und wenn ganz Hilwerkusen in unbegreiflicher Naivität ihm zu Diensten steht!“

„Halt, das darf ich nicht dulden, Sie beleidigen die Gemeinde, deren Presbyterium Sie gewählt hat!“

„Davor möge mich Gott behüten!“

„Erlauben Sie, wir wollen versuchen, einen anderen Ton anzuschlagen, einen anderen Weg zu gehen! Sind Sie Monarchist, stehen Sie absolut auf staatserhaltendem Boden, erziehen Sie die Kinder strenge nach den überlieferten Grundsätzen?“

„Ich bin reformierter Pfarrer und stehe auf dem Boden der Bibel, erziehe die Kinder nach dem Heidelberger Katechismus und im Sinne biblischer Glaubens- und Sittenlehre.“

Nun stand der Herr Superintendent auf.

„Können Sie es mit der Reformation, der Bibel und der biblischen Ethik vereinbaren, daß Sie den Sozialisten und Revolutionär in den Reichstag wählen, Herr Pastor Kroppmann?“

„Diese Frage hat weder Hand noch Fuß! Ich kann damit nichts anfangen und lehne die Beantwortung ab!“

„Aber, mein Herr Bruder, Sie bringen mich in die größte Verlegenheit, bei all meinem Wohlwollen. Ich bin gezwungen, Sie in der Synode zu verwarnen, wenn Sie so widerstreben,

und ich gestehe, daß ich gegen die Wucht der Tatsachen machtlos bin, ich muß Sie glattweg verwarnen!"

"Darf ich auch wissen, von welchen Tatsachen Sie reden, Herr Superintendent?"

"Ja, haben Sie denn etwa nicht rot gewählt?"

"Diese Frage ist nirgendwo, weder in den Verwaltungs-gesetzen, noch in Dogmatik oder Ethik, noch in der Heiligen Schrift vorgesehen! Aber ich lehne sie aus rein menschlichen Gründen ab. Ich gestehe keinem Menschen das Recht zu, sich in meine intimen Verhältnisse einzumischen, ich habe keinerlei Neigung, der Menschen Knecht zu werden! Ich wahre mir nach besten Kräften und an Hand einer ehrenhaften Lebensauffassung meine gut evangelische Freiheit, lasse auch nicht den geringsten Angriff auf meine politische, wissenschaftliche und sittliche Lebensauffassung Raum! Ich weise ausschließlich jeden Pharisäer, jeden Schriftgelehrten, jeden Sadduzäer, jedes Otterngezücht und jede Schlangendrüt aus meinem Hause, wenn es sich vermessen sollte, mir meine evangelische Freiheit zu bestreiten; denn diese Freiheit ist meine Ehre, mit der ich den ewigen Gott und meinen Heiland ehren will, ganz gleich, ob man mich gelten lassen will oder nicht! Ich werde . . ."

"Um Gottes willen, hören Sie auf, ich weiß mit all dem nichts anzufangen, ich will lediglich Ruhe in meiner Diözese und dulde keinerlei Eigenbrödelei und Alleinliegerei und Baptisterei und dergleichen, weil das nur zu Zusammenstößen mit der Gemeinde führen muß, denn, es muß gesagt werden: die Gemeinde ist tatsächlich unser Brotgeber, ein höheren Orts protestierendes Presbyterium bekommt gegenüber einem Dorfpfarrer immer Recht! Ich rate Ihnen also freundschaftlichst: Geben Sie Ihrer Gemeinde fortan kein Aergernis, suchen Sie die Achtung und Liebe der Ihrer Seelsorge Anbefohlenen zu erwerben, stellen Sie sich nicht so sehr auf den abstrakten Standpunkt, suchen Sie Verständnis für den Geist der kleinen Leute, kommen Sie den äußerlichen kleinen Dingen mit Verzeihen der Duldung entgegen, vor allen Dingen säen Sie in einer bergischen Bauerngemeinde kein Buskraut, es gedeiht nicht und wird zum Unkraut, das die wirklich

guten Eigenschaften der Leute erstickt! Eins aber muß ich Ihnen mit allerernstester Betonung anempfehlen: Ein Pfarrer meiner Synode wählt nicht sozialistisch, wer es dennoch tut, der tut es auf sein Risiko! Alles was recht ist! Ich mag nicht weiter in Sie dringen! Es bleibe Ihnen selber überlassen, den Weg zur Gemeinde zu bauen. Verstehen oder wollen oder können Sie das nicht, so sind Sie kein berufener Pastor der Landeskirche! Die königlich preussische Landeskirche über alles! An sie darf nichts herankommen. Ob liberal oder orthodox, das ist mir gleich, in dem landeskirchlichen Hause sind viele Wohnungen, und wir berufen uns in der Tat auf die evangelische Freiheit und Wissenschaft. Aber daß ein Pfarrer der königlich preussischen Landeskirche einen Sozialisten in den Reichstag wählt, das erscheint mir als ein Spott auf den evangelischen und kirchlichen Ehrbegriff!"

"Erlauben Sie mir noch eine Frage auf Amt und Gewissen: Glauben Sie, daß vor Jesus Christus, dem erhöhten Haupt unserer Gemeinde, ein Dr. Schellenberg reiner in Ehren dasteht als ein Fritz Jakobi?"

"Lassen Sie mich mit solchen romantischen Dingen gefälligst in Ruhe! Sie sind ein junger Sausewind, der in bester Absicht einem Menschen die Scheune in Brand steckt, um, wie Sie sagen, die Seele zu retten! Solche Draufgänger-Pfarrer kann die preussische Landeskirche nicht gebrauchen! Da müssen wir ehrlich sagen: Herr, bewahre uns vor unsern Freunden! Also es bleibt dabei: Ich bin meinem ehrlichen Interesse an Ihrer Person gefolgt und stehe überhaupt auf dem Standpunkt, daß man einem so jungen Pastor nicht zu genau aufs Leder sehen soll! Aber nun sind Sie bei Ihrer Jugend mit einer unheimlichen Männlichkeit ausgestattet, so daß die Bauern innerlich gezwungen sind, Sie ernst zu nehmen. Ich habe das Meine getan. Ich will mich mit dem Hilwerkler Presbyterium zusammensetzen und vermitteln. Aber die Hauptarbeit müssen Sie selber tun, darum kommen Sie nicht herum! Es kann noch alles gut werden! Sie dürfen sich nicht zu nahe mit Ihrem braven Erzieher Krause in Lempe einlassen! Ich rate Ihnen das mit bestem Interesse. Der gute alte Krause versauert in Lempe und wäre bei seinem

wunderbaren Talent längst im Oberkirchenrat, wenn er nur nicht so, na, sagen wir mal mit Rücksicht auf Sie, wenn er nicht so romantisch wäre! Ein romantischer Pfarrer konnte bei Luthers Zeiten Erfolg haben, auch wenn man ihn verbrannte, heutzutage ist es anders! Die Kirchen sind wissende, starke Körper und haben die Aufgabe, die Pfarrer zu erziehen und zu tragen! Das gab's bei Luthers Zeiten nicht! Der alte Revolutionär hätte meinerwegen auch einen Sozialisten in den Reichstag wählen können!"

"Gott sei Dank für dieses Geständnis, Herr Superintendent! Ich bekenne: ich habe keinen Sozialisten gewählt, ich habe überhaupt nicht gewählt, und werde nie zur Bevölkerung der „Reichsschwabstube“ beitragen, wo man das Kreuz verlacht! Aber ich meine: was man Luther nicht übel nehmen kann, das soll man mir meinerwegen übel nehmen! Ich bin Evangelist und bleibe es, so wahr mir Gott helfe!"

"Mann, Mann, Sie haben es faustdick hinter den Ohren! Ich habe Sie gewarnt! Gott befohlen!"

"Gott befohlen, Herr Superintendent!"

Hans Kroppmann hielt sich aufrecht, auch in den kommenden bösen Tagen. Böse waren die. Es verschworen sich alle Hilwerkser Rücken und Tücken, die seit Jahrhunderten unberührt in der Tiefe der Volksseele sich erhalten, die tatsächlich unbenutzt, latent, wie man sagt, des gegebenen Augenblicks harren, wo sie aus der Hülle springen, in leidenschaftlicher Lebensbegehr in die Tagesordnung hineinsprangen, als hätte ein Riesengeschloß sie geschleudert.

Im Lemper Kreisblatt erschien, augenscheinlich von sachkundiger Feder geschrieben, ein Aufsatz: „Bedenkliche Widerstände des Alten gegen das Neue, und was hat der Staat zu tun?“ Der Verfasser ließ sich so aus:

"In der preussischen Landeskirche, diesem weder warmen noch kalten Gebilde, geistlicher Unduldsamkeit, mehren sich auffallend die Zeichen des Niedergangs. Die Menschen werden jung geboren und wollen möglichst lange jung bleiben, bilden sich junge Gebilde und Gebräuche, denken junge Gedanken, essen Brot von junger Frucht, kleiden sich jung und lachen mit ewig jungem Lachen, daß es von den Bergen mit dem

jungen Grün widerhält und die Götter des Olymps sich dran ergötzen! Jung blühen die Wissenschaften und Künste und Kulturen. Was nicht die frischen Farben der Jugend trägt, wird tunlichst abseits gehalten von der Tagesordnung des jungsprossenden Lebens! Nun hat das Alte, Längstüberwundene, nie eigentlich Gewesene, nur durch finstere Interessen und Geister Erhaltene einen ungemein zähen Geist, allerlei Mittel stehen ihm in Staat und Gesellschaft zur Verfügung, das Junge niederzuhalten, das Lachen zu unterdrücken, die Welt zu einem Jammertal zu machen, Vernunft und Herz des junggeborenen Menschen schon in der Wiege und dann von der Wiege bis zum Grabe zu verfinstern! Ewige Knechtschaft, ewigen Geisteschlaf, ewiges Altern und ewige Trauer ist die Welt, die diese Finsterlinge sich erträumt haben, mit der sie die Welt beglücken wollen. Fürwahr, wohin dieser Finsternismächte Auge schaut, da sproßt kein grünes Gras mehr. Und nun gibt es im ideal gelegenen schönen Bergischen Lande ein reich gesegnetes erwerbsfleißiges Dorf, ein Dorf mit guter Butter und frischen Eiern und rotbackigen Kindern, ein Dorf, darin noch der gute bergische Humor blüht und nicht nur das Dabeim und den Markt, sondern auch das Wirtshaus und die Kanzel beherrscht! Bis vor einigen wenigen Jahren war dieses Dorf ein Paradies, ein Vorbild gemeindlicher Kunst, ein Gemeinwesen, an dem jeder Nationalökonom und Soziologe und jeder gute ehrliche Christenmensch seine helle Freude haben mußte! Und alles starb über Nacht . . . woran? Welches Unwetter ist über das paradiesische bergische Dorf gekommen? Ein braver alter Pfarrer starb, und die Ältesten der Gemeinde wählten einen neuen. Einen jungen, jung an Jahren, aber mit der Seele des steinalten grauen Zeloten, eines mittelalterlichen Finsterlings, der darauf aus ist, in gewissem Sinne die geistliche Zensur und den Scheiterhaufen wieder aufzurichten. Die kerngesunde Bauerngemeinde wehrt sich mit Leibeskräften gegen diese Umwälzung ihrer destigen Geistesverfassung, es kam bereits zu bedenklichen Konflikten auch zwischen dem jungen Zeloten und seiner vorgesetzten Behörde, denn die mag ahnen, was werden muß, wenn das Unkraut zu sehr Wurzel faßt.

Die Kirche steht längst einsam und leer, ein Verkehr zwischen Pfarrhaus und Gemeinde ist kaum noch zu erkennen, denn die Gefunden haben das Vertrauen zu Krankmachenden eingebüßt. Die Eltern halten die Kinder vom Religionsunterricht zurück, weil sie nicht wollen, daß Herzen und Sinne des jungen Bluts vergiftet werden durch die Drachensaaf des Alten, Moderigen. Bereits wurden einige Ehen außerhalb der Gemeinde getraut, und die Tausen bleiben ungetan bis auf andere Zeiten. Zu einem zweiten Pfarrer scheinen die Mittel der Gemeinde nicht auszureichen, aber es erscheint geradezu unstatthaft, daß sich um des einen Widerstands willen die ganze Arbeit zersplittert. Kurz und gut: es herrschen hier Mißstände, die geradezu den bekannten Schrei gen Himmel ausstoßen und die die Regierung unbedingt ändern muß. Wir wollen es heute bei diesem Hinweise belassen. Hoffentlich zieht jener junge, nie jung gewesene Zelot die Konsequenzen aus der Geschichte und verkriecht sich hinter die düstern Lehrstühle Roms oder Rußlands, bevor man ihn gehen heißt. Auf den frischgrünen Auen preussischer Evangeliumsfreiheit hat seine Theologie nichts zu suchen, unsere Jugend ist uns heilig, seine mittelalterliche Romantik möge er begraben! Weg mit ihm!"

Durch diesen Aufsatz kam Hilwerkusen mit seinem Pfarrer in aller Mund. Sogar in Berlin und bei den obersten Kirchenbehörden mußte man sich mit dem Fall beschäftigen. Jedermann wußte auch, daß kein anderer als Dr. Schellenberg den Artikel geschrieben.

Auch Hans Kropfmann las es. Sein Herz wurde nun doch schwer. Er verschloß die Türe hinter sich, sank auf die Kniee, holte sich den einzigen Trost dort, wo er ihn zu finden wußte. Dann lud Pastor Krause in Lempe ihn brieflich zu einem Besuch ein.

Der alte Herr nahm ihn ans Herz, wie früher, wo er ihn erzog.

"Armes Pfäfflein, du gehst fürwahr einen schweren Gang, aber es ist der Gang der gläubigen evangelischen Kirche! Du bist in der Tat der berufene Typus der evangelischen Kirche

auf Erden! Lasse dir an diesem Bewußtsein genügen, mein Junge! Gelt, das kannst du doch und das willst du?"

"Ei freilich, lieber Vater, daran haperts fürwahr nicht! Ich weiche keinen Schritt!"

"Schon recht, aber dein Haar beginnt schon grau zu werden, oder schaust du nie in den Spiegel?"

"Ich lege keinen besonderen Wert auf die Farbe meiner Haare, das will ich der Theologie eines Schellenberg überlassen!"

"Gott sei Dank, Junge, dann kann's nicht fehlen! Bleibe also ruhig auf deinem Posten, bis Gott dich abrufft! Ich sehe die Dinge bereits kommen, die die Aenderung bringen! Ich bin alt und schwach, meine Tage sind gezählt, und ich bin satt des Lebens! Es ist mir, als müsse ich schon bald heimgehen in die ewigen Hütten meines Herrn! Dann wird meines Wissens der Ruf der Lemper Gemeinde an dich ergehen, folge ihm! Die augenblickliche Zusammensetzung des Lemper Presbyteriums ist dir günstig, und dein Weg wird sich von selber ebnen! Ich weiß aus guter Quelle, daß Dr. Schellenberg hier weg will und sich um die Hilwerkuser Pfarrstelle bemüht. Die Millionenburg hängt damit zusammen! So kommt der Tote zu den Toten! Also, mein Junge, wenn Christus seine Ehre von Hilwerkusen nimmt, so ziehe fröhlich deine Straße nach Lempe! Will's Gott, kriegen wir dann auch noch einen zweiten gläubigen Pfarrer hierher!"

"Wie Gott will, mein Vater, ich halte gern stille!"

"Schau, da kommt auch deine Mutter Liese! Siehst du, wie sie kräftig wurde, Junge?"

"Wirklich, liebe Mutter, du bist kräftig geworden, so warst du doch vor einem halben Jahr noch nicht!"

"Ich dank dich, Jung, dat du et deiner alten Mutter sags; wenn et nit recht is mit mich, dann muß ich in Joddes Namen en Schnitt Brot weniger essen!"

"Du bist noch immer so spitz wie früher auch, liebe Mutter!"

"Spitz, Jung? Weißde, wenn mer heutzedag nit spitz is, dann kommt mer unter dat Fußvork, sagte dein Vatter selig immer, ich denk, dat wirste auch wohl jemerkt haben, Jung!"

„Deine Mutter ist und bleibt ein Geheimnis; an der studiere ich nun schon die Jahre herum, aber ich komme nicht dahinter!“

Der alte Gottesmann lächelte. Er sah nach der eintretenden Frau Therese hinüber, aber man konnte fest darauf gehen, daß er etwas ganz und gar Ernstes sagen wollte.

„Hat man unsre brave Frau Liese wieder zwischen?“ fragte die Pfarrfrau.

„Och, wissense, Frau Pastor, dafür is unsereins ja da, wissense!“ rief das rundliche Weiblein lächelnd.

Der junge Pastor sah still forschend nach ihr hin, die ihn unter dem Herzen getragen, von der auch er sagen mußte, daß er nicht hinter ihres Herzens Geheimnis kommen konnte. Er nahm sie einmal an sich, legte die Hand auf ihren Kopf und fragte in dem väterlichen Ton, der einem Pfarrer in der Regel wohl ansteht, der aber hin und wieder ganz verkehrt verstanden wird:

„Bist du eigentlich mit deinem heiligen Vater im Himmel nicht zufrieden, liebe Mutter? Das habe ich schon längst einmal fragen wollen!“

Frau Lies hielt es in der Stellung nicht lange aus. Sie wehrte etwas verbiestert die Sohneshand ab, wurde hart und verrannte sich im Nu in die eigenen Worte.

„Och, Jung, weißde, du mußt deine alte Mutter nit so behandeln, du bis doch nit mein Beichtvatter, weißde, du kannst dich drauf verlassen, dat deine alte Mutter weiß, wat sie sagt, verlaß dich drauf, weißde!“

Die andern Herrschaften sahen einander verlegen an, verlegen und verständnisvoll. Die kleine Frau war ja immer so seltsam, saß nirgends ruhig in dem Stuhl der Güte, den man ihr angedeihen ließ, gab manchmal Antworten, die allen, die mit ihr verkehren mußten, den Kopf warm machten.

Als Hans sie nun noch verwunderter ansah, den Kopf schüttelte, machte sie kurz Kehrt und verschwand in der Küche.

Pastor Krause fragte: „Hast du deine Mutter schon mal weinen sehen, Junge?“

„Weinen? Nein, darauf kann ich mich wirklich nicht besinnen!“

„Was mag das denn mit dieser seltsamen Frau auf sich haben?“

„Ueber diese Frage bin ich mir längst klar, lieber Vater! Meine Mutter hat eine römisch-katholische Psyche; ich habe solche Fälle mehr als einmal erlebt, und ein alter Amtsbruder in Tübingen hat sogar ein Buch darüber geschrieben. Man erkennt die römische Psyche deutlich heraus, auf der Straße sowohl wie in der Eisenbahn und sonstwo. Es gibt in der Tat ein katholisches Auge! Wer das hat, der wird nie und nimmer in einem echt evangelischen Hause glücklich und zufrieden, abgesehen davon, daß eine solche Psyche sich selten ganz evangelisch machen läßt! Man sollte solche schwerfälligen Charaktere, um solche handelt es sich, nicht unglücklich machen; man sollte sie bei dem Angeborenen lassen! Nun bin ich, ihr einziger Sohn, obendrein noch „lutherscher Pfaffe“. Ich habe meine Mutter zum erstenmal in meiner Hilwerkuser Predigt beobachtet. Es ist solchen Leuten beim besten Willen unmöglich, sich damit abzufinden, daß ein Mensch Pastor sein kann, ohne daß er die Messe liest und ein weißes Gewand trägt, wie einst der Hohepriester Israels. Der Zwiespalt liegt so tief in der Seele, daß sich sogar unbewußt ihr ganzes Wesen gegen den Protestantismus auflehnt. Als ich damals in Hilwerkusen so laut von der Buße predigte und die absolute Unterwerfung unter das Wort der Schrift verlangte, ist meine Mutter mir fremd geworden. Unbewußt hält sie mich genau so unrein und minderwertig, wie meine unglückliche Tante Albertine. Für mich hat die Sache einen tiefen Lehrgehalt. Ich werde niemals versuchen, einen Menschen, der so ausdrucksvoll jenen geheimnisvollen römischen Blick hat, zu „bekehren“. Ich stehe übrigens auf dem Standpunkt, daß es, ebenso wie es in der Schrift keine Kirchen gibt, es auch nicht auf die Zugehörigkeit zu einer Kirche oder einem Dogma ankommt, um die ewige Seligkeit aus der Gnadenhand Jesu zu erlangen!“

„Es ist meine eigene alte Erfahrung, mein Junge, und ich freue mich, daß du sie bestätigst! Unter ernstern Christen sollten keine sogenannten Bekehrungen versucht werden. Zu was soll der Katholik sich bekehren? An den ewigen Christus

glaubt er oder er tut es nicht! Glaubst du an ihn, zu was soll er sich noch bekehren? Zu Luther, Calvin oder Zwingli oder Tersteegen oder den Herrnhutern oder wozu? So wahr es nach der Schrift eine einzige unsichtbare Kirche Christi gibt, so wahr werden dereinst die erstaunt dastehen, die gehofft haben, um ihrer Zugehörigkeit willen gerecht zu werden! Ist deine Mutter mit Maria und dem Papst glücklich im Glauben an ihren Gott und Christus, so möge sie darin wachsen und gedeihen, wie Gott will! Gott muß die Herzen wenden, nicht wir! Ich denke, daß deine Mutter einmal vor ihrem Ende zum herzlichen Beweinen ihrer Sünden kommt. An diesem Tage wird sie auch mit uns und dir versöhnt werden!“

\* \* \*

Nach einem weiteren Halbjahr, als die bergischen Herbststürme über die Hügel rasten, schied Pastor Krause tatsächlich von dieser Erde, auf der er so viel geschafft, viel gelitten, viel geschwiegen und viel Freude geerntet hatte. Er war ein gewaltiger Wortverkünder gewesen, ein Apostel evangelischer Freiheit, wie nicht viele in deutschen Landen. Aber er trug zugleich die Merkmale des Gekreuzigten am Leben, war ein Vergeber menschlicher Schuld um des Kreuzes willen. Eines hatte er zeitlebens in die Hallen der Lebenden hineingerufen: „Erkenne, daß du ein armer Sünder bist und vor Gott jeglichen Ruhmes mangelst, also daß du nicht selig werden kannst, denn aus Gnaden! Tue Buße und glaube an die Gnade in Jesu Christo!“

An seinem Grab standen Hunderte engerer Glaubensgenossen aus der Landeskirche. Pastor Hans Kroppmann hielt die Grabandacht, und führte dann die beiden Mütter heim ins Pastorat, dahinein er selber bald als Lemper Pfarrer einziehen sollte. Am Friedhofstor trat ihm ein Greis mit wallendem weißen Haar entgegen und redete ihn im Namen des Meisters an. Es war der alte Nachtwächter Jakobi, der Älteste und Prediger der freien evangelischen Gemeinschaft in Lempe.

„Ich freue mich, daß du auf die Lemper Kirchenkanzle

kommst, Freund Hans! Sollte dir einmal die Treppe zur Kanzel zu steil werden, so denke daran, daß der schlichte evangelische Tisch in meinem Saale dir täglich offen steht! Dasselbe habe ich dem heimgegangenen Bruder Krause gesagt. Er hat nicht gewollt! Einmal wird ja doch die Stunde kommen, wo das weltliche Kirchengebäude der königlich preussischen Landeskirche zusammenfällt, es liegt an ihrem morschen Bau!“

„Mein lieber Vater Krause hat nicht gebraucht, wollen wir lieber sagen, Vater Jakobi!“

„Das mag sein! Vielleicht brauchst du es also einmal! Ich habe dich im Auge behalten die Jahre in Hilwerkufen. Ich bete seitdem täglich, daß der Herr deinen Weg talab führen möge, damit du bergauf findest!“

„Ist es gut und schriftgemäß, auf den Zusammenbruch einer Kirche zu warten, die Gott aus der Reformation erzeugt hat, Vater Jakobi?“

„Bleiben wir bei der Wahrheit, junger Mann, und die lautet: die Landeskirche als Sammelbecken der Sonntagschristen, der christlichen Politik, des christlichen Nationalismus und des christlich politischen Konservatismus ist nie und nimmer ein Geschöpf der Reformation Christi! Die preussische Landeskirche ist jetzt nichts als eine königliche Polizeianstalt. Das empfindliche Volk hat recht, wenn es die Schriftgelehrten und Pharisäer oft schwarze Gendarmen schimpft! Wir haben heute einen braven Mann und ein geheiligtes Gotteskind begraben, fürwahr, er war trotz seines Talars ein braver Mann! Er hat mir treu geholfen, die Lemper Straßen von den Auswürflingen der Gesellschaft säubern, von jenen Menschen, die dereinst das hochzeitliche Kleid anziehen werden! Leider hatte er nicht den Bekennermut, er kam nachts zu mir. Wenn die Spione der königlich preussischen Landeskirche ihn nicht sahen. Es möge ihm nicht zur Sünde angerechnet werden, er kannte mich nicht!“

„So Gott will, komme ich bei Tage zu dir, Vater Jakobi!“

„Ei, das soll vor Gott ein Manneswort sein, Junge! Wer hätte gedacht, daß Lempe das noch erlebt? Christus sei dein Wegleiter für und für!“

## Fünftes Kapitel.

Die reformierte Gemeinde Lempe hatte gleich zwei neue Pfarrer zu wählen. Die Wahl fiel auf Hans Kroppmann und den als Schriftsteller bekannten Lic. Dr. Neu aus Westfalen. Gleich mit dem Einzug des letzteren sahen die respektvollen Gemeindeglieder in der Buchauslage des Lemper Kreisblattes das Buch des neuen Pfarrers: „Der Rabbi Jeschuah von Nazareth als Mensch, Religionsstifter und Staatsmann“ von Lic. Dr. Neu.

Man hatte gleich eine ganze Reihe des Werkes ausgestellt, es machte einen äußerst vornehmen Eindruck.

Der Pfarrwahl schloß sich eine großzügige Feier an. Der Herr Superintendent von Kemmesched verstand auch bei dieser äußerst peinlichen Situation die Würde der beiden kirchlichen Richtungen zu wahren, das bestätigte ihm ausdrücklich das Lemper Kreisblatt. Für ihn waren die beiden vor ihm knieenden Pastoren Brüder und Hirten der königlich preussischen Landeskirche, deren Würde und Interessen zu wahren sie beide in brüderlicher Duldung und evangelischer Freiheit geloben mußten. Anders konnte es nach seiner Fragestellung nicht sein. Und anders wäre überhaupt die ganze Feier nicht möglich gewesen.

Herr Lic. Dr. Neu sah neben dem hochgewachsenen breit-schulterigen Pastor Hans Kroppmann wie ein gewandter Tänzer aus. Ein beweglicher junger Herr mit dem Gesicht des Korpsstudenten und ein paar derben Schmissen. Er war sogar Reservelieutenant und in seiner westfälischen Heimat Mitglied des Offizierskorps. Bei der öffentlichen Feier im Kasino redete Herr Dr. Neu für drei, und Hans Kroppmann gar nicht. Das war sehr begreiflich, denn hinter dem bisherigen Hilwerkuser Pfarrer lag eine schwere Erzieherzeit, vor ihm lag das schwere Erbe des heimgegangenen strenggläubigen Seelenhirten; und über all dem lag die neue Sorge um den Geist, der mit dem Salonpastor in die Lemper Gemeinde einzog. Der bisherige liberale Herr Dr. Schellenberg war ein ernster Mensch, bei allem Fanatismus gegen „Muckerei und Pfafferei“ doch voll Verständnis für die Geschichte der

Kirche. Der schwere Zerstörerschritt des Scheidenden war dem ernsten Hans Kroppmann viel weniger bedenklich, als der tänzelnde Tasager des Kommenden.

In den nächsten Tagen machten die beiden Amtskollegen sich gegenseitig die Antrittsbesuche. Herr Lic. Dr. Neu kam zuerst, und mit einer hocheleganten Dame, seiner Gemahlin. Er warf im Eintreten einen forschenden Blick auf das Innere des alten Pfarrhauses und rief mit einem Anflug von Humor:

„Sie dürfen von mir die weitgehendsten Konzessionen in der Wohnungsfrage erwarten, lieber Herr Bruder; wollen Sie, so bleibe ich draußen, denn ehrlich gestanden, hier bekommt mir die Luft nicht! Ich beziehe eine der neuen Villen auf der Anstüböhe!“

„Wie Sie vorziehen, lieber Herr Bruder! Das Haus ist groß genug für uns beide. Wenn Sie als Verheirateter Gewicht auf einen der beiden Flügel legen, oder sonst Wünsche haben, bitte ich über uns zu verfügen. Ich bin unbeweibt, und meine beiden alten Damen gehören zu den Bescheidenen!“

„Nein, nein, um nichts in der Welt, ich kann es unter keinen Umständen in diesem Trauerhaus aushalten, ich muß Licht und dreimal Licht haben! Meine Frau teilt meinen Geschmack, wir sind gleich bei der ersten Besichtigung der Lemper Wohnungsverhältnisse übereingekommen, draußen auf dem Berg zu zelten. Freie Menschen pemmen am liebsten bei den Göttern, das Pastorenghetto erscheint mir als das furchtbarste aller Standesübel!“

„Sonderbar, mir ist das alte Pfarrhaus immer wie ein Märchen vorgekommen!“

„Ja, ja, es gibt ja allerlei Märchen, Herr Bruder!“

Die beiden Herren besprachen bei dieser Gelegenheit auch gleich im allgemeinen die seelsorgerliche Arbeitseinteilung. Der Herr Licentiat war sehr zufrieden, daß Pastor Kroppmann so viel Interesse an der Hausseelsorge bewies.

„So sehr ich als braver Deutscher und anständiger Pastor die Liebesarbeit schätze, so unglücklich bin ich in der Praxis an den Armen und Kleinen! Verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit, Herr Bruder, aber mir erscheinen die Deutschen, die mir gesellschaftlich nicht konform sind, lediglich als Re-

kruten! Es mag bei mir ein gut Teil erbliche Belastung sein; mein alter Herr sowohl wie mein Großvater und die Vorfahren meiner Mama waren echt preußischer Kommiss! Natürlich weiß ich wohl, was ich als Pastor den Leuten gegenüber für Verpflichtungen habe. Aber ich bin mit besonderer Absicht auf der Lemper Gemeinde kleben geblieben, weil das Presbyterium so lobenden Nachdruck auf Ihre apostolischen Fähigkeiten legte! Mit einem Amtsbruder, wie ich selber einer bin, wäre ich nie und nimmer fertig geworden, lieber sterben! Es muß dabei bleiben, daß ich an meiner Arbeit wachsen kann. Ich beschäftige mich am liebsten mit der wissenschaftlichen Theologie. Sie haben mein Buch offenbar gelesen, sonst schenke ich es Ihnen nachher. Mein ganzes Interesse geht auf das klassische Judentum, Jahwe und Moses sind meine Grundpfeiler. Auf die paulinische Theologie halte ich nicht viel, sie ist mir zu theoretisch! Die klassischen Judenreken haben mein ganzes Interesse, man sagt mir in den Kritiken nach, daß ich diese Reken ausgezeichnet als erzieherische Charaktere zu zeichnen verstehe. Nietzsche hat mir in punkto Judenverständnis einen großen Dienst geleistet. Und so stimmen wir hier ganz famos zueinander, lieber Herr Bruder, Sie als der Evangelist des Neuen und ich als der Philosoph des Alten Testaments. Die Lemper Gemeinde sollte uns danken für das unverdiente Glück, zwei so bedeutende Vertreter der preußischen Landeskirche zu haben! Ob sie's versteht, was meinen Sie? Sie sind doch hier geboren?"

"Ob Sie verstanden werden, weiß ich nicht, denn ich kenne das Bedürfnis nach Nietzsche und altjüdischer Philosophie in Lempe nicht! Daß sie mich verstehen möge, das mag Gott gnädig schaffen, sonst wehe denen, die krank sind und des Arztes bedürfen!"

"Bitte, bitte, nicht gleich tragisch! Diese Pfarrersromantik geht mir auf die Nerven, Herr Bruder! Sie müssen unbedingt heiraten! Warum sind Sie in Ihrem Alter und solch respektbeisichenden Männlichkeit noch unbeweibt? Die evangelische Kirche ist die männliche Kirche, weil ihre Diener heiraten! Ich halte einen unverheirateten Pfarrer geradezu für gemeingefährlich! Vielleicht holen Sie bald nach, was

man unbedingt nicht versäumen darf! Sie wollen doch bei anständigen Leuten verkehren?"

"Ich liebe die schaffende Reichsgottesarbeit, das ist auch mein Verkehr. Sie werden hier auch das Ihre finden, ich aber werde das Meine suchen!"

"Sie neigen wirklich zum Klosterpfarrer; das sind an sich ganz passable Leute, aber ich liebe nun einmal nicht die Ruhestörer von Beruf! Unser Herr Superintendent in Kemmesched scheint mir da ein famoser Chef zu sein! Nun ja, wir werden miteinander auskommen! Warum nicht? Die Verschiedenheit unserer Grundsätze führt uns automatisch so verschiedene Wege, daß wir uns kaum auf krumme Säbel fordern werden! Im übrigen suum cuique mit allen Bequemlichkeiten!"

Das allgemeine Urteil der Lemper Kreise, auf die es ankam, über den Herrn Licentiaten stand bald fest:

"Ein ausgezeichnete, herzerfrischender Pastor!"

Ueber den andern sagte man:

"Ein tiefreligiöser herzensguter Seelsorger für die Armen, eine bessere Ergänzung zu Dr. Neu konnte die Gemeinde sich gar nicht wünschen!"

Das Presbyterium einigte sich auf die Formel:

"Zwei junge, gesunde und ausgezeichnet sich ergänzende Kräfte, die Gemeinde ist in guten Händen! Schließlich sind wir ja auch noch da!"

Pfarrer Hans Kroppmann legte sich ohne Widerrede den ganzen seelsorgerischen Dienst auf die Schultern, den bisher sein geistlicher Vater Krause so lange geleistet, dem er die Eigenart gegeben. Das industriereiche Lempe gehörte zu den stark absorbierenden Städten des Westens, das heißt, die Tuchindustrie und besonders die staubige Spinnerei verursachte viel schleichendes Leiden. Lempe verzeichnete den größten Prozentsatz an Lungenkranken. Außerdem hatte die Textilindustrie die eigenartige Wirkung, daß sich an ihren Mittelpunkten eine sittliche Zersetzung festsetzte, eine Sucht nach Tingeltangel, Spiel und einem starken Alkoholverbrauch. Wie andere bergische Industriestädte berüchtigt waren wegen ihren Messerstechereien und Langfingerereien, so behielt Lempe seinen alten „Ruhm“ als Dotschlägerneß auch in der Zeit der industriellen

Höherentwicklung. Verbunden mit diesen sittlich minderwertigen Zuständen waren viel häuslicher und ehelicher Jammer, ungesunde Kindererziehung, viel Ehescheidungen, vor allem ein maßloses Umsichgreifen der Partei aller Unzufriedenen, der Sozialdemokratie. Die Genossen, die sich bis dahin mit dem Knippshildschen Lokal beholfen, bauten nach Aufhebung des Sozialistengesetzes zuerst ein feines, großzügiges Genossenschaftshaus mit eigener Bäckerei, darin große Lokalitäten für einen neuen Konsumverein, dem man den stolzen Namen „Vorwärts“ gab. Fritz Jakobi wurde zum Direktor der neuen Parteibetriebe gewählt und trat um die Zeit den neuen Wirkungskreis an, als die beiden Pastoren eingeführt wurden. Kurz und gut: das Bedürfnis nach geistlicher Seelsorge und Trost in Not war für Hans Kroppmann vorhanden, und er schaffte, schaffte, schaffte. Er wurde bald gesehen. Seine jungstarke Art schlug Funken aus dem harten Lemper Boden. Er war wie ein bewährter Arzt immer unterwegs. Allerdings ließ er dabei seine Evangelistenarbeit nicht brach liegen. Der Gedanke, der Herr Amtskollege könne ihn mal in der Predigt vertreten, kam ihm überhaupt nicht. Es scharte sich bald eine engere Gemeinde um sein Wort, Leute, die ihn nicht missen mochten. Aber darauf beschränkte sich seine Predigt nicht. Sein Ruf als Kanzelredner drang bis in die besseren Lemper Kreise und weit über die Stadtgrenzen hinaus. Was von Hilwerkusen aus unnatürlich erschienen wäre, fand sich hier als selbstverständlich. Es kam über die beiden Pastoren zu Debatten, in den Presbyterien, im Kasino, in den Salons. Man fand die Weise des Herrn Licentiaten interessant und modern, das Wort Salonpastor fiel mehr als einmal, man stellte dem eleganten Herrn die höchsten kirchlichen Ämter in Aussicht. Aber über Pastor Hans Kroppmann redete man in ganz anderen Tönen. Ganz andere Abmaße hatte man für ihn. Man nannte ihn einen Großen, eine evangelische Führernatur von unerhörter Durchschlagskraft und Männlichkeit, einen zweiten Luther. Den tiefsten Sinn aber wollte offenbar die Armen verbergen, wenn sie von ihm sagten: „Se es de jonge Vatter Krause!“

Einen sichtlichen Sondererfolg hatte Pastor Kroppmann

von vornherein zu verzeichnen: die offenkundige Sympathie der Frau Pastor Neu. Bald wußte jedermann, daß die elegante junge Frau immer fehlte, wenn ihr Mann predigte, nie fehlte, wenn Pastor Kroppmann das Wort verkündete. Darüber hatte Hans Kroppmann einmal sogar mit seiner Mutter eine Auseinandersetzung.

„Was du nicht alles siehst, liebe Mutter; aber wenn es dir Freude macht, will ich dir dein gutes Auge gönnen!“ sagte er.

Das Lies gab keine weitere Antwort. Ihre Seele trug sichtbar die Kennzeichen des Dankes zu Gott für das, was er ihr beschert. In das Studierzimmer des Sohnes kam keine Hand als die ihre. Sie stand oft, mit dem Flanellappen in der Hand, in dem mit Büchern gespickten Raum und ließ die Augen über die Geheimnisse gleiten, die ihre stille verhaltene katholische Seele überall sah. Seit dem Heimgang des alten Pastors war ja sie die eigentliche Hausherrin, wenn sie das auch mit keinem Blick verriet. Die müde gewordene Witfrau Krause verkroch sich in die beiden Zimmer, die sie von dem Pflegesohn erbeten, und lebte im Dienst an den Armen wie bisher. Frau Lies, die nicht so gut mit der Nadel fertig wurde wie sie, verschenkte nichts lieber als gerade die ungemein destigen und praktischen Sachen aus der Hand der Frau Pastor Krause. Die beiden kamen sich, seit Pastor Kroppmann eingezogen, viel näher. Wurden wirkliche Freundinnen. Der junge Pfarrer war der edlen Witwe gegenüber der tadellose, ehrfurcht- und dankerfüllte und liebende Sohn geblieben. Man konnte sich kein idealeres evangelisches Pfarrhaus denken, als das Lemper.

Eines Tages traf Pfarrer Kroppmann auf der Straße zum erstenmal seit langer Zeit wieder mit Fritz Jakobi zusammen.

„Mein lieber Jakobis Fritz, ei, Mensch, du bist ja ein Prachteremplar von Mann geworden!“

„Du nennst mich also wirklich noch du? Ich glaubte schon wunder welch großen Bogen der weltberühmte Kanzelredner um den Proletariersohn machen würde!“

„Unsere Väter gehörten zu derselben Klasse, Fritz, oder hast du das vergessen?“

„Ja, weißt du, das mit dem Wort Proletariersohn hat seinen eigenen Sinn. Dein Messias nannte sich ja immer den Menschensohn, so ist es auch hier mit dem Proletariersohn gemeint, ich bin der Vertreter der Armen!“

„Das freut mich, Fritz, dann sind wir gute Berufsgenossen!“

„Ja, ja, ich habe schon allerlei über dich gehört; wenn alle Pfaffen so wären, wie du! Uebrigens gibt es ja auch sozialistische Pfaffen, nicht nur in der Schweiz, sondern auch bei uns; ich glaube sogar, daß es deren im Geheimen mehr gibt, als man ahnt! Wie wäre es auch anders möglich? Ein grundsätzlich ehrlicher Mensch kann bei näherem Zusehen gar nicht anders als sozialistisch sein! So habe ich also auch etwas Gutes an mir, mit dem ich dir aufwarten kann! Daß wir beide mal in der Reichstagswahl konkurrieren, glaube ich nicht! Also freue ich mich ehrlich, daß du mich mit dem alten Du wieder begrüßt hast!“

„Du sagtest soeben, daß auch du dein Gutes hast, Fritz, ich lasse es gern gelten! Ich denke, daß einmal nach dem Gesetz des ewigen Gottes alles Gute sich zu Hauf sammelt, von Jesus Christus eingesammelt wird in die ewigen Scheunen! Das Gute wird einmal zu einem großen Einheitsbau aller Nationen werden! Aber erst wenn von Menschenmacht und Parteien nichts mehr übrig geblieben ist, als das eine Große: das Sehnen nach wirklicher Erlösung von Schuld, Last, Sorge und Sünde!“

„Das hofft sogar mein alter Großpapa Jakob! Ich drücke mich gewöhnlich nicht in der Sprache Kanaans aus! Der Sozialismus ist eine ganz moderne Wissenschaft. Aber daß die Charaktereigenschaften, mit denen du deine unstreitbar guten Taten am armen Menschen tuft, einmal mit meinen Grundsätzen und der goldenen Seele meines halb närrischen Großvaters zusammenkommen werden, um zu einer neuen Gesellschaftschöpfung Stoff zu liefern, glaube ich ganz gewiß!“

„Gott möge dir diesen Glauben erhalten, lieber Fritz, es ist der Kinderglaube der Menschen und vom Vater aller gelehrt! Ich bete schon lange darum, daß uns beiden das-

selbe ewige Ziel winken möge, das Gotteskinderreich, wo auch deine Partei zum Schemel Seiner Füße werden muß, wenn sie nicht zum Schemel Satans, des Erfinders des Atheismus, werden will!“

\* \* \*

Herr Lic. Dr. Neu machte sich ein Vergnügen daraus, Pastor Kropmann über die Verhältnisse der Millionenburg auf dem Laufenden zu halten. Man merkte ihm dabei viel Neid auf den Amtsbruder Dr. Schellenberg an, der die Burgleute sehr beeinflusste und wie ein Schloßprediger aus alter Zeit herrschte, wenn man Dr. Neu reden hörte.

„Jedenfalls haben auch diese Leute den Pfarrer, den sie verdienen, Bruder Kropmann, wenn ich mal ein altes Wort variieren darf! Dr. Schellenberg kommt aus der Schwerindustrie, er wird auch die neueste Heirat auf der Burg zu verantworten haben!“

„Welche neue Heirat soll das sein?“

„Es hat allerdings nicht in den Lemper oder Hilwerkuser Meldeamtsregistern gestanden. Die Burgleute haben offenbar eine echt junkerliche Abneigung gegen uns Stadtplebejer. Aber es ist in der Gesellschaft längst bekannt, daß die junge Witwe Bendermann heute Frau von Kamp heißt und auf Großkampen in Ostpreußen residiert. Der Agrarier von Kamp wiederum ist der Sohn des rheinischen Groß- und Schwerindustriellen Kamp und ein gewaltiger Mammonsfürst unter seinesgleichen. Das unerbittliche Gesetz des Goldes hat also auch hier wieder sein Opfer gefunden! Ich kenne den jungen Kamp persönlich und muß sagen: Wäre ich der Burgfamilie nahegestanden, hätte man mich um Rat gefragt, ich würde vor dieser Ehe dringend gewarnt haben! Jedenfalls hat man einen triftigen Grund gehabt, als man sich in London trauen ließ. Von einer Neigungsheirat kann hier keine Rede sein. Wer den jungen Kamp kennt, der ist davon überzeugt. Ich befürchte, daß aus dieser Ehe nach keiner Seite Heil erwachsen wird!“

„Und das arme Kindlein?“

„Ach so! Merkwürdig, Sie sind der erste, der von diesem

Kindlein redet! Mich hat bisher noch keiner nach seinem Schicksal befragt! Es ist bei seiner vornehmen Frau Großmama geblieben. Was sollte so ein Unglückswurm auch unter der Faust des jungen Kamp? Raub und Mord wäre daraus entstanden! Ich sage Ihnen, Bruder Kropfmann, wenn jemals im Interesse des Mammons ein Verbrechen am Menschenleben begangen wurde, so wurde hier ein Kapitalverbrechen begangen! Mehr darf ich nicht sagen. Die Zeit wird alles erbringen. Und dann wird es zu spät sein! Ich bekenne gern, daß mein Gewissen durch diesen krassen Fall einen argen Stoß erlitten hat. Kennen Sie übrigens die Familie der Burgleute näher? Sie sind doch ein Lemper Kind?"

„Es sind meine nächsten Verwandten! Frau Kubik ist die Schwester meines Vaters und hat gemeinsam mit meiner Mutter in der Larsch'schen Tuchfabrik am Plüstisch gestanden!"

„Das ist ja äußerst interessant! So also entstehen die die eigentlichen Romane! Aber was haben Sie weiter dazu zu sagen? Es brennt Ihnen ja förmlich aus den Augen!"

„Zu sagen ist da nichts mehr, als das Eine: daß meine arme Tante vom Satan lebt und ich mich bemühe, von der Gnade meines Gottes zu leben!"

„Das kann unter Umständen viel heißen! Eigentlich heißt es nichts anderes, als daß Ihre Tante ein reicher Mensch ist und Sie arm. Ich kann mir gut denken, daß sich in dem berühmten Arbeiterpastor von Lempe ein scharfer Vernichtungsprozeß gegen die reiche Tante abspielt, Ihnen und Ihrer Theologie zur Lehre! Das ist die gute Seite der Tragödie. Die andere ist und bleibt in allen Lagen die: Ihre Tante ist unermesslich reich geworden, und Sie haben mit Ihrem Pastorengelalt kaum soviel, daß Sie heiraten können, ohne nach dem Gelde zu sehen."

„Es gibt unter der Sonne kein ärmeres Menschenkind, als meine Tante auf der Millionenburg! Denn in ihren Händen gerinnt alles zum Fluch und Blut, sogar ihre Liebe. Die blinde Frau ist verflucht, tausend Glücksmöglichkeiten zu ahnen, ohne eine einzige sehen zu können! Sie ist in der Lage, sich Schwiegeröhne kaufen zu können, und thront auf ihrem goldenen Schloß wie eine angefettete Königin,

die niemals das Glück der Freiheit zu kosten bekommt, die von allen betrogen wird, mit denen sie in Berührung kommt, und die alle betrügt, die sie suchen! Und der Tag wird kommen, wo ein einziger Schlag aus den Wolken die ganze Herrlichkeit in Schutt und Asche verwandeln wird!"

„Das fragt sich noch sehr, lieber Herr Kollege, Gott Mammon ist und bleibt stärker als der Gekreuzigte. Und eher wird die ganze Christenheit ans Kreuz geschlagen, als daß Mammon sein Reich in dieser Welt einbüßt. Denn mit ihm steht und fällt das große glorreiche deutsche Vaterland. Uebrigens kommt es hier auch sehr auf die Herzensstellung des Mammonspriesters an. Ich habe den Verdacht, daß Ihre Frau Tante auf ihrem Goldschloß außerordentlich glücklich ist. Was sie mit den Augen nicht sieht, das fühlt sie mit den Fingern, und über allem steht die Macht ihrer Zahlungsfähigkeit. An einer zahlungsfähigen Frau gehen hundert Männer zugrunde, aber nicht umgekehrt! Dr. Schellenberg wird einen harten Stand haben, wenn seine Bedürfnisse sich über einen guten Tisch hinweg erstrecken. Man munkelt nämlich, er habe Absicht und Aussicht, die stolze Blinde zu ehelichen! . . . Uebrigens, damit es erledigt wird, meine Frau rechnet damit, daß Sie uns mal einladen. Es sieht ja fast wie Unbehaglichkeit aus, wie Sie uns behandeln! Sie und Ihre verehrte Frau Mutter!"

„Ich will es meiner Mutter ausrichten! Sie müssen dann vorlieb nehmen! Ich bin Junggeselle!"

„Ich lasse also bestens grüßen! Auf Wiedersehen!"

Pastor Hans ging sinnend heim. Er hatte das Gefühl, als fröre ihn am warmen Tage. Er hatte seine Tine ehrlich und herzlich geliebt. Nun war sie unwiederbringlich für ihn verloren! Daran dachte er jetzt zum erstenmal in seinem Leben.

Als er seiner Mutter den Wunsch des Licentiaten ausrichtete, sah er fast unglücklich aus. Ja, er sah fast ungeistlich aus. Das alte Lies staunte ihn an.

„Meinst du also, daß wir es riskieren könnten, liebe Mutter? Die Neu's Herrschaften sind es gut gewohnt. Meinst du nicht, daß wir Mutter Krause bitten sollen, uns bei der Bewirtung beizustehen?"

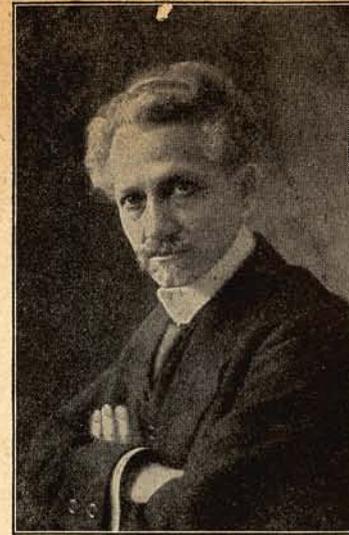
„Dat is jar nit nötig, Jung, die Tante Krause is alt! Ich versteh von die Küche auch soviel, dat eine anständige Pastorsfrau bei mich schon essen kann. Auf dat Klavimpel kann ich allerdings nir vorspielen und du auch nit; wir sind und bleiben eben Arbeitsleut, mußt du nit verjesse, Jung; wenn du auch Paschor bis, weißde . . .!“

„Du bist und bleibst meine liebe kluge Goldmama, du weißt ja gar nicht, wie köstlich du bist in deiner Naivität! Geradezu zum Bändiger wirst du mir, wenn die Welt mit ihrem Glimmern und Schimmern mir die Augen blendet! Wir wollen also die Neu's Herrschaften einladen! Wenn es ihnen bei uns nicht gefällt, bleiben sie nächstens einfach weg! Ich will nun endlich auch einmal zu der Jakobischen Gemeinschaftsstunde gehen, heute ist Dienstag, das trifft sich gut! Ich erzähle dir dann über das Erlebnis!“

„Jeh in Joddes Namen, Jung, und grüß mich den Herr Nachtwächter auch, wenn du so jut sein wills!“

Er sah sie beim Abschied ganz besonders an, sah ihr ins Auge, so daß sie ihn in ihrer resoluten Art wieder ansehen mußte aus innerstem Herzensdrang. Und wiederholte fast feierlich ihre eigenen Worte: „Wir sind Arbeitsleute, Mutter, an das Wort will ich mich erinnern, bis der Herr abrufft von der Erde. Ich habe heute auch zum erstenmal dein Geheimnis durchschaut; du bist eine gesegnete Mutter für den Armenpastor!“

In späteren Jahren hat er oft erzählt, daß das Wort der kleinen Lies ihm damals zum Wendepunkt seines Lebens wurde. Er wollte damit sagen, daß er sich zum erstenmal darüber klar geworden, was sein Leben ihm selber zu bedeuten hatte.



J. C. J.  
Ommerborn

## Die Opfer der Goldsünde

Broschiert M. 24.—

Gebunden M. 30.—

Eine ergreifende Schilderung vom Niederrhein, spannend bis zum letzten Satze. Wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze, lebenswahre Geschichte das Gotteswort: „Ich will die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern.“ — Aber auch das andere: Die persönlich erlebte Heilandsgnade macht sittlich freie, kraftvolle Menschen. — Hier ist ein Buch, das zum Nachdenken anregt, das besonders Männern von Segen sein kann.

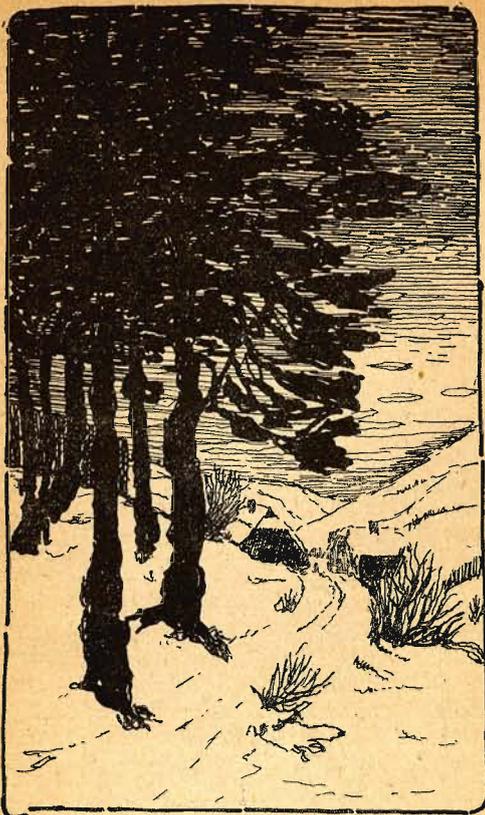
## Mein Freund und Weggenosse Fritz Binde

Broschiert M. 22.—

Gebunden M. 28.—

Fein ziselierte Bilder aus dem Leben des einstigen Mitkämpfers und Parteigenossen; zugleich eine Geschichte der geistigen Strömungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei vor etwa 20 Jahren, bis beide (Ommerborn von Binde „gezogen“) ihre Damaskusstunde erlebten. Ein Buch für Männer, besonders für solche, die noch fernab stehen und noch zu sehr von der Parteien Haber und Gezänke mitgerissen werden und bei den wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart die Sorge um die eigene Seele zu leicht nehmen.

Aus: Vom Lebensweg



Wohin, o Wanderer, in der Flucht der Zeiten,  
Wohin im Strome der Vergänglichkeit?  
Wohin, o Fremdling, dessen Jahre gleiten,  
Wie Wellen in das Meer der Ewigkeit?  
Zum alten Gott, dem Lenker der Geschehnisse,  
Dem Fels der Treu, der unverändert bleibt,  
Zu ihm erhebe mutig Herz und Blicke:  
So wirst du bleiben, wenn die Welt zerstäubt.

A. Natorp.

In unserm Verlage erschien:

## Vom Lebensweg

In feiner, gediegener Ausstattung bieten wir unter obigem Titel ein brauchbares Geschenkbändchen von bleibendem Wert an. Der bekannte Dichter, A. Natorp-Kadevormwald, gab herzerquickende Leitverse für jeden Monat, die mit niedlichen Federzeichnungen von Elisabeth Girndt-Neukölln geschmückt sind. Der Druck erfolgte auf holzfreiem Papier in zweifarbiger Ausführung. Zwischen jedem Monat sind eine Reihe Blätter freigelassen für Eintragungen jeglicher Art. Also ein Gedtenbuch für alle Tage und für jung und alt.

Wozu dient nun das Geschenkbändchen „Vom Lebensweg“? Es ist gedacht als Gedtenbuch für frohe und erhebende Zeiten für alle, die es der Mühe für Wert halten, solche köstliche Erinnerungen festzulegen.

Es ist gedacht, als Gedtenbuch für unsere Kinder, von denen wir manch Wörtlein aufschreiben, was ihr kleiner Plappermund uns kündete. Also eine feine Gabe für junge Mütter.

Es ist gedacht als Poestalbum und Spruchbüchlein für unsre heranwachsende Jugend, und wer sich kurz fassen kann, dem mag es wohl auch als Tagebuch dienen.

Es ist gedacht als Gästebuch, zu bewahren die Zeiten froher Gemeinsamkeit im gastlichen Hause.

So legen wir für alle festlichen Gelegenheiten ein Geschenkwertchen auf den Büchertisch — Geburtstag, Verlobung, Vermählung, Weihnachten, Konfirmation, Abschied, Reise und andere Veranlassungen — so mag es einem langgehegten Wunsche Erfüllung bringen und uns als Schenkende und Beschenkte zur Freude dienen.

Preis in feinem Batikumschlag gebunden M. 30.—

Bücherei Montanus, G. m. b. H.,

Barmen-Wichl.

Postcheckkonto: Dortmund 11 890, Basel V / 6020.

Man schenke  
**Schriften, die Ewigkeits-Werte vermitteln**  
können:

In unserem Verlag sind erschienen:

**Herrmann: Wüßtens doch die Leute . . .!**  
— **Warum hast du kein hochzeitlich  
Kleid an?**  
Jedes Heftchen M. 0.80

Zwei Evangelisationschriften, die vom Bann der Sünde,  
von lange verborgen gehaltenem Fluch und Last, aber auch  
von der Gnade der Vergebung durch Jesu Blut zeugen.

**Nagel, G. S., Kommunismus und biblische  
Weltanschauung.** M. 2.50

In klaren Worten, am ewigen Gotteswort geübt und von da  
aus diese Zeit-Krankheit in ihrem geschichtlichen Werdegang  
beleuchtend, lehrt uns der Verfasser, wie wir uns als Christen  
dazu stellen sollen.

Als Heimat-Missionschrift sei empfohlen:

**M. Michalsky-Knak, Santoro, der Zigeuner-  
knabe.** Preis nur M. 2.50

Eine lebenswahre Geschichte von den „braunen Kindern der  
Landstraße“. Wir wünschen das schmucke, billige Büchlein  
in den Händen von recht vielen deutschen Christenkindern.  
Den Umschlag zeichnete Kunstmaler Gengnagel in Darmstadt  
und Stadtmissionsinspektor Pastor Thieme in Berlin gab  
dem Buch eine warme Empfehlung mit.

**Bücherei Montanus, G. m. b. H.,  
Barmen-Wichl.**

Postcheckkonto: Dortmund 11 890, Basel V / 6020.

*St. Hieronymus vlt 74/160*

152f, 57f, 64, 131f, 138f, 142, 146, 147, 152f, 15A, 162f  
172f, 186f, 202f, 210, 216f, 223, 229, 231, 24f, 245f  
250f, 257, 258f

UB Frankfurt



55 095 760